Bibl. M. Antiqua. p. 79.

<36605138060010

<36605138060010

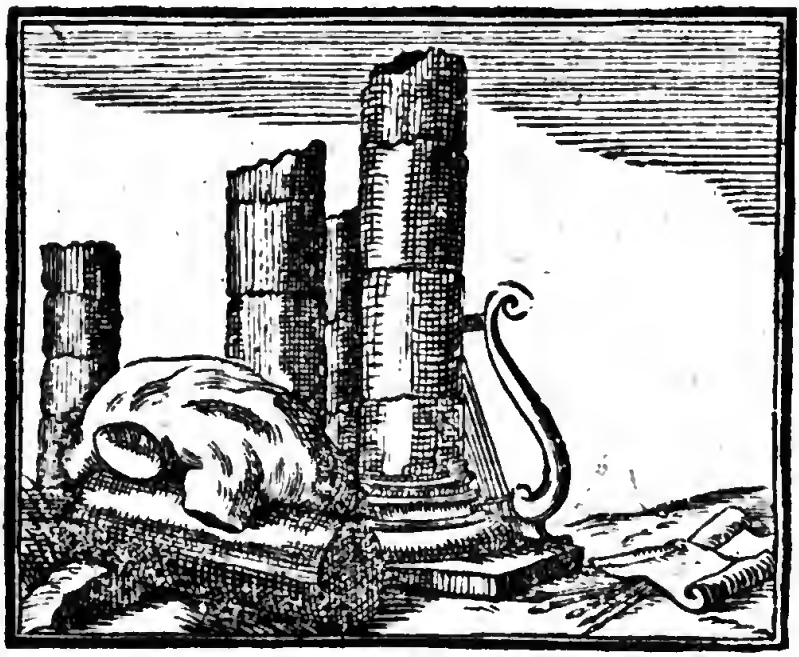
Bayer. Staatsbibliothek

Loc. 4

44

Fried: Schiller.
Mlle B. Rock del:
Dresden.
M. Schreijer fec:
Schultze direx:

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Vier und Vierzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig, 1791.
In der Dyckischen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

I.

Ueber den dramatiſchen Roman.

Der Sinn des Geſchmacks und das Gefühl des Schönen, das bekanntlich oft mit demſelben Namen bezeichnet wird, haben unter mehrern Eigenſchaften auch dieſe mit einander gemein, daß ſie um deſto ſchwerer zu befriedigen ſind, je mehr ſie ſich ausbilden und verfeinern. Im Phyſiſchen, wie im Geiſtigen, geht der Menſch faſt immer von dem natürlichen, einfachen Genuſſe zu dem künſtlichern und zuſammengeſetztern über. Das Mährchen wird allmälig zur Epopöe, der Dialog zum Drama, der regelloſe Ausbruch der Freude zum wohl geordneten Liede. Der Stoff bleibt derſelbe, aber die Form ändert ſich. Ein Glück für den Dichter, wenn die von ihm erfundene ſich an die Gegenſtände ſo genau und ſchön anſchließt, wie die erzählende an Muſarion und die dramatiſche an Nathan, den Weiſen.

Es wäre ein Wunder, wenn der Roman, dieſer von ſo vielen angebaute Theil der ſchönen Litteratur, immer nur eine Geſtalt in Deutſchland behalten hätte. Nicht allein unſere Liebe für die Erfindungen der Engländer und Franzoſen und die häufige Plünderung ihrer Schätze laſſen das nicht erwarten: auch die mannichfaltigen Zwecke, die bey dem Roman Statt finden, und der gegründete Rath angeſehener Kunſtrichter, ihn pragmatiſcher

zu bearbeiten, mußte die Schriftſteller auf neue Einkleidungen leiten. Es war einmal eine Zeit, wo man dieſe Dichtungsart allgemein für nichts anders anſah, als für ein Mittel müßige Stunden auszufüllen: aber dieß Vorurtheil herrſcht wenigſtens, nach der Erſcheinung Agathons und anderer Meiſterwerke, nur noch unter dem großen Haufen von Leſern. Der denkende Kopf betrachtet den Roman nicht mehr aus dieſem niedrigen Standpunkte. Für ihn iſt er eine Reihe von Begebenheiten, die aufs innigſte mit einander verknüpft ſind, eine Kette von Urſachen und Wirkungen, deren Reſultat die Löſung eines pſychologiſchen Problems iſt, und die Wahl der Form folglich, ſchon nach dieſer Rückſicht, nicht gleichgültiger, als die Wahl des Süjets. Wenigſtens kann ich mich kaum überreden, daß Camille ſo ſchuldig und doch ſo liebenswürdig erſcheinen und Valmonts Charakter ſich in dem Maaße entwickeln würde, wenn der Dichter, ſtatt ihrer, das Wort führte.

So groß indeß der Werth iſt, den ich auf die Form des Romans lege, und ſo genau mit ihr die Vortreflichkeit der pragmatiſchen Darſtellung nach meinem Urtheil zuſammenhängt, ſo bekenne ich doch frey, daß gerade diejenige Form, die ſo ganz eigentlich für die Erreichung des eben genannten Zweckes erfunden zu ſeyn ſcheint, ihre Wirkung auf mich ſtets verfehlt hat. Es kann ſeyn, oder vielmehr, es iſt ausgemacht, daß dieſe Aeußerung Manchen dreiſt, wenigſtens voreilig dünken wird. Der dramatiſche Roman, ein Alcibiades, ein Friedrich

drich mit der gebißnen Wange, ein Mark-Aurel haben ihr Publikum gefunden und finden es noch, und ich wage es, ihren Werth zu bezweifeln. Indeß — der Erſte und Einzige bin ich wenigſtens nicht, der ſich dieſer Verwegenheit ſchuldig macht. Mehrere Kunſtrichter fühlten, wie ich, und gewiß würde es dieſes Verſuches gar nicht bedürfen, wenn ſie ſich nicht blos auf ihre Empfindungen berufen, ſondern zugleich auf die Zergliederung derſelben gedacht hätten. Daß ich mich übrigens hier nicht anheiſchig mache, die Unmöglichkeit dieſer poetiſchen Gattung zu erweiſen, brauche ich für Kenner kaum zu erinnern. Die äſthetiſche Möglichkeit und Unmöglichkeit einer Dichtart läßt ſich bekanntlich nicht eher darthun, bis wir uns über den Begriff der Schönheit vereinigt, oder ein feſtes Princip der Theorie der ſchönen Künſte aufgeſtellt haben. Meine Abſicht kann daher keine andere ſeyn, als auf die Urſachen, die die Wirkung des dramatiſchen Romans hindern, aufmerkſam zu machen; aber auch dieſe Bemühung wird man hoffentlich nicht für überflüßig und unverdienſtlich erkennen.

Wenn man alſo, wie billig, nicht jedes Gewebe von Schickſalen, das ein erfinderiſcher Kopf, nach eigener Willkühr, bis zu einer gewiſſen Länge ausſpinnt und dann endet, mit dem Titel eines Romans beehrt, ſondern dieſen Namen nur für Werke aufſpart, die die Darſtellung eines Charakters beabſichtigen, ſo bemerkt man bald, daß hier eine doppelte Rückſicht eintreten kann. Die erſte iſt,

wenn der Dichter die mannichfaltigen Züge und Schattirungen eines Charakters, den er als ſchon gebildet annimmt, entwickelt, die zweyte, wenn er den Charakter ſelbſt erſt vor unſern Augen entſtehen läßt. So verſchieden die Fälle, ſo verſchieden auch die Behandlungsart.

Sollen wir den Charakter kennen lernen, ſo kann dieß allein durch die pragmatiſche Ausführung einer Handlung geſchehen. Der Dichter wird ſeine Perſonen unter Umſtände verſetzen müſſen, wo ſie ihre Denkungsart und Geſinnungen äußern können. Ein unbefriedigter Wunſch, ein Verlangen wird ſie beleben; Schwierigkeiten die Erfüllung hindern, oder verzögern, und die Ueberwindung derſelben das Mittel werden, in ihrem Innern zu leſen. So der Verfaſſer der ſchon genannten Camille. Durch die Richtung aller Kräfte zu einem Ziele können die Theile eines ſolchen Romans zu einem einfachen ſchönen Ganzen verbunden werden. Von der Erreichung oder Vereitlung der Abſicht hängt gewöhnlich die Dauer dieſer Dichtungen ab, die ſich von den dramatiſchen einzig durch die Form unterſcheiden.

Anders der Dichter, der einen Charakter ſchafft. Die Lage und Verhältniſſe, in denen ſein Held erſcheint, zwecken darauf ab, ihn zu bilden. Unter ihrem Einfluſſe ſoll der Leſer ihn dieſen Menſchen, dieß Individuum werden ſehn. Dort waren die äußern Umſtände blos die Veranlaſſung, ſchon vorhandne Maximen und Neigungen hervorzuziehn; hier werden ſie das Mittel, ſie in der

Seele

Seele zu erzeugen. Daß Agathon kein andrer iſt, hat in ſeiner Erziehung in dem Tempel zu Delph, in ſeiner erſten Liebe für Pſychen, in ſeiner Zuſammenkunft mit dem üppigen Hippias, in ſeiner Schwachheit für die verführeriſche Danae, in ſeinem Aufenthalte zu Syrakus und in tauſend andern Umſtänden ſeinen entſchiedenen Grund. Ein Glied aus der Kette, und Agathon hätte ſich nie überzeugt, daß die Wahrheit zwiſchen dem Syſtem des Hippias und des Plato, aber näher bey dieſem, als bey jenem liege. Je vollſtändiger und beſtimmter der Charakter zuletzt vor uns ſteht, deſto größer iſt des Dichters Verdienſt.

Meine Leſer verſtehen von ſelbſt, warum ich dieſen Unterſchied feſtſetze. Nicht Schilderung ſchon entwickelter Neigungen und Empfindungen (hierzu bedürfte es nicht des ganzen Lebens, höchſtens einer merkwürdigen Epoche aus dem Leben eines Menſchen,) ſondern ſtufenweiſe Entfaltung eines Charakters haben wir im dramatiſchen Roman zu erwarten. Und ſo entſteht dann die Frage: läßt ſich dieſe Abſicht vollkommener in der erzählenden, oder in der dramatiſchen Form erreichen? Ohne über den Werth der Dichtungsart, die ich beurtheile, im Allgemeinen abſprechen zu wollen, begnüge ich mich, auf folgende Verſchiedenheiten aufmerkſam zu machen.

Der Charakter des Menſchen iſt bekanntlich das zuſammengeſetzte Reſultat von mannichfaltigen Erfahrungen, zu denen wir auf eben ſo mannichfaltigen Wegen gelangen. Weit gefehlt, daß

ſich unſre Grundſätze und Abſtraktionen nur durch Geſpräch und Unterricht entwickeln ſollten, eignen ſich vielmehr einen großen Theil unſerer Bildung die Gegenſtände der ſtummen Natur, einen andern die Meiſterſtücke der Kunſt, einen dritten die Schriftſteller, deren Werke wir leſen, einen vierten die Vergnügungen, Sitten und Gewohnheiten des Volkes zu, unter dem wir erzogen werden. Schon dieſe Verſchiedenheit der Eindrücke und der von ihnen abhängenden Wirkungen ſcheinen nicht auf Einheit der Form, und am wenigſten auf die ausſchließende Wahl der dramatiſchen zu leiten. Es iſt zwar allerdings richtig, daß der Anblick uns weit vollſtändiger und ſchneller, und eben deshalb auch weit lebhafter, von der Natur eines Gegenſtandes unterrichtet, als die ausführlichſte, ſchönſte Schilderung. „Die Sprache, ſagt daher ein treflicher Schriftſteller ſehr ſcharfſinnig, bleibt unvollkommen und dürftig, in Abſicht auf die Veränderungen der Seele, wenn ſie ſelbige nicht unmittelbar durch die Rede ausdrückt, ſondern zum Gegenſtand ihrer Beſchreibung macht.“ Allein wie nicht leicht irgend ein Satz der Philoſophie eine uneingeſchränkte Anwendung leidet, ſo, dünkt mich, ſey es auch hier, ungeachtet ich gern glaube, daß eben dieſe oder eine ähnliche Reflexion manchen Dichter zur dramatiſchen Darſtellung bewogen haben mag. Wäre es, um das Wie? eines Charakters begreiflich zu machen, ſchon genug, die Gefühle und Urtheile eines Menſchen, von Zeit zu Zeit, in einer Unterredung mit andern darzulegen, welche

welche Form entſpräche dieſer Abſicht beſſer, als die genannte? Allein was gewinnen wir durch eine auch noch ſo lange und noch ſo mannichfaltige Reihe von dialogiſchen Scenen, wenn ſie uns nicht zuletzt, wie im Drama, zu einem befriedigenden Aufſchluſſe führen, oder, mit andern Worten, wenn wir im Roman nicht eben ſo gut, wie dort, etwas werden ſehen? Was hilft es, daß der Schriftſteller, den Charakter, den er zu entfalten denkt, von mehrern Seiten und, wofern er ſeiner Kunſt Meiſter iſt, auch in manchen intereſſanten Situationen zeiget? Der Leſer will nicht blos wiſſen, was dieſen Stolz entzündet, genährt, belebt habe; er will über die äußern Umſtände und über den Einfluß der Geſellſchaft, des Ortes und der Zeit im Dialog, wie in der Erzählung, und wenn es in jenem weniger möglich iſt, lieber in dieſer, als gar nicht belehrt ſeyn.

Es ſey mir vergönnt, hier noch einen Augenblick zu verweilen und meine Meynung in einigen Beyſpielen aus Wielands Agathon, (denn warum ſollte ich nicht lieber aus dieſem Meiſterwerke, als aus jedem andern, meine Erläuterungen ſchöpfen?) anſchaulicher darzuſtellen. Wenn der Verfaſſer ſeinen Helden in jene Unterredung mit dem trüglichen Sophiſten verwickelt, ſo verſchafft er uns unſtreitig hierdurch die vortreflichſte Gelegenheit, in dem Herzen des erſten zu leſen und ſeinen Charakter vollſtändig einzuſehen. Aber welchen nähern Aufſchluß würden wir über das Wie deſſelben bekommen haben, wenn es dem Dichter gefallen hät-

te, Agathon in einer Folge von Dialogen auftreten zu laſſen. Immer würde uns der Schwärmer, bis zu ſeiner endlichen Umwandlung, jetzt in dieſem und darauf in einem andern Gewande erſchienen ſeyn; aber begriffen hätten wir weder, wie dieſer Hang in ſeiner Seele gegründet, noch auch, wie er vertilgt worden wäre, höchſtens das eine oder das andere muthmaßlich errathen. Um dieß pſychologiſche Problem zur Zufriedenheit des philoſophiſchen Kunſtrichters zu löſen, war es durchaus nöthig, die Gattungen zu miſchen, d. h. die erzählende und maleriſche Manier mit der dialogirenden zu verbinden; und wer verſteht dieſe Miſchung beſſer und benutzt ſie weiſer, als Wieland? Ich entſinne mich noch, mit welchem innigen Entzücken ich das erſtemal die ſchöne Danae, in ihrer Rechte die Laute von Elfenbein, vor mir ſah, und noch kehre ich nie ohne Wohlgefallen zu einer Scene zurück, die von Seiten der poetiſchen Darſtellung ſo herrlich, und von Seiten ihres pſychologiſchen Einfluſſes ſo wichtig iſt. Man denke ſich dieß Gemälde in einen noch ſo lebhaften Dialog aufgelöſ't, man laſſe Agathon ſeine Empfindung, bey dem Anblick Danaens, mit allem Feuer der erſten Leidenſchaft ausdrücken, — der Leſer wird dadurch um nichts klüger werden, und ſtatt die Veränderung des Charakters einzuſehen, ſie um deſto unbegreiflicher finden, je mehr der Glückliche, der Regel nach, mit ſich ſelbſt beſchäftiget iſt und je weniger er daher auf die Entwickelung der äußeren veranlaſſenden Urſachen, worauf es dem Andern

dern hauptſächlich ankömmt, Rückſicht nehmen wird.

Aber nicht blos dieß iſt der Fehler der dramatiſchen Biographien, daß ſie uns zu keiner vollſtändigen Einſicht in das Wie der Charaktere verhelfen: auch jener innere Zuſammenhang der Theile, jenes allmälige Fortſchreiten und Hinſtreben zu einem Ganzen, das unſtreitig das Siegel der Vollkommenheit jedes dichteriſchen Produktes iſt, geht in dieſer Manier verloren. Es kann nicht fehlen, daß nicht ſelbſt in dem Laufe des merkwürdigſten Lebens eine Menge unbedeutender Scenen und Handlungen eintreten und lange Jahre, ohne einen wichtigen Vorfall, verfließen ſollten. Alle dieſe Lücken weiß die Kunſt des Erzählers leicht zu decken. Eine Schilderung, eine Beſchreibung, die die gefällige Phantaſie ausfüllt, tritt an ihre Stelle. Wenige Zeilen erweitern ſich in unſerer Vorſtellung zu Wochen und Monaten. Das Glück der Liebenden, die am Morgen anfangen zu küſſen und des Abends nicht müde ſind, braucht dem Leſer nur in ſeiner Schönheit dargeſtellt zu werden, und er wird dieſe Tage des Rauſches, ſo oft es dem Dichter gefällt, vervielfältigen. Ganz anders verhält es ſich mit dem Dialog. Das Ueberhüpfen iſt, bekanntlich, ſo wenig, als das Zuſammenfaſſen mehrerer Zeitpunkte, in ſeiner Natur. Langſam und bedächtig geht er von Moment zu Moment fort, und eben durch dieß ſtufenweiſe Vorrücken wird die dramatiſche Darſtellung einer Handlung, was jede poetiſche Darſtellung ſeyn ſollte, höchſte Vergegenwärti-

wärtigung. Werfen wir unſer Auge auf den dialogirenden Roman, ſo offenbaret ſich gerade das Gegentheil. Ueberall finden wir Mittelglieder überſprungen, und, ſtatt aller Verbindung, hie und da eine Anzeige, wie alt der Held iſt und wo er dermahlen lebt, oder ein kurzes hiſtoriſches Supplement, das, weit gefehlt, die Lücken auszufüllen, ſie nur bemerkbarer macht und faſt immermehr um des Dichters, der einer Einleitung in das Folgende benöthiget war, als um des Leſers willen daſteht. Ich weiß, was ſich dagegen anführen läßt. Das Band, das das Drama zuſammenhält, kann man ſagen, iſt ganz ein andres, als das Band des Romans. Dort iſt es ein einziges ſimples Faktum, hier die Darſtellung eines vielſeitigen Charakters. Kann man ſich in beyden Fällen dieſelben Foderungen an den Dichter erlauben? Ferner, warum ſoll nur die Erzählung das Recht haben, den Faden abzureißen und abzukürzen, warum die dramatiſirte Biographie nicht auch? Endlich warum iſt man dort zufrieden, die Wirkungen aus den Urſachen im Allgemeinen erkannt zu haben, warum nicht auch hier? Auf alle dieſe Fragen hat ſchon ein Kunſtrichter vor mir geantwortet — weil die Erzählung ein wohl zuſammenhängender Auszug der Handlung iſt, das Geſpräch aber die gegenwärtige Handlung ſelbſt enthält. Sträubt ſich die Natur des Stoffes, dieſe Form anzunehmen, ſo iſt es Pflicht für den Dichter, wie für den Künſtler, ſie ihr nicht aufzudringen. Laſſen ſich aus dem Leben eines Menſchen nur einzelne Scenen dramatiſiren,

ſiren, ſo wähle man dieſe Einkleidung nicht für alle. Iſt die Erzählung allein fähig, Thatſachen in der Menge, wie das Leben eines Menſchen ſie liefert, zu umſpannen und zu einem Geſichtspunkte zu vereinigen, der Dialog hingegen mehr geſchickt, einzelne Seiten zu beleuchten, ſo ehre man eine Verſchiedenheit, die, weil ſie in dem Weſen beyder Dichtungsarten ihren Grund hat, nicht ungeſtraft vernachläßigt werden kann.

Aber ſelbſt dann, wenn ich von dem eigentlichen Zwecke des Romans, wie von dem Gedanken, daß jedes Kunſtwerk ein übereinſtimmendes Ganze ſeyn ſoll, abſtrahire und die dramatiſche Biographie als eine Reihe charakteriſtiſcher Gemälde betrachte, zu dem gewiſſe hiſtoriſche Data dem Dichter die Veranlaſſung gaben, ſcheint mir die bisher befolgte Manier eben nicht die glücklichſte, um Theilnahme zu erwecken. Abgerechnet, daß es äußerſt ſchwer iſt, die Farbe jedes Alters zu treffen und das Kind von fünf Jahren, in allen unſern dramatiſchen Romanen, wie ein kluger zehnjähriger Knabe ſpricht, ſo dünkt mich, ſey überhaupt nichts langweiliger, als eine Bildergallerie zu durchwandern, in der uns immer ein und daſſelbe Geſicht, nur jetzt ſo, jetzt anders gewendet, ins Auge fällt. Die moraliſche Entwickelung des Menſchen hält gewöhnlich mit der phyſiſchen gleichen Schritt. Mit dem Eintritte ins männliche Alter, oft noch früher, iſt die eine, wie die andere, vollendet. Zwar äußern Zeit und Ort auch nachher noch ihren Einfluß: allein ſelten iſt dieſer ſo wichtig, daß er

die

die einmal vorhandenen Grundzüge ganz auslöscht und vertilgt. Man bringe den Ehrgeizigen, den Wollüstling, den Verschwender in hundert Lagen und Verhältnisse; sie werden sich überall gleich bleiben, überall als dieselben erscheinen. Wenn wir uns für sie interessiren sollen, so muß es dadurch geschehen, daß wir sie handeln, sie in Thätigkeit gesetzt sehen. Aber dieß ist gerade der seltenste Fall im dramatischen Roman und muß es seiner Natur nach seyn. Unsere Dichter lassen ihre Personen, dem ihnen gegebenen Charakter gemäß, noch gut genug empfinden, urtheilen, vernünfteln: allein selten beschließen und noch seltner diese Beschlüsse vollführen. Und so kömmt es denn, daß uns, wir mögen lesen, wo wir wollen, immer nur das Bild begegnet, das uns schon von der Wiege an verfolgte, ohne daß unsere Einbildungskraft einen neuen Reiz erhält und unsre Ideen vollständiger und deutlicher werden, kurz, ohne daß sie durch die wiederholten Schilderungen extensivisch und intensivisch gewinnen.

Was uns diesen Mangel an vollkommener Geistesbeschäftigung noch mehr fühlen läßt, ist die, fast immer nur flache, Zeichnung der Mitredner. Das Vergnügen, das sich aller gebildeten Leser des Agathons zu bemächtigen pflegt, entspringt fürwahr nicht blos aus der genauen Darstellung des Helden; einen gleich großen Antheil eignen sich, mit allem Rechte, die Personen zu, die der Dichter in die Handlung hineingezogen, und für deren Charakter er so vorzüglich zu interessiren gewußt hat.

hat. Dieſe Pſyche, dieſe Danae, dieſer Hippias, ſie ſind nicht blos vorhanden, um uns zur Bekanntſchaft mit Agathon zu verhelfen; wir lernen ſie ſo genau kennen, als ihn ſelbſt, und eben die ſcharfſinnige Entwickelung ihrer Denkungsart und Geſinnungen iſt es, die, indem ſie unſre Ideenreihe vermehrt, und unſere Menſchenkenntniß erweitert, der größte Reiz für die Seele wird. Eben dieß iſt der Fall in einem guten Schauſpiele. Je weniger der Dichter das dramatiſche Intereſſe von der Entfaltung des Hauptcharakters allein abhängig macht, jemehr er uns, wie der Verfaſſer der Emilia Galotti, für alle Perſonen zu gewinnen weiß, kurz, jemehr die Seele und ihre ganze Aufmerkſamkeit durch ihn beſchäftiget wird, deſto gewiſſer iſt ihm ſein Sieg. Man vergleiche hiermit unſre dialogirten Romane. Wehe dem Leſer, der zu dieſer Lektüre ſchreitet, um, außer dem Helden der Geſchichte, auch noch die Zeitgenoſſen deſſelben kennen zu lernen. Er wird eine zahlreiche Bekanntſchaft machen, aber er wird nicht mehr Rechenſchaft von ihr geben können, als der Reiſende, der heute in eine fremde Geſellſchaft eintritt und ſie morgen wieder verläßt. Die Nebenperſonen in unſern Romanen erſcheinen gewöhnlich blos, damit das Geſpräch beginnen könne. An den Helden ſelbſt knüpft die meiſten kein lebhafteres Intereſſe, als das der Freundſchaft. Was wir von ihnen ſehen, ſchränkt ſich daher größtentheils auf ihre Empfindungen und Geſinnungen für ihn ein: aber das iſt weder hinreichend, um uns über ihren

Charak-

Charakter zu belehren, noch auch überhaupt, um sie uns wichtig zu machen. Sollen sie dieses werden, so müßten sie weniger reden und mehr handeln, so müßten Wünsche und Leidenschaften an die Stelle der Rathschläge und Betrachtungen treten, so müßte die Natur des dramatischen Romans sich verändern.

Mich dünkt aus allen diesen ergiebt sich zugleich, warum es dem Dialog unserer dramatischen Romane, wie schon mehrere Kunstrichter bemerkt haben, so sehr an jenem allbelebenden Feuer fehlt, dessen magischer Kraft die Seele nie widersteht. Da die Lebhaftigkeit des Gesprächs offenbar nicht blos von dem natürlichen, leichten und mannichfaltigen Tone des Vortrags (und wie viele unserer dialogirenden Schriftsteller haben ihn in ihrer Gewalt!) abhängt, da es überall nur dadurch interessant und beseelt wird, daß wir eine Wahrheit, oder eine Handlung, oder einen Charakter aus ihm hervorgehen sehen, so müssen freylich Werke dieses lebendigen Reizes entbehren, in denen die Wahrheit gemeiniglich schon gefunden, die Handlung schon geschehen und der Charakter schon bestimmt ist, kurz deren Verfasser keinen Zweck weniger erreichen, als den sie so ganz eigentlich zu erreichen streben, den Zweck zu vergegenwärtigen. Man gehe die Scenen unsrer dialogirten Romane durch und frage sich jedesmal: Ist ihr Inhalt auch fruchtbar und erheblich genug? bekomme ich einen nähern Aufschluß über die Sinnesart der Sprechenden? erfolgt die Veränderung nach einer bestimm-

ſtimmten Abſicht und concurrirt ſie als Mittelurſache zu einer letzten? hilft ſie den Charakter der Hauptperſon beſtimmen, oder entwickeln? iſt der Umweg, den mich der Schriftſteller führt, auch intereſſant genug, um die kürzere Straße deshalb zu verlaſſen? und ich zweifle, daß man oft mit Ja antworten wird. Dafür wird man deſto öfter, bald mit der Anlage und Erfindung der Situationen, bald mit ihrer Ausführung unzufrieden ſeyn, dort das Unnatürliche und Geſuchte, und hier Ausdehnung und Weitſchweifigkeit tadeln, jetzt, ſtatt des Dialogiſten, den Erzähler und darauf, ſtatt des tiefeindringenden Philoſophen, den oberflächlichen Beobachter entdecken, den letzten Grund von allen dieſen Fehlern aber faſt immer in dem fruchtloſen Bemühen finden, das Entſtehen eines Charakters in einer dialogirten Lebensbeſchreibung zu ſchildern.

Wäre es erlaubt, dem Genie Ziel und Gränze zu ſetzen, ſo würde ich vielleicht ſagen, daß die poetiſche Gattung, von der ich bis jetzt redete, zu keinem ſichern und gegründeten Ruhme führe. Da ich dieß zu anmaßend finde, ſo betrachte man folgenden Vorſchlag als Einfall: Weder die Biographie eines Menſchen, noch die Darſtellung eines Charakters, als werdend, ſcheint mir einer dramatiſchen Bearbeitung fähig. Aber die intereſſanten Situationen in dem Leben eines merkwürdigen Mannes können zu einem treflichen Zwecke genutzt, d. h. ſie können zu einem Gemälde vereinigt werden, in welchem wir den Mann ſelbſt erkennen. Man begreift leicht, daß der Kunſtrich-

ter den Dichter eines ſolchen Werks von aller Verbindlichkeit des innern Zuſammenhangs losſprechen müßte. Die einzige Pflicht, die dem letztern obläge, wäre, uns die verſchiedenen Seiten des Charakters vollſtändig zu zeigen, und ſo ein lebhaftes Bild von dem zu ſchildernden Individuum in uns zu erwecken. Alle ſeine Bemühungen müßten folglich dahin gerichtet ſeyn, die Situationen ſo intereſſant anzulegen, als möglich, jede Scene zur Entwickelung eines noch unbekannten Zuges zu benutzen, endlich keinen doppelt auszuführen. Unſre meiſten bändereichen Romane würden dann freylich zu einem kleinen Bändchen zuſammenſchmelzen, und der Leſer der Einbildung, eine Biographie zu erhalten, entſagen müſſen. Aber warlich, die Ausführlichkeit unſrer dialogirten Kunſtwerke iſt eben nicht ihr hauptſächlichſter Vorzug und eine Täuſchung weniger kein Verluſt.

II.

Saggio di Lingua Etruſca e di altre Antiche d'Italia, per ſervire alla Storia de' Popoli delle Lingue e delle Belle Arti. Roma, nella Stamperia Pagliarini, in 8. 1789.

Ein klaßiſches Werk in ſeiner Art, das durchaus von einer großen Gelehrſamkeit, und der genaueſten Kenntniß der lateiniſchen, griechiſchen und andern alten Sprachen Italiens zeugt, und zur Kenntniß der Geſchichte der Sprache und der ſchönen Künſte des Alterthums unentbehrlich iſt. Der Name des Verfaſſers iſt Luigi Lanzi. Obſchon 1789 auf dem Titel ſteht, ſo iſt es doch, nach dem gewöhnlichen Schneckengange der italiäniſchen Litteratur, erſt im letzt verfloſſenen Jahre ausgegeben worden. Es beſteht aus zwey Bänden; doch hat der zweyte eine angehängte Continuazione, welche in der angefangenen Seitenzahl fortgeht, ſo wie ſie auch den behandelten Stoff fortſetzt und beſchließt. Auf dem Titelblatte des I. Bandes ſteht, nach der Hauptaufſchrift, noch folgendes: contiene i Preliminari; e il Trattato degli Alfabeti e lingue degl' Itali Antichi, und ihn machen XVIII, und 455 S. nebſt 4 Kupfertafeln aus: hingegen auf dem Titelbl. des 2ten B. lieſt man, nach der Hauptaufſchrift, Contiene

le Iſcrizioni della Etruria Media e delle ſue adjacenze, und dieſer beträgt, bis auf die erwähnte Fortſetzung, XVI. und 580 S. und dann folgt dieſe Continuazione del Tomo II. deren Aufſchrift, außer den oben angezeigten Worten, noch dieſe enthält: Contiene le Iſcrizioni della Etruria Campana e della Circompadana, e de' Popoli adjacenti con Annotazioni, und welche von 581 — 778 fortgehet. Dann folgt von S. 779 — 862 ein vierfaches Regiſter, nebſt noch 12 Kupfertaf. die zu dieſem zweyten Bande gehören, aber ſehr im Kleinen gezeichnet, und mit Erſparung des Raums angebracht ſind. Endlich beſchließt das ganze Werk ein im zweyten Bande mehrmal erwähnter Aufſatz des Hrn. L. Su l'antica Scoltura, e i varj ſuoi ſtili, der auf 50 S. mit ſehr kleinen Lettern abgedruckt iſt, und verdient beſonders erwähnet zu werden.

Nach dieſer allgemeinen Ueberſicht des ganzen Werks, wollen wir eine beſtimmtere Nachricht davon geben. Hr. Lanzi hat ſich an die ausgeſtorbene Etruskiſche Sprache gewagt, wovon ſich zwar ſehr wenig erhalten hat, aber doch mit dieſem Vortheile vor verſchiedenen andern, daß ihr einige verwandte und Hülfsſprachen zu ſtatten kommen, womit man ſie vergleichen, und woraus man ſie erläutern kann. Ihm mußte auch dieſes den Weg noch einigermaßen erleichtern, daß man vorhin ſchon viele Verſuche gemacht hat, ſelbſt in Tagen, wo die Hülfsmittel noch weniger als jetzt, und die Begriffe von Ableitung und Abänderung der

Spra-

Sprachen noch minder bestimmt waren. Die von andern gerügten Fehltritte seiner Vorgänger konnte der V. nun leicht vermeiden: und zwar um soviel leichter, da das jetzt glorreich regierende Oberhaupt des deutschen Reichs, Leopold, als Grosherzog von Toskana, (dem Hr. L. seinen Versuch auch zugeschrieben hat,) ihn ausgewählt und beordert hatte, auf einer anzustellenden Reise durch Italien, Etruskische Denkmäler, soviel möglich, aufzusuchen, für seine Gallerie einzukaufen, und endlich auch in eine schickliche Ordnung aufzustellen, (B. I. 7.) Dadurch ward nicht nur eine weit größere Anzahl Etruskischer Denkmäler, mit und ohne Schrift, zusammengebracht, als man noch je beysammen hatte, und übersehen und vergleichen konnte; sondern Hr. Lanzi, der Aufseher dieses Cabinets, wurde auch durch seine vorhergehenden Reisen, und die dabey gemachten Bemerkungen, und durch die stete Betrachtung der Florentinischen Sammlung, in den Stand gesetzt, eine Reihe Jahre durch, seine Muße darauf verwenden, und seiner Vorgänger Meinungen unter einander, und mit den vor Augen stehenden Denkmälern selbst, vergleichen zu können. Die mit einem kritischen Scharfsinn geprüften Grundsätze eines Bourguet, Gori, Passeri, Maffei, Lami, u. a. m. nebst einer anhaltenden Vergleichung der mancherley Denkmäler und genauer Copien ihrer Aufschriften, sind nun die Veranlassung worden, dieses Werk auszuarbeiten; in welchem man Philosophie der Sprachen, scharfsinnige und vorsichtige Anwendung der

Grundsätze, eindringenden Forschungsgeist, und nicht gemeine Kenntnisse der Sprachen und des Alterthums antrift. Hr. L. hat die Schwierigkeiten bey der Aufweckung, wenn man so sagen kann, und der wahrscheinlichern Bestimmung der Etruskischen Sprache selbst eingesehen und angezeigt, und folglich auch die Fehler der genannten und andrer Vorgänger in diesem Geschäfte leichter vermeiden können. Er unterscheidet sich also merklich von diesen, und setzt solchen Unterschied darin, daß er theils eine richtigere Methode zur Erforschung des Etruskischen angegeben, und andern für das Künftige erleichtert, theils die Rechtschreibung zergliedert, und also dasjenige, was Griechisch oder Lateinisch darin sey, entdeckt, und die Sache auf gewisse und entscheidende Grundsätze gebracht habe. Dieß letztere macht, unserm Bedünken nach, das Wichtigste bey dem Geschäfte, ausgestorbene Sprachen zu erforschen, aus: und nicht leicht wird jemand klüglich und glücklich dabey zu Werk gehen, wenn er nicht vor allen Dingen die Grammatik der Sprache, durch eine sogenannte Induction, und häufig angestellte Vergleichung, wahrscheinlichst aufzufinden sich bestrebt. Ableitung und Bedeutung bloß einzelner Worte kann man durch Rathen vielleicht treffen: allein dadurch wird man den Genius einer ganzen Sprache doch noch nicht ausfündig machen. Diese und andre damit verwandte Sachen werden in des ersten Theils 1sten Kap. (S. 7 — 15) ausgeführt. Das 2te Kap. handelt von den andern

Ita-

Italiäniſchen Sprachen; von ihrer ſehr nahen Verwandtſchaft mit der Etruskiſchen; und von den mannichfaltigen Veränderungen der alten Völker Italiens und ihrer Sprachen (S. 15 — 34). Dieſe alte Sprachen Italiens waren die Euganeiſche, Volskiſche, Oskiſche, Samnitiſche und Umbriſche, worin, nach vieler Urtheil, die Ritualgeſetze und Verordnungen auf den berühmten Tafeln von Gubbio, die bekanntermaßen den erſten Anlaß zur Unterſuchung jener abgeſtorbnen Sprachen gegeben, abgefaſſet ſind. Sie ſollen nicht blos verſchiedene Dialekte des Etruskiſchen geweſen ſeyn; aber doch allmälig Veränderungen erlitten, und viel von dem Etruskiſchen angenommen, oder ſich dieſem genähert haben, nachdem die Etrusker, (deren Urſprung nicht zuverſichtlich beſtimmt, ſondern etwas zweifelhaft gelaſſen wird) ſich in Italien mächtig ausbreiteten, und in Unter- wie in Oberitalien wichtige Pflanzſtädte anlegten. In Anſehung der vom V. angegebenen Einwanderungen, Ausbreitung und mannichfaltigen Veränderungen fremder Völker in Italien, und der nothwendig daraus entſtehenden Sprachabänderungen, möchten wahrſcheinlich viele Leſer nicht ganz einſtimmig mit ihm ſeyn: allein da dieſe Unterſuchung nur wenig zur Hauptſache thut, ſo wollen wir uns nicht dabey aufhalten, weil hier der Ort eben nicht iſt, dieſe Sache zu entſcheiden, und unſre oder andrer Gegeneinwendungen vorzutragen. Zieht man bey dieſer Unterſuchung die verſchiedenen Zeitpunkte zu Rathe, und erwägt man genau, von welchem

dieſer oder jener gleichſam ausgeht: ſo wird man den Scheinwiderſpruch bald finden, und ſehen, daß die verſchiedenen Meinungen einander oft näher kommen, als man anfänglich glaubte. Schlußfolgen aus den vorhergehenden Notizen, und vorzüglich Beweiſe, daß das Griechiſche und Lateiniſche ungemein viel zur Unterſuchung der alten Sprachen Italiens beytrage, enthält das 3te Kap. (S. 35 — 46). Allein dabey muß man bloß das alte Griechiſche und Lateiniſche denken: dieſes kann bey allen derſelben, ſonderlich bey der Etruskiſchen, behülflich ſeyn: von dem ſpätern aber und mehr ausgebildeten läſſet ſich ſolches wohl nicht mit Grunde behaupten. Im 4ten Kap. welches wir für eines der wichtigſten halten, und wovon wir auch vorzüglich Nachricht geben müſſen, erklärt Hr. L. die nachahmungswürdige Methode, die alten Sprachen Italiens mittelſt des Latein- und Griechiſchen zu erforſchen; nebſt einigen andern aus dem bildenden Alterthum, und aus verſchiedenen äußerlichen Umſtänden entlehnten, und zu erwähnter Abſicht dienlichen Hülfsmitteln (S. 47 — 76). Nach einer kurzen Anführung der verſchiedenen, mehr oder weniger beyfallswürdigen Methoden ſeiner Vorgänger, um einiges Licht über dieſe ausgeſtorbene Sprache zu verbreiten, empfiehlt Hr. L. folgendes, als einen ziemlich ſichern Weg, wenn man es, in Beziehung auf dieſen Gegenſtand, zu etwas mehr, als bloßen Vermuthungen aus einigen oberflächlichen Etymologien, bringen will; welche oft nicht auf das ganze Wort, obgleich nach der alten

Ortho-

Orthographie geſchrieben, und nach dem Dialekte verändert, ſondern bloß einen Theil deſſelben, ſich erſtrecken. Nämlich er verlanget, 1) daß man die genaueſte Copie alter Aufſchriften vor ſich ſehe; 2) das Etruskiſche Alphabet ſich vollkommen bekannt mache, um nicht Buchſtaben unter einander zu verwechſeln, welches häufig mit Θ und M geſchehen iſt; 3) einer richtigen Kenntniß der Etruskiſchen Rechtſchreibung nachſtrebe; 4) die rechte und ſichere Bahn, ſolche Kenntniß zu erlangen, wiſſe und betrete, welche aufzufinden die Namen der Götter oder gewiſſer Perſonen vorzüglich dienlich ſind, z. B. Aplu oder Apulu, für Apollo, Lecne für Licinius, aus Lecene u. ſ. w. woraus ſchon erhellet, daß man oft Vokalen ausließ, u für o galt, e und i gleichgeltend waren, und die Endung us bey den Etruskern nicht üblich geweſen; 5) daß man den Archaismus und das Ausländiſche der Rechtſchreibung in ſolchen Etruskiſchen Wörtern kenne, um ihre Ableitung aus dem Griechiſchen oder Lateiniſchen eher zu bemerken, z. E. Gnaivod, für Cnaeo, welches auf der Grabſchrift des L. Scipio gefunden wird, und lehret, daß man ſonſt ai ſtatt ae brauchte, zwiſchen zwey Vokalen, nach der Aeoliſchen Art, das Digamma F oder das gleichbedeutende V ſetzte, und vielen auf einen Selbſtlauter ausgehenden Wörtern das überflüßige D anzuhängen pflegte: vorzüglich aber, daß man mit dem Aeoliſchen und Doriſchen wohl bekannt ſey, weil aus ihrem Dialekt eine Menge Wörter in die alten Sprachen Italiens waren über-

tragen worden, z. B. die Böotier nannten Hügel, tebas, und eben dieß Wort war (Varro R. R. III. 1.) im Sabiniſchen gebräuchlich; ſo auch cluvier, cluere, κλύειν, κλύζειν, für purgare, u. ſ. m. 6) eine vertraute Bekanntſchaft mit den alten Dichtern, und den, ihnen eignen Figuren, als, Vorſchlagstönen, Anhängen und Abkürzungen habe: denn man findet z. B. tece, für ἔθηκα, VMAILV für Eumelus; den Artikel τος, τη, oder Doriſch τα, ausgeſprochen tu, häufig vorgeſetzt, z. B. TVRMS für ὁ Ἑρμης, TVRAN für Αρης, ὁ Αρας, THANA aus Θ'ἄλνα, oder THALNA für Venus, oder auch für τ' ἄνασσα, regina (S. 62. Anm. 2.) 7) daß man aus einer hinlänglichen Zahl ſchon bekannter Wörter, die wahrſcheinlichſte Bedeutung ſolcher ſchließe, die zur Beſtimmung oder zum Aufſchluſſe eines gewiſſen Gegenſtandes gebraucht worden ſind; 8) daß man auf die Etymologie gewiſſer Ausdrücke vorzüglich Rückſicht nehme; 9) wie auch auf die Analogie mit dem Griechiſchen und Lateiniſchen, und ihrer Art der Zuſammenſetzung; 10) insbeſondre auf den dem Etruskiſchen eignen Syntax; 11) und im äußerſten Nothfalle zu einer Conjectur ſeine Zuflucht nehme, ein dunkles Wort erkläre, und ein gar mangelndes erſetze; 12) daß man die Siglä und Abkürzungen gewöhnlicher Wörter, und 13) die den Etruskern übliche Wendungen in Grabaufſchriften u. ſ. w. wohl inne habe, und vorſichtig anzuwenden wiſſe. Dieſe ſehr vernünftigen Grundſätze hat Hr. L. durch deutliche Beyſpiele erläutert,

und

und bestätiget, in der Folge auch zweckmäßig angewendet; welches wir aber, ohne große Weitläuftigkeit, nicht durch Beyspiele darthun können. Anmerkungen über die Paläographie der ältesten Griechen, zum richtigen Verstande ihrer sowohl als Etruskischer Aufschriften, stehen im 5ten, so wie die ältesten griechischen Aufschriften selbst im 6ten Kap. (S. 77 — 115). Aehnliche Anmerkungen über die Paläographie der ältesten lateinischen Inschriften, in Beziehung auf die Etruskische, ihre Buchstabenzüge und Rechtschreibung, machen das 7te und 8te Kap. aus (S. 115 — 176). Die darin vorgetragenen Sachen sind zwar von mehrern schon, und weitläuftiger, abgehandelt worden: allein eine kurze Uebersicht derselben war doch hier an ihrer rechten Stelle, weil der Grund der Analogie darin liegt, nach welcher das Etruskische beurtheilt und bestimmt wird. Und hiermit schließt sich der erste Theil dieses Werks. Der 2te liefert eine historische und grammatikalische Abhandlung über die Etruskische und andre Sprachen des alten Italiens (S. 177 — 455) wozu die gestochenen Inschriften auf den 4 Kupfertaf. dieses Bandes gehören. Er ist an sich wichtig. Wir wollen und können aber, um alle Weitläuftigkeit zu vermeiden, doch nur den Hauptinhalt kürzlich anzeigen. Das 1ste Kap. handelt vom Alphabet der Etrusker überhaupt, seinem Ursprung, und den Epochen der darin gefertigten Inschriften (S. 177. und ff.), wobey auch die Abweichungen in dem Alphabet der verwandten Dialekte mit bemerkt werden. Das

Al-

Alphabet ist ohne Widerrede das alte Griechische, welches die Etrusker, nach Hrn. Lanzi's ganz glaublichen Vermuthung, von den Pelasgern erhalten hatten; und die Zeit des Damaratus, der von Korinth nach Tarqvinii flüchtete, wenigstens die Epoche des verbreiteten Gebrauchs der Schrift, weil kein älteres schriftliches Denkmal erweislich ist. Folglich ordnet der V. die Etruskischen Steinschriften so: die ältesten gehören, wo nicht in das 2te, doch in das 3te und 4te Jahrhundert Roms, und die spätern in die folgenden bis zum 8. Jahrhundert. Auf ihnen findet sich Zeichnung und Schriftzug der Griechen in Italien und der Römer. Im 2ten Kap. wird vom nämlichen Alphabet insbesondre und den damals üblichen Schriftzügen gehandelt, und erwähntes Alphabet selbst aufgestellt (S. 199 — 224). Und hierbey wird auch das von Gori angenommene Etruskische Alphabet, mit Bemerkungen der abweichenden Züge andrer Völker Italiens geprüft, und die Orthographie mit der Orthographie der verwandten Dialekte, insonderheit dem alten Lateinischen verglichen. Das 3te Kap. enthält die Orthographie der Etrusker sammt einer Tabelle des Etruskischen Dialekts, mit Zusätzen über die Sylbenfiguren, den Gebrauch der Punkte, die immer geänderte Orthographie, welche in allen noch rohen Sprachen freylich äußerst unregelmäßig, und immer veränderlich gewesen seyn wird, und die daraus stammende Zweydeutigkeit der Eugubinischen Tafeln (S. 224 — 287). Hierbey entstehen durch die unzählichen Verwechslungen

lungen der Buchſtaben, die angehängten Endbuchſtaben oder Sylben, die Vorſetzſylben oder Buchſtaben, die ausgelaſſenen oder eingeſchalteten überflüßigen Buchſtaben und Sylben, die verſchiedenen Hauchzeichen u. ſ. w. überall nicht leicht auflösbare Zweifel. Man kann fragen: hat man eben ſo geſchrieben, wie man ſprach? wenn man eben ſo ſprach, wie man ſchrieb, war das nicht die rechte, urſprüngliche Art, welche erſt mit der Zeit Veränderungen erlitten hat, in den Worten z. B. auceta, nun aucta, aus auceo ſtatt augeo; exemplare, nun exemplar; aliquips, nun aliquis; thenſaurus; ſtlites u. ſ. w. Wer kann hier entſcheiden? Indeſſen hat Hr. L. eine Tabelle dieſer Verſchiedenheiten, unter dem Namen: Tavola del Dialetto Etruſco, eingerückt (S. 244 — 276), und derſelben ein dreyfaches Supplement (S. 276 — 287) angehängt, welche ſeinem gelehrten Fleiß vorzüglich Ehre machen. Anmerkungen und Muthmaßungen über die Etymologie, Analogie und den Syntax der Etruskiſchen und andrer alten Sprachen Italiens, mit einer Zergliederung aller einzelnen Redetheile, ſind der Gegenſtand des 4ten Kap. (S. 288 — 405); ſo wie der Beſchluß dieſer Abhandlung das 5te ausmacht, worin die bisher beobachtete Verfahrungsweiſe nochmals wiederholt, und durch neue Gründe und Beyſpiele, auch mit Denkmälern in verſchiedenen Sprachen, beſtätiget wird (S. 406 — 455). Dieſer letzte Weg der Vergleichung, ingleichen die Zuſammenſtellung der alten Sprachen

chen unter einander, giebt einer Menge scharfsinniger Wahrnehmungen, und bloßer Vermuthungen, die anfangs ziemlich unwahrscheinlich schienen, ein kaum erwartetes Licht, und erhebt vieles, wo nicht zur größten, doch wenigstens einer sehr großen Wahrscheinlichkeit. Hr. L. hat hier Talente, Ideen auszuspähen und zu verbinden blicken lassen, welche machen, daß alle seine Vorgänger mit ihrem bloßen Rathen und Haschen weit hinter ihm stehen müssen. Damit wollen wir aber nicht sagen, daß Hrn. Lanzi's angezeigte Sprachlehre schon ganz vollkommen sey: ihr, eine hinlängliche Zeit fortgesetzter Gebrauch muß die Richtigkeit von vielen Sätzen und Lehren erst bestätigen. Doch auch jetzt schon kann man bemerken, daß vieles wohl zusammentreffend und einleuchtend ist. Unter den beyläufigen Bemerkungen finden sich auch verschiedene unerwartete Sachen. Von diesen wollen wir nur berühren, was S. 108 von der bekannten Tessera Borgiana angeführt wird, von welcher der P. Blasi eine neue Erklärung geben will.

Der zweyte Band enthält den 3ten Theil von der Schrift des gelehrten Hrn. Lanzi, welcher in drey verschiedene Kapitel, so wie jegliches derselben in mehrere Klassen abgesondert ist. Seinen allgemeinen Inhalt macht eine Sammlung Etruskischer und andrer alter Inschriften Italiens, mit darzu gehörigen Anmerkungen aus. Das 1ste Kap. betrachtet solche, die das mittlere Etrurien, zwischen den Flüssen, Tiber und Macra, und den angränzenden Gegenden liegend, betreffen. Nach

der

der Einleitung, worin der mannichfaltige und ausgebreitete Nutzen solcher Inschriften, deren Abtheilung in drey Klassen, und die Methode sie zu erklären, kurz bestimmt wird (S. 1 — 23), handelt Hr. L. von der ersten Classe, wohin er kurze Inschriften auf Münzen, Gemmen, und Opferschalen gezogen hat (S. 24 — 264). Die hier beygebrachten und erläuterten Münzen sind auf der 1sten — 3ten Kupfert. dieses Bandes oder der 5ten — 7ten des ganzen Werks gestochen. Liebhaber der Archäologie werden hier manches, sonst wenig Bekanntes, antreffen, das im Bezug auf die Münzkunde, Symbolen der Münzstätte, die Geschichte überhaupt, und die Kunstgeschichte insonderheit, sehr merkwürdig ist (S. 31 — 136). Alsdann werden die Gemmen mit Etruskischen Aufschriften durchgegangen, und mit Anmerkungen über diese sowohl, als die Figuren begleitet; nicht weniger auch der darin bemerkliche Styl in den verschiedenen Zeiträumen berührt, und eine Parallele zwischen Etruskischen, Griechischen und andern Künstlern angestellt (S. 137 — 190). Zuletzt geht der V. zu den Opferschalen fort, die er beschreibt, und zugleich die darauf befindlichen Figuren und Schriften erklärt (S. 191 — 235). Hieraus werden Schlüsse gezogen, welche die Geschichte Etruriens und der bildenden Künste, die Mythologie, Gebräuche, andre Ceremonien, u. s. w. betreffen: bey welcher Gelegenheit Hr. L. in manchen Stücken von seinen Vorgängern, und namentlich von Winkelmann, abgeht (S. 235 — 264).

264). Und soviel von der ersten Klasse. Inschriften auf Urnen und Aschengefäßen, Bleytafeln, Grabziegeln, die in der erwähnten Gegend Etruriens gefunden worden, machen die zweyte von dem V. bestimmte Klasse aus. Diese gaben Stoff zu mancherley antiquarischen, grammatischen, philologischen und andern Anmerkungen, die dem Werke (S. 265 — 340) einverleibet sind: sie werden durch eine Sammlung von Etruskischen Begräbnißaufschriften mit ausgesuchten Anmerkungen beschlossen (S. 341 — 467). In die dritte Klasse sind verschiedene Inschriften auf Blechen, Gefäßen, Weihgeschenken, Altären und Bildsäulen gebracht, und in mancherley Rücksichten betrachtet worden (S. 468 — 580). Das 2te Kap. des zweyten B., welches, nebst dem folgenden Kap. die oben erwähnte Continuazione ausmachet, ist solchen Aufschriften gewidmet, die sich auf das untere, oder Campanische Etrurien, und die benachbarten Völker beziehen. Im Eingange wird erst von den verschiedenen Völkerschaften dieser Gegend einige Nachricht ertheilt, und bestimmt, woher der bessere Geschmack und Styl bey denselben stammte (S. 582 — 597). Hierauf folgen, in zwey Klassen, die Inschriften von den genannten Völkern auf Münzen (S. 598 — 607), auf Thonarbeiten, Bronzestücken, u. s. w. (S. 607 — 621). Das 3te Kap. hat es mit Aufschriften zu thun, die Ober-Etrurien, oder die Gegenden um den Po, und die angränzenden Völker angehen. Auf eine vorläufige Einleitung zur Kennt-

niß

niß dieſer Völker und ihrer Denkmäler, folgen die dahin gehörigen, und auch in drey Klaſſen abgeſonderten Denkmäler, bey deren Beſchreibung und Erklärung vorzüglich auserleſene Anmerkungen über die bekannten Eugubiniſchen Tafeln gemacht, und die Erklärungen vorhergehender Ausleger nicht ſelten als grundlos angegeben werden. (S. 622 — 778). Aus der Menge in dieſem Bande vorgetragenen Sachen wollen wir für unſere Leſer nur etwas weniges ausheben. In Anſehung des Unter- und Oberetruriens muß man ſich erinnern, daß die Etrusker, im mittlern Etrurien wohnhaft, Pflanzvölker ausſchickten, und zwölf Städte in Campanien und eben ſo viele am Po anlegten. Von beyden daraus entſtandenen Staaten wiſſen wir ſehr wenig: ſie ſcheinen auch ſich nicht lange erhalten zu haben. Hr. Lanzi hält ſich beym Hiſtoriſchen derſelben, weil es ſein eigentlicher Gegenſtand nicht war, nur ganz kurz auf. Bloß auf das Etruskiſche ſchränkt er ſich ein, ohne von griechiſchen Gefäßen und andern Kunſtwerken Italiens zu handeln. Unter den Münzen führt er einige mit Osciſcher Schrift an, welche in die Zeit des Bundsgenoſſenkriegs gehören. Die Münzen von Capua und Cumä können nicht viel früher geprägt ſeyn, und kommen den Römiſchen, ſeit 485. ausgemünzten, am Gewichte äußerſt nahe. Aelter ſind hingegen die Silbermünzen der griechiſchen Städte in Italien, und hauptſächlich die einwärts geprägten von Sybaris, Poſidonia oder Päſtum, Caulon, Kroton, Metapontum u. ſ. w. Aus die-

sen erhellet zugleich, daß der gute Geschmack erst durch Griechen nach Italien kam. Die gemalten Gefäße haben Schrift, welche der auf Münzen gleichet. Indeß ist es nicht unmöglich, daß einige darunter noch in die Zeiten gehören, ehe Cumä sein Gebiet durch die Etrusker verlor. Außer einigen Münzen Campaniens, Samniens und andrer Völker, kommen auch Schriften auf Thon, Steinen und Bronze vor. Bey dem, was Hr. L. von Etrurien am Po saget, kann man den Plinius III. 14 vergleichen, welcher wohl die zuverläßigsten Nacharichten davon ertheilt. Bey Umbrien verdient bemerkt zu werden, daß die Sprache der Umbrer und Etrusker einander sehr nahe kömmt, ohne daß man beyde für einerley Volk halten darf. Vermuthlich haben die letztern, beym Festsetzen im Lande, jene beynahe ausgerottet; worauf die Etruskische Sprache zwar daselbst herrschend ward, doch so, daß altes Umbrisches sich zugleich erhielt. In Umbrien haben sich erhalten einige Münzen, vorzüglich von Tuder (Todi), einige Etruskische Aufschriften, und die Eugubinischen Tafeln, welche hier vorzügliche Erläuterungen erhalten haben. Sie beziehen sich ganz ungezweifelt auf gottesdienstliche Handlungen, und sind gleichsam libri pontificales, rituales, oder diesen ähnlich. Die Personen, welche die Opfergebräuche zu verrichten hatten, hießen Fratrus Atüeries, d. i. fratres Atheriates, wie arvales, mit denen sie viel Aehnliches hatten (S. 659). Für wen diese Gebräuche verrichtet wurden; in wessen Namen; an welchem

chem Orte, von wieviel Familien, mit welchen Opfergebräuchen, u. ſ. w. hat Hr. L. hier erläutert: auch die Ordnung der ſieben Tafeln angegeben, auf deren einer das Jahr 300 vorkömmt, vermuthlich ſeit der Stiftung der Brüderſchaft, deren Anfang der Verfaſſer zwiſchen 3 und 400 Jahren nach Erbauung der Stadt Rom ſetzet. Ein Theil der Tafeln hat lateiniſche Schrift; der größre Etruskiſche: woraus wahrſcheinlich gemuthmaßt wird, daß in dem Diſtrikt zwey Dialekte, ein älterer und ein ſpäterer, geſprochen wurden. Einzelne Stücke derſelben werden ausgehoben, überſetzt mit Vergleichung griechiſcher und lateiniſcher Worte, umſchrieben und erläutert. Vieles wird zum Bewundern hier ſehr wahrſcheinlich gemacht. Zuletzt folgen Regiſter: I. von Etruskiſchen Worten; II. über Worte der Oskiſchen, Volskiſchen, Euganeiſchen und andrer Sprachen; III. über Worte der Eugubiniſchen Tafeln, und endlich IV. von merkwürdigen Sachen.

Angehängt iſt noch der oben ſchon berührte Aufſatz des Hrn. L. Su l'antica Scoltura, e i varj ſuoi ſtili, welcher im zweyten Bande ſeines Werks oft erwähnt wird, und einer Anmerkung, S. 775 zufolge, ſammt dem vorhergehenden ganzen Werk, ins Engliſche überſetzt, doch etwas abgekürzt und auf mancherley Weiſe verbeſſert, einer Nuova Deſcrizzione della R. Galleria di Firenze vorgeſetzt werden wird, und zwar immer in beſondrer Rückſicht auf das ebengenannte Muſeum. Der ägyptiſche Styl: wird kurz und nach Win-

kelmann betrachtet, ohngeachtet deſſen drey Epochen und Style nicht wohl hinlänglich ſind. Der etruskiſche Styl: in deſſen Zergliederung und Beſtimmung Hr. L. gleichſam recht zu Hauſe iſt, und andern Kunſtkennern darin noch Unterricht ertheilen kann. Er kann dieß deſto mehr thun, weil er ſeine Einſichten nicht bloß aus Kupfern, ſondern aus den Originalwerken ſelbſt zu ſchöpfen die beſte Gelegenheit hatte. Hierbey muß man, nach ſeiner Meynung, die römiſchen und andre Kunſtwerke Italiens zu Hülfe nehmen, und eine Vergleichung anſtellen. Sehr fein unterſcheidet er etruskiſchen Styl und Werke etruskiſcher Künſtler. Es herrſchte in Italien ein allgemeiner Styl: die opera et ſigna Tuscanica: deren Eigenes im Harten, Rauhen und Steifen beſtund. Folglich waren ſie den älteſten griechiſchen Werken ähnlich; welches Strabo ausdrücklich bezeugt. Dieſe Tuskaniſche Schule verbeſſerte ſich ſtufenweiſe, und bildete ſich endlich nach griechiſchen Muſtern. Der tuskaniſche Styl erhielt ſich aber doch noch unter lateiniſchen Künſtlern. So entwickeln ſich drey Epochen der etruskiſchen Kunſt, welche Hr. L. wohl ausgeführt hat. Den Anfang der erſten rohen Kunſt kann, aus Mangel an guten Nachrichten, niemand beſtimmen; die verbeſſerte ſcheint gegen die Zeit, wo der etruskiſche Staat verfiel, im Gange geweſen zu ſeyn; und die dritte Epoche kann nur in die Zeit fallen, wo mit den Siegen der Römer, und nach Korinths Zerſtörung, griechiſche Kunſtwerke nach Rom kamen. Unter dem Begriffe

griffe vom tuskaniſchen Styl werden auch die Werke gezogen, die, außer Etrurien verfertigt und aufgefunden, etwas Eignes und Nationales an ſich haben, aber doch in jenem Styl gearbeitet ſind, z. B. in Picenum, oder Umbrien, ingleichen volskiſche, lateiniſche Stücke. Der griechiſche Styl: welchen un compoſto di Bello inſieme e di Grande beſtimmt. Ein Gedanke eines großen engliſchen Künſtlers über dieſen Styl, der etwas ganz Eignes hat, wird S. XXII. angeführt. Es iſt dieſer: die griechiſchen Künſtler betrachteten den menſchlichen Körper als eine Maſchine, welche beydes die höchſtmögliche Stärke und Gewandtheit haben ſoll; ſie unterſchieden folglich die Theile, welche tragen und bewegen, und die, welche bewegt und getragen werden ſollten. Die Bruſt, die Bruſt- und Rückenmuskeln, eben ſo die Muskeln der Füße, Beine, Schenkel, Hüften, deuteten ſie alſo ſtark, ja ſtärker als die Natur ſie bildet, an; die andern Theile hingegen machten ſie, ohne der Proportion nachtheilig zu werden, ſchwächer und leichter: worin der Grund liegt, daß der Bauch weniger erhoben und groß iſt, Finger, Hände, Arme, Beine, nicht zu lang gehalten werden. Deßwegen hat der Apollo im Belvedere ſoviel Stärke und Leichtigkeit. Uebrigens kommt bey den Griechen die Mannichfaltigkeit der Ideen, des Ausdrucks, und der Charaktere, hauptſächlich an den Köpfen, noch hinzu. In den 150 Jahren vom Phidias bis Lyſipp gelangte die Kunſt zur höchſten Vollkommenheit: die folgende Zeit lieferte nur

Wiederholungen, oder Nachahmungen. Einige Folgerungen (S. XXXV.) verdienen eine sorgfältige Erwägung. Endlich die griechische Schule in Rom. Ihr abwechselndes Glück läßt sich an einigen erhobnen Werken und Statuen, am besten an den Kaiserbüsten, eine Zeit von 300 Jahren über, wahrnehmen. Unter den ersten Kaisern erhielt sich der griechische Styl noch, in der Fülle der Formen, in einer gewissen ungesuchten, zuweilen nur angegebenen, aber kühnen, starken, wahren Andeutung; worin alles ausdrucksvoll und charakteristisch, und die Aehnlichkeit doch nicht ängstlich gesucht ist. Mehr mühsamer Fleiß und fast ängstliche Feinheit bezeichnet Adrians Zeitalter und die darin gebildeten Werke. Gegen die Zeiten des Alexander Severus erscheint eine neue Manier, die sich dem Rohen und Plumpen wieder nähert. Den Charakter setzet der Verfasser in die tiefen Furchen auf der Stirn und im Gesichte; Haare und Bart mit langen Linien angedeutet: die tiefer liegenden Augapfel; die Umrisse überhaupt mehr mit starker Hand, als mit Verstand gezeichnet; die weiblichen und Kinderköpfe trocken; die Physionomien haben nichts Entschiednes, und auf Münzen sowohl, als Marmorn, läßt sich ein Gesicht oft leicht mit dem andern verwechseln.

III.

Kritik der Urtheilskraft von Immanuel Kant.

(Beſchluß.)

Herr Profeſſor Kant hatte es bisher in dem erſten Theile der Kritik der Urtheilskraft mit dem Beweiſe eines Princips a priori der äſthetiſchen Urtheilskraft, und mit der Expoſition deſſen, was in dem äſthetiſchen Urtheile, nach Maasgabe der vier möglichen Momente der Urtheile überhaupt, enthalten iſt und gedacht wird, zu thun. Nunmehr geht er zur Deduction des Anſpruchs eines äſthetiſchen Urtheils auf allgemeine Gültigkeit für jedes Subject, d. i. zur Darlegung der Gründe fort, die ein jedes äſthetiſches Urtheil berechtigen auf Allgemeinheit und Nothwendigkeit Anſpruch zu machen; worauf alsdann von der ſchönen Kunſt, und, da dieſelbe Kunſt des Genies iſt, auch von dem Genie, dem Verhältniſſe deſſelben zum Geſchmack, von den Vermögen des Gemüths, die das Genie ausmachen, und von der Verbindung des Geſchmacks mit Genie in Produkten der ſchönen Kunſt, endlich aber von der Eintheilung der ſchönen Künſte gehandelt, und der äſthetiſche Werth derſelben unter einander verglichen wird.

Die Deduction der Geſchmacksurtheile ſchränkt ſich blos auf die Geſchmacksurtheile über das Schöne der Natur ein; weil dieſe blos ein Wohl-

gefallen oder Misfallen an der Form des Objekts ausdrücken; in dieser Form aber der Grund nicht liegen kann, warum mein Wohlgefallen oder Misfallen an derselben zugleich als Regel für jedermann dienen und allgemein gültig seyn soll. Es muß also hier dargethan werden, wie es denn möglich sey, daß etwas blos in der Beurtheilung (ohne Sinnenempfindung oder Begriff) gefallen könne, und mein Wohlgefallen auch zugleich für jedermann als Regel angekündigt werden dürfe.

Einer solchen Deduction bedarf hingegen das ästhetische Urtheil über das Erhabene der Natur nicht. Denn das Erhabene wird nur uneigentlich dem Gegenstande, eigentlich aber blos der Denkungsart, oder vielmehr der Grundlage zu derselben in der menschlichen Natur (nämlich der Anlage zum Gefühl für praktische Ideen, oder dem moralischen Gefühle, das wir jedermann ansinnen zu dürfen uns berechtigt glauben) beygelegt. Was also den Inhalt der ästhetischen Urtheile über das Erhabene ausmacht, hat weder in der Vorstellung der Form des Gegenstandes, noch in der Vorstellung ihrer Zweckmäßigkeit, (da der Gegenstand auch formlos seyn und mithin auch gar nicht geschickt seyn kann, eine Vorstellung von Zweckmäßigkeit der Form zu erregen,) sondern blos in dem zweckmäßigen Verhältnisse der Erkenntnißvermögen, die in einem solchen Urtheile thätig sind, seinen Grund; die Exposition dessen, was in einem solchen Urtheile enthalten ist, liefert also auch zugleich und unmittelbar die Deduction desselben. Wenn

die

die ſubjektive Allgemeinheit eines äſthetiſchen Urtheils über das Schöne, (d. i. diejenige, welche nicht auf Begriffe gegründet iſt, ſondern nur jedermanns Beyſtimmung fodert) auf dem eigenen Geſchmacke des urtheilenden Subjekts beruhen ſoll, ſo hat ein ſolches Urtheil, welches jederzeit ein einzelnes iſt, Allgemeingültigkeit a priori und Nothwendigkeit; zwey logiſche Eigenthümlichkeiten, durch welche ſich die Geſchmacksurtheile von allen Erkenntnißurtheilen unterſcheiden. Die erſtere Eigenthümlichkeit gibt ſich in einem äſthetiſchen Urtheile über das Schöne dadurch zu erkennen, daß es ſeinen Gegenſtand in Anſehung des Wohlgefallens (als Schönheit) mit einem Anſpruche auf jedermanns Beyſtimmung, als ob es objektiv wäre, beſtimmt. Sagen: dieſe Blume iſt ſchön, heißt eben ſo viel, als ihren eigenen Anſpruch auf jedermanns Wohlgefallen ihr nur nachſagen; man ſcheint damit verſtehen geben zu wollen, daß die Schönheit eine Eigenſchaft der Blume ſelbſt ſey; und doch verhält es ſich nicht ſo; ſondern wir nennen ſie nur nach derjenigen Beſchaffenheit ſchön, in welcher ſie ſich nach unſerer Art ſie aufzunehmen richtet. Ueberdieß verlangt ein ſolches Urtheil, daß es für ſich, und ohne daß ſich das Subjekt vorher anderswo belehre, a priori ausgeſprochen werde.

Nach der zweyten Eigenthümlichkeit, der Nothwendigkeit, iſt das Geſchmacksurtheil gar nicht durch Beweisgründe beſtimmbar, gleich als ob es blos ſubjektiv wäre. Wenn mir einer ein Gedicht vorläſe, das meinem Geſchmacke nicht behag-

te, ſo würde er gleichwohl mich von meinem Urtheile nicht abbringen, wenn er auch die Uebereinſtimmung ſeines Gedichts mit den Regeln der Schönheit auch der beſten Kritiker zu zeigen ſuchte.

Eben wegen dieſer Eigenthümlichkeit des Geſchmacksurtheils kann es auch kein objektives Princip des Geſchmacks, d. i. einen ſolchen Grundſatz geben, unter deſſen Bedingung man den Begriff eines Gegenſtandes ſubſumiren und alsdenn durch einen Schluß herausbringen könnte, daß er ſchön ſey. Denn ich ſelbſt muß unmittelbar an der Vorſtellung eines Gegenſtandes die Luſt empfinden; aufgeſchwatzt kann ſie mir nicht werden. Den Beſtimmungsgrund ihres Urtheils können Kritiker nicht von der Kraft der Beweisgründe, ſondern nur von der Reflexion des Subjekts über ſeinen eigenen Zuſtand, (der Luſt oder Unluſt) mit Abweiſung aller Vorſchriften und Regeln, erwarten. Die Kritik des Geſchmacks iſt alſo auch ſelbſt nur ſubjektiv in Anſehung der Vorſtellung, wodurch uns ein Objekt gegeben wird; nämlich ſie iſt die Kunſt oder Wiſſenſchaft, das wechſelſeitige Verhältniß des Verſtandes und der Einbildungskraft zu einander in der gegebenen Vorſtellung, (ohne Beziehung auf vorhergehende Empfindung oder Begriff) mithin die Einhelligkeit oder Mishelligkeit derſelben, unter Regeln zu bringen und ſie in Anſehung ihrer Bedingungen zu beſtimmen. Sie iſt Kunſt, wenn ſie dieſes nur an Beyſpielen zeigt; ſie iſt Wiſſenſchaft, wenn ſie die Möglichkeit einer ſolchen Beurtheilung von der Natur dieſer Vermögen,

mögen, als Erkenntnißvermögen überhaupt, ableitet. Mit dieſer letztern, als transſcendentalen Kritik, hat es der Hr. Verfaſſer in dieſem Werke allein zu thun; ſie ſoll das ſubjektive Princip des Geſchmacks, als ein Princip a priori der Urtheilskraft, entwickeln und rechtfertigen. Die Kritik des Geſchmacks als Kunſt ſucht blos die empiriſchen Regeln, nach denen der Geſchmack wirklich verfährt, auf die Beurtheilung ſeiner Gegenſtände anzuwenden, und kritiſirt die Produkte der ſchönen Kunſt; ſo wie die Kritik des Geſchmacks, als Wiſſenſchaft, das Vermögen ſelbſt ſie zu beurtheilen kritiſirt.

Da das Geſchmacksurtheil nicht durch Begriffe beſtimmbar iſt, weil es ſonſt ein logiſches Urtheil ſeyn würde, ſo gründet es ſich auch nur auf die ſubjektive formale Bedingung aller Urtheile, nämlich auf das Vermögen zu urtheilen, oder die Urtheilskraft ſelbſt, ohne welche gar kein Urtheil, es ſey ein logiſches oder Geſchmacksurtheil, möglich iſt. Da nun zum Gebrauch der Urtheilskraft bey einer Vorſtellung, wodurch ein Gegenſtand gegeben wird, die Zuſammenſtimmung der Einbildungskraft (für die Anſchauung und die Zuſammenſetzung des Mannichfaltigen derſelben) und des Verſtandes (für den Begriff, als Vorſtellung der Einheit dieſer Zuſammenſetzung) erfodert wird; in Geſchmacksurtheilen aber, nicht ſo wie in logiſchen, Anſchauungen oder gegebene Vorſtellungen unter Begriffe ſubſumiret werden; ſo kann in denſelben nur eine Subſumtion der Einbildungskraft (des

Ver-

Vermögens der Anschauungen und nicht die Anschauungen selbst) unter den Verstand, (unter das Vermögen der Begriffe, nicht unter die Begriffe selbst) statt finden; und diese Subsumtion ist nur dann möglich, wenn diese zwey Vorstellungskräfte in der Vorstellung, wodurch ein Gegenstand gegeben wird, zusammenstimmen; welches Zusammenstimmen sich durch ein Gefühl kennbar macht, das daraus entspringt, daß in der Vorstellung, wodurch ein Gegenstand gegeben wird, sich Einbildungskraft und Verstand nicht allein nicht hindern, sondern vielmehr ihre Wirksamkeit wechselseitig beleben; jene durch den Verstand in ihrer Freyheit, (Unabhängigkeit von Begriffen) und dieser durch die Einbildungskraft in seiner Gesetzmäßigkeit nicht allein nicht gestört, sondern vielmehr begünstiget und befördert wird. Wenn wir also sagen, unser Geschmack urtheile über einen Gegenstand, so heißt das soviel als, wir beurtheilen den Gegenstand nach einem Gefühle der Zweckmäßigkeit der Vorstellung (wodurch dieser Gegenstand gegeben wird,) zur Beförderung der Einbildungskraft und des Verstandes in ihrem freyen Spiele; und der Geschmack enthält mithin, als subjektive Urtheilskraft, ein Princip der Subsumtion des Vermögens der Anschauungen unter das Vermögen der Begriffe, sofern das erstere in seiner Freyheit zum letztern in seiner Gesetzmäßigkeit zusammenstimmt.

Nach diesen vorläufigen Betrachtungen geht nun der Hr. Verfasser zu der Deduction der Geschmacksurtheile selbst über, und beantwortet die

Frage;

Frage: wie sind Geschmacksurtheile, oder: wie ist ein Urtheil möglich, das blos aus dem eigenen Gefühl der Lust an einem Gegenstande unabhängig von dessen Begriffe, diese Lust, als der Vorstellung desselben Objekts in jedem andern Subjekte anhängig, a priori, d. i. ohne erst fremde Beystimmung abwarten zu dürfen, beurtheilt?

Zur Beantwortung dieser Frage bemerkt Hr. Professor Kant zuvörderst, daß dasjenige, was in einem Geschmacksurtheile von einem Gegenstande a priori behauptet wird, nicht die Lust, sondern die Allgemeingültigkeit dieser Lust sey, die mit der bloßen Beurtheilung eines Gegenstandes im Gemüthe als verbunden wahrgenommen wird. Daß ich einen Gegenstand mit Lust wahrnehme und beurtheile, ist ein blos empirisches Urtheil; daß ich aber den Gegenstand schön finde, d. i. mein Wohlgefallen an demselben zugleich auch jedermann als nothwendig ansinnen darf, ist ein Urtheil a priori. Die Deduction ist nunmehr diese:

Wenn eingeräumt wird, daß in einem reinen Geschmacksurtheile das Wohlgefallen an dem Gegenstande mit der bloßen Beurtheilung der Form desselben (nicht mit der Beurtheilung seiner Materie, wozu ein Begriff von dem Gegenstande erfordert wird, der nicht Wohlgefallen sondern Erkenntniß gibt) verbunden sey; so ist das, was wir mit der Vorstellung des Gegenstandes im Gemüthe verbunden empfinden, (oder das an der Vorstellung der Form des Gegenstandes haftende Wohlgefallen,) nichts anders, als die subjektive Zweckmäßigkeit

dieser

dieſer Form für die Urtheilskraft, (d. i. in der Vorſtellung der Form des Gegenſtandes empfinden wir zugleich die Zuſammenſtimmung der der Urtheilskraft als ſubjektive Bedingungen zum Grunde liegenden Erkenntnißkräfte, der Einbildungskraft und des Verſtandes.) Da nun die Urtheilskraft in Anſehung der formalen Regeln der Beurtheilung, ohne alle Materie (ohne Sinnenempfindung und Begriff) nur auf die ſubjektiven Bedingungen ihres Gebrauchs überhaupt gerichtet ſeyn kann, folglich auf dasjenige Subjektive, welches man in allen Menſchen (als zum möglichen Erkenntniſſe überhaupt erforderlich) vorausſetzen kann: (oder: da die Urtheilskraft alle Regeln, nach welchen ſie urtheilt, nicht von den Gegenſtänden oder ſonſt woher außer ſich, ſondern blos aus ihrer eigenen Natur ſelbſt, d. i. aus den ſubjektiven Bedingungen ihres Gebrauchs, nämlich der Einbildungskraft in ihrer freyen Wirkſamkeit und dem Verſtande in ſeiner Geſetzmäßigkeit, und dem Einverſtändniſſe beyder mit einander, hernehmen kann, welche Natur der Urtheilskraft in allen Menſchen dieſelbe iſt) ſo muß die Uebereinſtimmung einer Vorſtellung mit dieſen Bedingungen der Urtheilskraft (Einbildungskraft und Verſtand) als für jedermann gültig a priori angenommen werden können, d. i. die Luſt oder ſubjektive Zweckmäßigkeit der Vorſtellung für das Verhältniß der Erkenntnißvermögen in der Beurtheilung eines ſinnlichen Gegenſtandes überhaupt wird jedermann mit Recht angeſonnen werden können.

Die

Die Luſt am Schönen iſt allgemein mittheilbar; denn ſie muß nothwendig in allen Menſchen auf denſelben Bedingungen beruhen, weil ſie ſubjektive Bedingungen der Möglichkeit einer Erkenntniß überhaupt ſind, und die Proportion dieſer Erkenntnißvermögen, die zum Geſchmack erfordert wird, auch zum gemeinen und geſunden Verſtande erforderlich iſt, den man bey jedermann vorausſetzen darf. Eben darum darf auch der mit Geſchmack urtheilende (wenn er nur in dieſem Bewußtſeyn nicht irrt und die Materie für die Form, den Reiz für die Schönheit nimmt) die ſubjektive Zweckmäßigkeit, d. i. ſein Wohlgefallen am Objekte, jedem andern anſinnen, und ſein Gefühl als allgemein mittheilbar, und zwar ohne Vermittelung der Begriffe, annehmen.

Hieraus läßt ſich auch leicht begreifen, in wie fern der Geſchmack eine Art von Senſus communis zu nennen ſey, und daß er mit mehrerm Rechte als der geſunde Verſtand, und die äſthetiſche Urtheilskraft eher als die intellektuelle, den Namen eines gemeinſchaftlichen Sinnes führen könne. Denn obgleich die Mittheilung der Gedanken auch ein Verhältniß der Einbildungskraft und des Verſtandes erfordert, um den Begriffen Anſchauungen, und den Anſchauungen Begriffe zuzugeſellen, die in ein Erkenntniß zuſammen fließen; ſo iſt doch die Zuſammenſtimmung beyder Gemüthskräfte geſetzlich, unter dem Zwange beſtimmter Begriffe. Bey der Mittheilung der Luſt am Schönen, oder der Geſchmacksurtheile hingegen, wo ſich die Vorſtellung

ſtellung der Form des Gegenſtandes nicht als Gedanke, ſondern als inneres Gefühl eines zweckmäßigen Zuſtandes des Gemüths mittheilt, erweckt die Einbildungskraft in ihrer Freyheit den Verſtand, und dieſer ſetzt ohne Begriffe die Einbildungskraft in ein regelmäßiges Spiel. Intellektuellen oder logiſchen Urtheilen liegen auch Begriffe zum Grunde, die ihren Sitz nicht in einem Sinne, ſondern in einem höhern Erkenntnißvermögen haben, und es hat auch kein Sinn zu Ausſprüchen allgemeiner Regeln die mindeſte Fähigkeit; da hingegen, wenn man das Wort Sinn von einer Wirkung der bloßen Reflexion aufs Gemüth braucht, man unter Sinn das Gefühl der Luſt verſteht, welches doch immer paſſender iſt, als wenn man die Wirkungen der beſtimmenden, oder intellektuellen Urtheilskraft, die auf Erkenntniß geht, mit dem Namen eines Sinnes belegt. Der Geſchmack iſt alſo das Vermögen, die Mittheilung der Gefühle, welche mit gegebener Vorſtellung (ohne Vermittelung eines Begriffs) verbunden ſind, a priori zu beurtheilen.

Ohngeachtet das Geſchmacksurtheil, wodurch etwas für ſchön erklärt wird, kein Intereſſe zum Beſtimmungsgrunde haben darf, wie oben hinreichend dargethan worden; ſo kann doch, nachdem das Geſchmacksurtheil als ſolches bereits gegeben worden, ein Intereſſe damit verbunden werden. Dieſe Verbindung kann aber nur indirekt ſeyn, d. i. der Geſchmack muß erſt mit etwas anderm verbunden vorgeſtellt werden, um mit dem

Wohl-

Wohlgefallen der bloßen Reflexion über einen Gegenstand, noch eine Luſt an der Exiſtenz deſſelben, als worin das Intereſſe beſteht, verknüpfen zu können. Dieſes Andre kann nun entweder etwas Empiriſches ſeyn, nämlich eine Neigung, die der menſchlichen Natur eigen iſt; oder etwas Intellektuelles, als Eigenſchaft des Willens, a priori durch Vernunft beſtimmt werden zu können, welche beyde ein Wohlgefallen am Daſeyn eines Objekts enthalten und ſo den Grund zu einem Intereſſe an demjenigen legen können, was ſchon für ſich und ohne Rückſicht auf irgend ein Intereſſe gefallen kann.

Empiriſch intereſſirt das Schöne nur in der Geſellſchaft. Für ſich allein würde ein verlaſſener Menſch auf einer wüſten Inſel weder ſeine Hütte, noch ſich ſelbſt ausputzen; nur in Geſellſchaft kömmt es ihm ein, nicht blos Menſch, ſondern nach ſeiner Art ein feiner Menſch zu ſeyn, (der Anfang der Civiliſirung): denn als einen ſolchen beurtheilt man denjenigen, der ſeine Luſt andern mitzutheilen geneigt und geſchickt iſt, und den ein Objekt nicht befriediget, wenn er das Wohlgefallen an demſelben nicht in Gemeinſchaft mit Andern fühlen kann.

Ein unmittelbares Intereſſe an den ſchönen Formen (nicht Reizen, deren Intereſſe zwar auch unmittelbar, aber doch empiriſch iſt) zu nehmen, (nicht blos Geſchmack haben, um ſie zu beurtheilen) iſt jederzeit ein Kennzeichen einer guten Seele, wenn dieſes Intereſſe habituell iſt; wenigſtens

zeigt es eine dem moraliſchen Gefühl günſtige Gemüthsſtimmung an, wenn es ſich mit der Beſchauung der Natur gern verbindet. Derjenige nimmt ein unmittelbares und zwar intellektuelles Intereſſe an der Schönheit der Natur, dem nicht allein ihre Produkte, eine Blume, ein Vogel, ein Inſekt und dergleichen der Form nach, ſondern auch das Daſeyn derſelben gefällt, ohne daß ein Sinnenreiz daran Antheil hat, oder er auch einen Zweck damit verbindet. Durch Kunſt nachgeahmte Naturſchönheiten können ein ſolches intellektuelles Intereſſe, für den Naturliebhaber, der ſich durch ſie hintergehn läßt, zwar anfangs auch hervorbringen; allein ſobald er die Täuſchung einſieht, wird jenes unmittelbare Intereſſe alsbald verſchwinden. Nur der Gedanke, daß die Natur jene Schönheit hervorgebracht hat, muß die Anſchauung und Reflexion begleiten; nur auf ihn gründet ſich das unmittelbare Intereſſe, was man daran nimmt; ſonſt bleibt entweder ein bloßes Geſchmacksurtheil, ohne alles Intereſſe, oder nur mit einem mittelbaren, nämlich auf die Geſellſchaft bezogenen verbunden, übrig; welches letztere keine ſichre Anzeige auf moraliſch gute Denkungsart abgibt.

Dieſer Vorzug der Naturſchönheit vor der Kunſtſchönheit, nach welchem jene allein ein unmittelbares Intereſſe gewährt, gründet ſich auf die Verwandſchaft der äſthetiſchen Urtheile und des mit dem Wohlgefallen in denſelben verbundenen Intereſſe, mit dem moraliſchen Gefühl, oder der intellektuellen Urtheilskraft, welche für bloße Formen

prakti-

praktiſcher Maximen, (ſo fern ſie ſich nämlich von ſelbſt zur allgemeinen Geſetzgebung qualificiren) ein Wohlgefallen a priori beſtimmt, das wir jedermann zum Geſetz machen, ohne daß unſer Urtheil ſich auf irgend ein Intereſſe gründet, ob es gleich ein ſolches hervorbringt. Da es nun die Vernunft, neben dieſem Intereſſe, das das moraliſche Gefühl, oder die intellektuelle Urtheilskraft über die Form praktiſcher Maximen hervorbringt, auch intereſſirt, daß die Ideen, die dem intellektuellen Urtheile zum Grunde liegen, und für die die Vernunft in dem moraliſchen Gefühle ein unmittelbares Intereſſe bewirkt, auch objektive Realität haben, d. i. da es die Vernunft auch intereſſirt, in der Natur ſelbſt eine Spur, einen Wink zu einem Grunde zu finden, der die Vernunft berechtige, eine geſetzmäßige Uebereinſtimmung der Naturprodukte zu unſerm von allem Intereſſe unabhängigen Wohlgefallen anzunehmen; ſo muß auch die Vernunft, da, wo die Natur eine ſolche Uebereinſtimmung mit unſerm unintereſſirten Wohlgefallen äußert, an dieſer Aeußerung ein Intereſſe nehmen. — So iſt z. B. der Satz: Befördere die Glückſeligkeit aller Menſchen; eine praktiſche Maxime, für welche die Vernunft, eben wegen der Form, d. i. der allgemeinen Geſetzmäßigkeit dieſer Maxime, ein Wohlgefallen a priori beſtimmt, mit welchem ein unmittelbares Intereſſe, d. i. unmittelbare Luſt an der Exiſtenz jener Form der Maxime verbunden iſt. An dieſer praktiſchen Idee (dieſer Maxime) begnügt ſich aber die Vernunft nicht völ-

lig; sie will auch, daß die Natur selbst diese Idee realisire; sie will in der Natur selbst einen Grund finden, der sie berechtige, eine Uebereinstimmung der Naturprodukte mit dem, mit dem Wohlgefallen der Vernunft an der Form (Gesetzmäßigkeit) ihrer Maximen verbundenen unmittelbaren Interesse, anzunehmen. Zu einem solchen in der Natur liegenden Grunde der Uebereinstimmung ihrer Produkte mit dem Interesse der Vernunft an der Form praktischer Maximen, findet nun die Vernunft die Spur an den schönen Formen der Naturprodukte selbst. Diese schönen Formen, die die Natur hier und jetzt einzeln, oder in ganzen Gruppen, zu ganzen schönen Naturscenen hervorgebracht und verbreitet hat, berechtigen uns, anzunehmen, daß sie nicht blos für diese Gegend, für diese in dieser Gegend lebende kleine Anzahl Menschen, und für den gegenwärtigen Augenblick, wirksam gewesen sey, sondern daß sie in Hervorbringung derselben mit eben der Allgemeinheit und Nothwendigkeit, wie die Vernunft bey ihren praktischen Maximen, zu Werke gehe, und an keinem Orte und zu keiner Zeit, wo sich Vernunft praktisch wirksam bezeigt, dieselbe in ihrer Nachfrage nach der Realität ihrer Ideen in der Natur selbst unbefriedigt lasse. Man muß also annehmen, daß die Natur durch ihre Erzeugungen mittelst der schönen Formen derselben, zur Wirklichmachung jener Maxime der allgemeinen Glückseligkeit beytrage; daß das Interesse am Schönen der Natur intellektuell und unmittelbar sey, da es sich auf eine Uebereinstimmung der Natur-

pro-

produkte mit den Produkten der praktiſchen Vernunft in Anſehung ihres beyderſeitigen Intereſſe gründet; und daß niemand dieſes Intereſſe am Schönen der Natur nehmen könne, der nicht ſchon vorher ſein Intereſſe am Sittlichguten wohl gegründet hat. —

Daß das Wohlgefallen an der ſchönen Kunſt im reinen Geſchmacksurtheil nicht eben ſo mit einem unmittelbaren Intereſſe, als das Wohlgefallen an der ſchönen Natur, verbunden iſt, davon liegt der Grund darin, daß den ſchönen Kunſtprodukten die den Naturſchönheiten ſchon an ſich ſelbſt und innerlich zukommende Beſchaffenheit, moraliſchen Ideen beygeſellt werden zu können, mangelt. Ein ſchönes Kunſtwerk intereſſirt nur mittelbar durch den Zweck, nicht durch ſich ſelbſt, und unmittelbar als Kunſt; und obgleich einem Kunſtwerke, das eine Naturſchönheit nachahmt, eine moraliſche Idee auch beygeſellt werden kann; ſo intereſſirt es doch darum nicht unmittelbar an ſich als Kunſtwerk, ſondern nur mittelbar, in wie fern der Zweck der Kunſt, ein ſchönes Naturprodukt in der Nachahmung getreu darzuſtellen, erreicht worden. In wie fern jedoch eine ſolche täuſchende Nachahmung von jemanden für ein wahres Produkt der Natur gehalten würde, würde es auch ſo lange, als dieſe Täuſchung dauert, die Wirkung einer wahren Naturſchönheit thun, es würde ein mit dem Wohlgefallen verbundenes unmittelbares intellektuelles Intereſſe hervorbringen.

Von der Kunst. Kunst wird von der Natur, von der Wissenschaft und vom Handwerke unterschieden. Von rechtswegen sollte man nur die Hervorbringungen durch Freyheit, d. i. durch eine Willkühr, die ihren Handlungen Vernunft zum Grunde legt, Kunst, nennen; das Produkt der Kunst heißt ein Werk (opus) das Produkt der Natur eine Wirkung (effectus). Kunst, als Geschicklichkeit des Menschen, unterscheidet sich von der Wissenschaft (Können vom Wissen) als praktisches vom theoretischen Vermögen, als Technik von der Theorie, (wie die Feldmeßkunst von der Geometrie). Wenn Kunst vom Handwerke unterschieden wird, so sieht man die erste so an, als ob sie nur als Spiel, d. i. als Beschäftigung, die für sich selbst angenehm ist, zweckmäßig ausfallen (gelingen) könne; die zweyte hingegen so, daß sie als Arbeit, d. i. als Beschäftigung, die für sich selbst unangenehm, (beschwerlich) und nur durch ihre Wirkung (z. B. den Lohn) anlockend ist, mithin zwangsmäßig auferlegt werden kann. Die erste heißt freye Kunst, die zweyte kann auch Lohnkunst heißen.

Es gibt keine Wissenschaft des Schönen; denn alsdann würde in ihr wissenschaftlich, d. i. durch Beweisgründe ausgemacht werden müssen, ob etwas für schön zu halten sey oder nicht; das Urtheil über Schönheit würde also, wenn es zur Wissenschaft gehörte, kein Geschmacksurtheil seyn. Es gibt auch keine schöne Wissenschaft; eine Wissenschaft, die, als solche, schön seyn soll, ist

ein

ein Unding. Denn wenn man in ihr, als Wissenschaft, nach Gründen und Beweisen fragte, so würde man uns durch geschmackvolle Aussprüche (Bon Mots) abfertigen.

Es gibt nur Kritik des Schönen, und nur schöne Kunst. Die Kunst ist nämlich entweder eine mechanische oder ästhetische. Sie ist mechanisch, wenn man blos zur Absicht hat, einen Gegenstand nach Maasgabe des Erkenntnisses, das man von ihm hat, blos wirklich zu machen und die dazu erforderlichen Handlungen verrichtet; ästhetisch hingegen, wenn sie das Gefühl der Lust zur unmittelbaren Absicht hat. Letztere ist angenehme Kunst, wenn ihr Zweck ist, daß die Lust die Vorstellungen als bloße Empfindungen begleite; schöne Kunst ist sie aber, wenn ihr Zweck ist, daß die Lust die Vorstellungen als Erkenntnißarten begleite. Angenehme Künste sind die, welche blos auf Genuß abzwecken, dergleichen alle die Reize sind, welche die Gesellschaft an einer Tafel vergnügen können; z. B. die Tafelmusik, welche nur als ein angenehmes Geräusch die Stimmung der Gemüther zur Fröhlichkeit unterhalten, und, ohne Anspruch auf Aufmerksamkeit auf die Composition zu machen, blos die freye Gesprächigkeit eines Nachbars mit dem andern begünstigen soll. Schöne Kunst dagegen ist eine Vorstellungsart, die für sich selbst zweckmäßig ist, und obgleich ohne Zweck, dennoch die Cultur der Gemüthskräfte zur geselligen Mittheilung befördert.

Die Natur war schön, wenn sie zugleich als Kunst aussah, und die Kunst kann nur schön genannt werden, wenn wir uns bewußt sind, sie sey Kunst und sie uns doch nur als Natur aussieht. Die Zweckmäßigkeit im Produkte der schönen Kunst muß, ob sie gleich absichtlich ist, doch nicht absichtlich scheinen; der Künstler muß zwar absichtlich dahin arbeiten, daß die Form des Produkts der schönen Kunst mit dem freyen Spiele unserer Erkenntnißvermögen zusammenstimme; er darf aber nicht merken lassen, sein Produkt darf nicht verrathen, daß dieß seine Absicht gewesen sey; denn sonst würde das Kunstprodukt kein Gefühl der Freyheit der Erkenntnißvermögen, die in der reflektirenden Urtheilskraft im Spiele sind, mithin auch die Lust nicht bewirken, die unmittelbar nur mit jenem Gefühle verknüpft ist; es würde nicht in der bloßen Beurtheilung, sondern entweder in der Sinnenempfindung oder durch einen Begriff, d. i. nicht als schöne, sondern als mechanische Kunst gefallen. Als Natur aber erscheint ein Produkt der Kunst dadurch, daß zwar alle Pünktlichkeit in der Uebereinkunft mit Regeln, nach denen allein das Produkt das werden kann, was es seyn soll, angetroffen wird, aber ohne Peinlichkeit, d. i. ohne eine Spur zu zeigen, daß die Regel dem Künstler vor Augen geschwebt und seinen Gemüthskräften Fesseln angelegt habe.

Von dem Genie. Schöne Kunst ist Kunst des Genies. Genie ist das Talent, (Naturgabe) welches der Kunst die Regel gibt. Da das Talent,

lent, als angebornes produktives Vermögen des Künstlers, selbst zur Natur gehört, so könnte man auch sagen: Genie ist die angeborne Gemüthsanlage (ingenium) durch welche die Natur der Kunst die Regel gibt. Da nun die schöne Kunst sich selbst nicht die Regel ausdenken kann, nach der sie ihr Produkt zu Stande bringen soll, gleichwohl aber ein Produkt ohne vorhergehende Regel niemals Kunst heißen kann, so muß die Natur im Subjekte (und durch die Stimmung der Vermögen desselben) der Kunst die Regel geben, d. i. die schöne Kunst ist nur als Produkt des Genies möglich. Genie ist also 1. ein Talent, dasjenige, wozu sich keine bestimmte Regel geben läßt, hervorzubringen; Originalität also seine erste Eigenschaft. 2. Seine Produkte müssen Muster, d. i. exemplarisch, mithin selbst nicht durch Nachahmung entsprungen seyn, aber doch andern dazu, d. i. zum Richtmaaße oder Regel der Beurtheilung dienen. 3. Kann es nicht wissenschaftlich anzeigen, wie es sein Produkt zu Stande bringe, sondern nur als Natur die Regel geben, daher denn auch vermuthlich das Wort Genie von genius, dem eigenthümlichen einem Menschen bey der Geburt mitgegebenen schützenden und leitenden Geiste, von dessen Eingebung jene originalen Ideen herrührten, abgeleitet ist. 4. Schreibt die Natur durch das Genie nicht der Wissenschaft, sondern der Kunst, in so fern sie schöne Kunst seyn soll, die Regel vor. Genie ist dem Nachahmungsgeiste ganz entgegen zu setzen. Da nun lernen nichts

als Nachahmen ist, so kann die gröſste Gelehrigkeit doch nicht für Genie gelten. Was gelernt werden kann, ob man es gleich selbst erfunden hätte, erfodert zwar einen oft groſsen Kopf (im Gegensatz mit einem Pinsel, der immer nur lernen und nachahmen kann) aber noch kein Genie. Im Wissenschaftlichen ist also der gröſste Erfinder vom mühseligsten Nachahmer nur dem Grade nach, hingegen von dem, den die Natur für die schöne Kunst begabt hat, specifisch unterschieden. Hierin liegt aber keine Herabsetzung jener groſsen Köpfe gegen die Genies. Sondern eben darin, daſs das Talent der erstern zur immer fortschreitenden gröſsern Vollkommenheit in Erkenntnissen und alles Nutzens, der davon abhängig ist, ingleichen zur Belehrung Andrer in eben denselben Kenntnissen, gemacht ist, besteht ein groſser Vorzug derselben vor den Genies, weil für diese die Kunst irgend wo still steht, indem ihr eine Gränze gesetzt ist, über die sie nicht weiter gehen kann, die auch vermuthlich schon seit lange her erreicht ist und nicht mehr erweitert werden kann; und überdem eine solche Geschicklichkeit sich auch nicht mittheilen läſst, sondern jedem unmittelbar von der Hand der Natur ertheilt seyn will, mit ihm also stirbt.

Die Regel, die die Natur der Kunst gibt, kann in keiner Formel abgefaſst zur Vorschrift dienen; denn sonst würde das Urtheil über das Schöne nach Begriffen bestimmbar seyn; sondern die Regel muſs von der That, d. i. vom Produkt abstrahirt werden, an welchem andere ihr eigenes

Talent

Talent prüfen mögen, um ſich jenes zum Muſter, nicht der Nachmachung, ſondern der Nachahmung, dienen zu laſſen.

Obgleich mechaniſche und ſchöne Kunſt von einander ſehr unterſchieden ſind, ſo gibt es doch keine ſchöne Kunſt, in welcher nicht etwas Mechaniſches, welches nach Regeln gefaßt und befolgt werden kann, die weſentliche Bedingung der Kunſt ausmachte. Das Genie kann nur reichen Stoff zu Produkten der ſchönen Kunſt hergeben; aber die Verarbeitung deſſelben und die Form erfordert ein durch die Schule gebildetes Talent, um einen Gebrauch davon zu machen, der vor der Urtheilskraft beſtehen kann.

Zur Beurtheilung ſchöner Gegenſtände wird Geſchmack; zur ſchönen Kunſt ſelbſt aber, d. i. der Hervorbringung ſolcher Gegenſtände, wird Genie erfodert. Um die Gemüthsvermögen, die das Genie ausmachen, zergliedern zu können, wird der Unterſchied zwiſchen der Natur- und der Kunſtſchönheit ſo beſtimmt: Eine Naturſchönheit iſt ein ſchönes Ding, die Kunſtſchönheit eine ſchöne Vorſtellung von einem Dinge. Zur Beurtheilung der erſtern habe ich keinen Begriff von dem, was der Gegenſtand ſeyn ſoll, nöthig, d. i. ich brauche die materielle Zweckmäßigkeit, den Zweck, nicht zu kennen, ſondern die bloße Form ohne Kenntniß des Zwecks gefällt, in der Beurtheilung für ſich ſelbſt; zur Beurtheilung eines ſchönen Kunſtprodukts hingegen, als ſolchen, muß, weil Kunſt immer einen Zweck in der Urſache (und deren Cauſali-

salität) voraussetzt, zuvor ein Begriff von dem, was das Ding seyn soll, zum Grunde gelegt werden; und da die Zusammenstimmung des Mannichfaltigen in einem Dinge zu einer innern Bestimmung desselben als Zweck, die Vollkommenheit des Dinges ist, so muß in der Beurtheilung der Kunstschönheit zugleich die Vollkommenheit des Dinges in Anschlag gebracht werden. Die schöne Kunst zeigt eben darin ihre Vorzüglichkeit, daß sie Dinge, die in der Natur häßlich oder misfällig seyn würden, schön beschreibt; nur eine Art des Häßlichen, nämlich die, welche Ekel erweckt, kann nicht der Natur gemäß vorgestellt werden, ohne alles ästhetische Wohlgefallen, mithin der Kunstschönheit, zu Grunde zu richten. Deswegen hat auch die Bildhauerkunst, weil an ihren Produkten die Kunst mit der Natur beynahe verwechselt wird, die unmittelbare Vorstellung häßlicher Gegenstände von ihren Bildungen ausgeschlossen und solche dafür allegorisch, oder durch Attribute, mithin nur indirekt vermittelst einer Auslegung der Vernunft und nicht für blos ästhetische Urtheilskraft vorzustellen erlaubt.

Der Geschmack ist blos ein Beurtheilungsvermögen, nicht ein produktives Vermögen, und was demselben gemäß ist, ist darum eben nicht ein Werk der schönen Kunst. Es kann ein zur nützlichen und mechanischen Kunst, oder gar zur Wissenschaft gehöriges Produkt nach bestimmten Regeln seyn, die gelernt werden können und genau befolgt werden müssen, z. B. Tischgeräthe, eine moralische Abhand-

handlung ꝛc. die gefällige Form aber, die man ihm gibt, iſt nur das Vehikel der Mittheilung, und eine Manier gleichſam des Vortrages, in Anſehung deſſen man noch in gewiſſem Maaße frey iſt, wenn er doch übrigens an einen beſtimmten Zweck gebunden iſt. Daher kann man auch an einem ſeynſollenden Werke der Kunſt oftmals Genie ohne Geſchmack, an einem andern Geſchmack ohne Genie wahrnehmen.

Man ſagt von gewiſſen Produkten, die ſich wenigſtens zum Theil als ſchöne Kunſt zeigen ſollten: ſie ſind ohne Geiſt. Ein Gedicht z. B. kann recht nett und elegant ſeyn, aber es iſt ohne Geiſt. Geiſt, in äſthetiſcher Bedeutung, heißt das belebende Princip im Gemüthe. Dasjenige aber, wodurch dieſes Princip die Seele belebt, der Stoff, den es dazu anwendet, iſt das, was die Gemüthskräfte zweckmäßig in Schwung verſetzt, d. i. in ein ſolches Spiel, welches ſich von ſelbſt erhält und ſelbſt die Kräfte dazu ſtärkt. Nach dem Hrn. V. iſt dieſes Princip nichts anders, als das Vermögen der Darſtellung äſthetiſcher Ideen, d. i. ſolcher Vorſtellungen, die viel zu denken veranlaſſen, ohne daß ihnen jedoch irgend ein Begriff adäquat ſeyn kann, und die das Gegenſtück (Pendant) von den Vernunftideen ſind, welche umgekehrt Begriffe ſind, denen keine Anſchauung (Vorſtellung der Einbildungskraft) adäquat ſeyn kann. Die Einbildungskraft (als produktives Vermögen) iſt nämlich ſehr mächtig in Schaffung gleichſam einer andern Natur, aus dem Stoffe, den ihr die wirkli-

che gibt; den Stoff dieser letztern verarbeitet sie zu etwas ganz anderm, zu etwas, das die wirkliche Natur übertrift. Man kann dergleichen Vorstellungen der Einbildungskraft hauptsächlich darum Ideen nennen, weil ihnen, als innern Anschauungen, kein Begriff völlig adäquat seyn kann. Der Dichter versinnlicht Vernunftideen von unsichtbaren Wesen, das Reich der Seligen ꝛc. den Tod, den Neid ꝛc. in einer Vollständigkeit, für die sich in der Natur kein Beyspiel findet; und es ist eigentlich die Dichtkunst, in welcher sich das Vermögen ästhetischer Ideen in seinem ganzen Maaße zeigen kann. Die Einbildungskraft ist hierbey schöpferisch und bringt das Vermögen intellektueller Ideen (die Vernunft) in Bewegung, mehr bey Veranlassung einer Vorstellung zu denken, als in ihr aufgefaßt und deutlich gedacht werden kann.

Man nennt diejenigen Formen, welche nicht die Darstellung eines gegebenen Begriffs selber ausmachen, sondern nur als Nebenvorstellungen der Einbildungskraft, die damit verknüpften Folgen und die Verwandschaft desselben mit andern ausdrücken, Attribute eines Gegenstandes, und zwar ästhetische zum Unterschiede von den logischen, die das ausdrücken, was in dem bestimmten Begriffe von einem Gegenstande liegt. Sie geben eine ästhetische Idee, die der Vernunftidee statt logischer Darstellung dient. Außer der Malerey und Bildhauerkunst, nehmen auch die Dichtkunst und Beredsamkeit den Geist, der ihre Werke belebt, lediglich von den ästhetischen Attributen

her,

her, welche den logiſchen zur Seite gehen und der Einbildungskraft einen Schwung geben, mehr dabey, obgleich auf unentwickelte Art, zu denken, als ſich in einem Begriffe, mithin in einem beſtimmten Sprachausdrucke, zuſammen faſſen läßt. Der Adler Jupiters mit dem Blitze in den Klauen gibt der Einbildungskraft Anlaß, ſich über eine Menge von verwandten Vorſtellungen zu verbreiten, die mehr denken laſſen, als man in dem Begriffe von einer Erhabenheit und Macht der Natur durch Worte ausdrücken kann.

Mit einem Worte, die äſthetiſche Idee iſt eine einem gegebenen Begriffe beygeſellte Vorſtellung der Einbildungskraft, welche mit einer ſolchen Mannichfaltigkeit von Theilvorſtellungen in dem freyen Gebrauche derſelben verbunden iſt, daß für ſie kein Ausdruck, der einen beſtimmten Begriff bezeichnet, gefunden werden kann, der alſo viel Unnennbares zu einem Begriffe hinzu denken läßt, davon das Gefühl die Erkenntnißvermögen belebt und mit der Sprache, als bloßem Buchſtaben, Geiſt verbindet.

Die Gemüthskräfte alſo, deren Vereinigung das Genie ausmachen, ſind Einbildungskraft und Verſtand; jene muß ſich aber in dem Gebrauche zum Erkenntniſſe nach den Begriffen des Verſtandes richten und denſelben angemeſſen ſeyn; da ſie hingegen in äſthetiſcher Abſicht frey iſt, um über jene Einſtimmung zum Begriffe noch ungeſucht reichhaltigen unentwickelten Stoff für den Verſtand, worauf dieſer in ſeinem Begriffe nicht Rückſicht nahm, zu liefern, welchen dieſer aber nicht ſowohl

objek-

objektiv zum Erkenntnisse, als subjektiv zur Belebung der Erkenntnißkräfte, indirekt, also doch auch zu Erkenntnissen anwendet. Genie besteht demnach in dem glücklichen, durch Fleiß nicht zu erlernenden Verhältnisse, zu einem gegebenen Begriffe Ideen aufzufinden, andrerseits aber zu denselben den Ausdruck zu treffen, durch den die dadurch bewirkte subjektive Gemüthsstimmung, als Begleitung eines Begriffs, Andern mitgetheilt werden kann. Das Talent zum letztern ist eigentlich das, was man Geist nennt; er ist das Talent, das Unnennbare in dem Gemüthszustande bey einer gewissen Vorstellung auszudrücken und allgemein mittheilbar zu machen, der Ausdruck mag nun in Sprache, oder Malerey, oder Plastik bestehen; und erfordert ein Vermögen, das schnell vorübergehende Spiel der Einbildungskraft aufzufassen und in einen Begriff, (der eben darum original ist und zugleich eine neue Regel eröfnet, die aus keinen vorhergehenden Principien oder Beyspielen hat gefolgert werden können) zu vereinigen, der sich ohne Zwang mittheilen läßt.

Nach diesen Voraussetzungen ist Genie die musterhafte Originalität der Naturgabe eines Subjekts im freyen Gebrauche seiner Erkenntnißvermögen; und das Produkt eines Genies ist ein Beyspiel nicht der Nachahmung sondern der Nachfolge für ein anderes Genie, welches dadurch zum Gefühl seiner eigenen Originalität aufgeweckt wird, Zwangsfreyheit von Regeln so in der Kunst auszuüben, daß diese dadurch selbst eine neue Regel bekommt,

kommt, wodurch das Talent ſich als Muſterhaft zeigt. Weil aber das Genie nur eine ſeltne Erſcheinung iſt, ſo bringt ſein Beyſpiel für andre gute Köpfe eine Schule hervor, d. i. eine methodiſche Unterweiſung nach Regeln, ſo weit man ſie aus jenen Geiſtesprodukten und ihrer Eigenthümlichkeit hat ziehen können, und für dieſe iſt die ſchöne Kunſt ſofern Nachahmung, der die Natur durch ein Genie die Regel gab, welche Nachahmung aber nicht in Nachäffen oder Nachmachen, und in Manieriren ausarten darf, welches letztere eine Art von Nachäffung der bloßen Originalität überhaupt iſt, um ſich ja von Nachahmern ſoweit als möglich zu entfernen, ohne doch das Talent zu beſitzen, dabey zugleich muſterhaft zu ſeyn.

Die Kunſt iſt eine geiſtreiche, wenn das Produkt mehr Genie als Geſchmack zeigt, wenn es dabey mehr auf die Einbildung als auf die Urtheilskraft ankömmt; eine ſolche kann aber nicht eher ſchön genannt werden, als bis ſich auch Geſchmack damit verbindet. Reich und original an Ideen zu ſeyn bedarf es nicht ſo nothwendig zum Behuf der Schönheit, aber wohl der Angemeſſenheit jener Einbildungskraft in ihrer Freyheit zu der Geſetzmäßigkeit des Verſtandes. Denn aller Reichthum des Genies, der Einbildungskraft, bringt in ihrer geſetzloſen Freyheit nichts als Unſinn hervor; die Urtheilskraft iſt aber das Vermögen, ſie dem Verſtande anzupaſſen. Wenn im Widerſtreite beyder Eigenſchaften, des Geſchmacks und Genies, an einem Produkte etwas aufgeopfert werden ſoll, ſo

müßte es eher auf der Seite des Genies geſchehen, und die Urtheilskraft, welche in Sachen der ſchönen Kunſt aus eigenen Principien den Ausſpruch thut, wird eher der Freyheit und dem Reichthum der Einbildungskraft, als dem Verſtande Abbruch thun. Zur ſchönen Kunſt würden alſo **Einbildungskraft, Verſtand, Geiſt** und (um dieſe drey zu vereinigen) **Geſchmack** erforderlich ſeyn.

Da man überhaupt Schönheit den **Ausdruck** äſthetiſcher Ideen nennen kann, nur daß in der **ſchönen Kunſt** dieſe Idee durch einen Begriff vom Objekt veranlaßt werden muß, in der **ſchönen Natur** aber die bloße Reflexion über eine gegebene Anſchauung, ohne Begriff von dem was der Gegenſtand ſeyn ſoll, zur Erweckung und Mittheilung der Idee, von der jenes Objekt als der Ausdruck betrachtet wird, hinreichend iſt; ſo nimmt Herr Prof. **Kant** die Analogie der Kunſt mit der Art des Ausdrucks, deſſen ſich die Menſchen im Sprechen bedienen, um ſich, ſo vollkommen als möglich iſt, einander, nicht blos ihren Begriffen, ſondern auch ihren Empfindungen nach, mitzutheilen, zum Princip der Eintheilung und Verbindung der ſchönen Künſte an. Die Arten des Ausdrucks ſind **Worte, Gebehrdung** und **Ton**, (Artikulation, Geſtikulation und Modulation) ihre Verbindung macht die vollſtändigſte Mittheilung des Sprechenden aus, denn dadurch werden Gedanke, Anſchauung und Empfindung zugleich und vereinigt auf den andern übergetragen.

Es gibt also nur dreyerley Arten schöner Künste, die redende, die bildende und die Kunst des Spiels der Empfindungen (als äußerer Sinneneindrücke.) Die redenden Künste sind Beredsamkeit und Dichtkunst. Jene ist die Kunst, ein Geschäfte des Verstandes als ein freyes Spiel der Einbildungskraft zu betreiben; diese die Kunst, ein freyes Spiel der Einbildungskraft als ein Geschäfte des Verstandes auszuführen. Der Redner kündigt ein Geschäft so an und führt es so aus, als ob es ein Spiel mit Ideen sey, um die Zuhörer zu unterhalten. Der Dichter kündigt blos ein unterhaltendes Spiel mit Ideen an, und es kömmt doch so viel für den Verstand heraus, als ob er blos dessen Geschäfte zu treiben die Absicht gehabt hätte.

Die bildenden Künste, oder die des Ausdrucks für Ideen in der Sinnenanschauung, sind entweder die der Sinnenwahrheit oder des Sinnenscheins. Die erste heißt die Plastik, die zweyte die Malerey. Beyde machen Gestalten im Raum zum Ausdrucke für Ideen; jene für zwey Sinne, Gesicht und Gefühl, diese nur für das Gesicht.

Zur Plastik gehören Bildhauerkunst und Baukunst. Die erste ist die Kunst, Begriffe von Dingen, so wie sie in der Natur existiren könnten, körperlich darzustellen, (doch als schöne Kunst mit Rücksicht auf ästhetische Zweckmäßigkeit.) Die zweyte ist die Kunst, Begriffe von Dingen, die nur durch Kunst möglich sind, und deren Form nicht die Natur, sondern einen willkührlichen Zweck zum Bestimmungsgrunde hat, zu dieser Ab-

ſicht, doch auch zugleich äſthetiſch-zweckmäßig, darzuſtellen. Bey der letztern iſt ein gewiſſer Gebrauch des künſtlichen Gegenſtandes die Hauptſache, worauf, als Bedingung, die äſthetiſchen Ideen eingeſchränkt werden. Bey der erſtern iſt der bloße Ausdruck äſthetiſcher Ideen die Hauptabſicht.

Die Malerkunſt, welche den Sinnenſchein künſtlich mit Ideen verbunden darſtellt, theilt der Hr. V. in die der ſchönen Schilderung der Natur und in die der ſchönen Zuſammenſtellung ihrer Produkte ein. Die erſte wäre die eigentliche Malerey, die zweyte die Luſtgärtnerey. Die letztere gibt zwar nicht ſo, wie die erſtere, den bloßen Schein der körperlichen Ausdehnung, ſondern dieſe Ausdehnung nach der Wahrheit, aber ſie gibt doch nur den Schein einer Benutzung und Gebrauchs der Produkte, die ſie zuſammen ſtellt, zu andern Zwecken, als blos für das Spiel der Einbildung in Beſchauung ihrer Formen, welches ihr eigentlicher Zweck iſt. Ueberdieß iſt auch die ſchöne Zuſammenſtellung der körperlichen Dinge nur für das Auge gegeben, wie die Malerey, und der Sinn des Gefühls kann keine anſchauliche Vorſtellung von einer ſolchen Form verſchaffen.

Die Kunſt des ſchönen Spiels der Empfindungen (die von außen erzeugt werden,) kann nichts anders als die Proportion der verſchiedenen Grade der Stimmung (Spannung) des Sinns, dem die Empfindung angehört, d. i. den Ton deſſelben betreffen, und in dieſer weitläuftigen Bedeutung

tung des Worts kann sie in das künstliche Spiel mit dem Tone der Empfindung des Gehörs und der des Gesichts, mithin in Musik und Farbenkunst, eingetheilt werden. Es ist merkwürdig, sagt Hr. Kant, daß diese zwey Sinne, außer der Empfänglichkeit für Eindrücke, durch welche wir von äußern Gegenständen Begriffe bekommen, noch einer besondern damit verbundnen Empfindung fähig sind, von welcher man nicht recht ausmachen kann, ob sie den Sinn oder die Reflexion zum Grunde habe, und daß diese Affektibilität doch bisweilen, bey aller zum Erkenntnisse der Objekte erforderlichen Vollständigkeit und Feinheit des Sinns, mangeln kann; das heißt, man kann nicht mit Gewißheit sagen, ob eine Farbe oder ein Ton (Klang) blos angenehme Empfindung, oder an sich schon ein schönes Spiel von Empfindungen sey und als ein solches ein Wohlgefallen an der Form in der ästhetischen Beurtheilung bey sich führe. Beyde Meynungen (fährt der Verfasser fort,) haben ihre Gründe für sich. Auf der einen Seite nämlich sollte man glauben, daß nur die Wirkung der Licht- und Luftbebungen auf die elastischen Theile unsers Körpers empfunden, die Zeiteintheilung durch dieselben aber nicht bemerkt und in Beurtheilung gezogen, mithin mit Farben und Tönen nur Annehmlichkeit, nicht Schönheit ihrer Composition, verbunden werde, wenn man bedenkt, daß die Schnelligkeit jener Licht- und Luftbebungen alles unser Vermögen, die Proportion der Zeiteintheilung durch dieselben unmittelbar bey der Wahrneh-

mung zu beurtheilen, wahrscheinlich übertrift. Bedenkt man aber auf der andern Seite, erstlich das Mathematische, welches sich über die Proportion dieser Schwingungen in der Musik und ihre Beurtheilung sagen läßt, und beurtheilt die Farbenabstechung wie billig nach der Analogie mit der letztern; und zieht man zweytens die, ob zwar seltnen Beyspiele von Menschen in Erwägung, die mit dem besten Gesichte von der Welt nicht Farben, und mit dem schärfsten Gehöre nicht Töne unterscheiden können, betrachtet man ferner in Ansehung derer, die dieses können, die Wahrnehmung einer veränderten Qualität (nicht blos des Grades) der Empfindung bey den verschiedenen Anspannungen auf der Farben- oder Tonleiter, ingleichen, daß die Zahl derselben für begreifliche Unterschiede bestimmt ist; so sieht man sich wieder genöthigt, die Empfindungen von beyden nicht als bloßen Sinneneindruck, sondern als die Wirkung einer Beurtheilung der Form im Spiele vieler Empfindungen anzusehn. Nur in sofern man diese letztere Meynung zum Grunde der Beurtheilung legt, kann Musik, und mit ihr Farbenkunst, gänzlich als schöne, nach der erstern hingegen als angenehme Kunst (wenigstens zum Theil) vorgestellt werden. (Der Recens. glaubt den Sinn und die Richtigkeit dieses Räsonnements vollkommen einzusehen, aber nur nicht den Grund, warum diese Ungewißheit, Musik und Farbenkunst als angenehme oder als schöne Künste, und Töne und Farben und deren Compositionen als angenehme oder schöne Kunstpro-

drukte

drukte zu erkennen, nur dieſe beyde Arten von Künſten, und nicht auch die andern Künſte, die dem Sinne des Geſichts und des Gehörs angehören, treffen ſoll. Iſt es überhaupt eine Eigenſchaft dieſer zwey Sinne, außer der Empfänglichkeit für Eindrücke äußerer Gegenſtände zum Behuf der Erkenntniß, auch noch einer beſondern damit verbundenen Empfindung fähig zu ſeyn, von welcher ſich nicht recht ausmachen laſſe, ob ſie den Sinn ſelbſt oder die Reflexion zum Grunde habe; ſo müßte ja nothwendig die Zweydeutigkeit dieſer beſondern Empfindung einen Einfluß auf die Beurtheilung aller Künſte, als ſchöner oder angenehmer, haben; es müßte in Anſehung der Werke aller dieſer Künſte nicht mit Gewißheit geſagt werden können, ob ſie blos angenehme Empfindung oder an ſich ſchon ein ſchönes Spiel der Empfindungen gewähren. Gleichwohl drückt ſich der Herr Verfaſſer in der Beſtimmung aller übrigen Künſte, als ſchöner und angenehmer Künſte, ganz beſtimmt aus, und läßt es nicht zweifelhaft und ungewiß, in wie fern ſie und ihre Werke entweder ſchön oder blos angenehm ſind. Ließe ſich nicht bey den Künſten des ſchönen Spiels der Empfindungen eben ſo beſtimmt als bey allen übrigen, die zu den redenden und bildenden gehören, ſagen: ſie ſind angenehm, wenn ſie ſich blos auf Sinnenempfindung einſchränken; ſchön, wenn ſie über die Sinnenempfindung, über den Genuß, den ein Kunſtwerk gewährt, hinaus gehen, und äſthetiſche Ideen, die an ſich ſelbſt zweckmäßig ſind, und Einbildungskraft

und Verstand in freye Wirksamkeit setzen, ob gleich nicht so unmittelbar wie die redenden und bildenden Künste, sondern nur mittelbar, wie der Hr. Verfasser in der Folge bemerkt, erregen? Auch in Ansehung der Werke der Redekunst, Dichtkunst, Plastik und Malerey fehlt vielen, ja den meisten Menschen, jene über die Gränzen der Vollständigkeit und Feinheit der Sinne hinausliegende Affektibilität derselben, deren Mangel sie blos auf den Reiz der Sinne einschränkt, an dem aber, was die Formen der Produkte und Werke der Natur oder Kunst zur Schönheit, und zur Quelle ästhetischer Ideen erhebt, keinen Antheil nehmen läßt.)

Die Beredsamkeit kann mit einer malerischen Darstellung ihrer Subjekte sowohl als Gegenstände, in einem Schauspiele, die Poesie mit Musik im Gesange, dieser aber zugleich mit malerischer (theatralischer) Darstellung in einer Opera, das Spiel der Empfindungen in einer Musik mit dem Spiele der Gestalten im Tanz u. s. w. verbunden werden.

Unter allen schönen Künsten behauptet die Dichtkunst in Ansehung des ästhetischen Werths den obersten Rang. Sie erweitert das Gemüth, indem sie die Einbildungskraft in Freyheit setzt und innerhalb den Schranken eines gegebnen Begriffs sich ästhetisch zu Ideen erhebt; sie stärkt das Gemüth, indem sie es sein freyes, selbstthätiges und von der Naturbestimmung unabhängiges Vermögen fühlen läßt, die Natur als Erscheinung nach Ansichten zu betrachten und zu beurtheilen, die sie

nicht

nicht von selbst, weder für den Sinn noch den Verstand in der Erfahrung darbietet, und sie also zum Behuf und gleichsam zum Schema des Uebersinnlichen zu gebrauchen. Endlich spielt sie mit dem Scheine, den sie nach Belieben bewirkt, ohne doch dadurch zu betrügen, da sie ihre Beschäftigung selbst für bloßes Spiel erklärt, welches gleichwohl vom Verstande und zu dessen Geschäfte zweckmäßig gebraucht werden kann. Die Beredsamkeit, als Kunst zu überreden, durch den schönen Schein zu hintergehen, ist eine Dialektik, die von der Dichtkunst nur so viel entlehnt, als nöthig ist, die Gemüther vor der Beurtheilung für den Redner zu seinem Vortheile zu gewinnen und dieser die Freyheit zu benehmen; sie kann also weder für die Gerichtsschranken noch für die Kanzeln angerathen werden, weil es hier um bürgerliche Gesetze, Rechte der einzelnen Personen, dauerhafte Belehrung und Bestimmung der Gemüther zur richtigen Kenntniß und gewissenhaften Beobachtung ihrer Pflicht, zu thun ist, Geschäfte, unter deren Würde es ist, Spuren von Ueppigkeit des Witzes und der Einbildungskraft, noch mehr aber von der Kunst zu überreden und zu seinem Vortheil einzunehmen, blicken zu lassen, gesetzt auch, daß die Absichten, wozu man sie anwenden wollte, rechtmäßig und lobenswürdig wären.

Die nächste Stelle nach der Dichtkunst nehmen in eben dieser Rücksicht die bildenden Künste ein, und erst nach diesen folgt die Tonkunst. Diese steht jenen darum nach, weil sie blos mit

Empfindungen spielt, und das Gedankenspiel, was nebenbey dadurch erregt wird, blos die Wirkung einer gleichsam mechanischen Association ist; da hingegen die bildenden Künste die Einbildungskraft in ein freyes und doch zugleich dem Verstande angemessenes Spiel versetzen, und zugleich ein Produkt zu Stande bringen, welches den Verstandsbegriffen zu einem dauerhaften und für sich selbst sich empfehlenden Vehikel dient, die Vereinigung derselben mit der Sinnlichkeit und so gleichsam die Urbanität der obern Erkenntnißkräfte zu befördern. Da sie von Empfindungen zu unbestimmten Ideen übergehen, so ist ihr Eindruck bleibend, der der Tonkunst aber, die von bestimmten Ideen zu Empfindungen übergeht, nur transitorisch. Unter den bildenden Künsten gibt der Verfasser der Malerey den Vorzug, theils weil sie, als Zeichenkunst, allen übrigen bildenden Künsten zum Grunde liegt, theils weil sie weit mehr in die Region der Ideen eindringen und auch das Feld der Anschauung diesen gemäß mehr erweitern kann, als es den übrigen verstattet ist. In einer andern Rücksicht, wenn es nämlich um den Reiz und die Bewegung des Gemüths zu thun ist, erhält, wie natürlich, die Tonkunst wieder den Rang vor den bildenden Künsten.

Hr. Professor Kant beschließt den ersten Abschnitt oder die Analytik der ästhetischen Urtheilskraft mit einer Anmerkung über die Natur des Vergnügens, der Mittel wodurch Vergnügen erzeugt wird, und einiger besondern Wirkungen derselben.

ſelben. Das Vergnügen ſcheint jederzeit (und wenn auch die Urſache deſſelben in Ideen liegt) in einem Gefühl der Beförderung des geſammten Lebens des Menſchen, mithin auch des körperlichen Wohlbefindens, d. i. der Geſundheit, zu beſtehen. Vergnügen und Schmerz können nur auf dem Gefühl oder der Ausſicht auf ein mögliches Wohl- oder Uebelbefinden beruhen. Alles wechſelnde freye Spiel der Empfindungen, die keine Abſicht zum Grunde haben, vergnügt, weil es das Gefühl der Geſundheit befördert. Man kann ſie ins Glücksſpiel, Tonſpiel und Gedankenſpiel eintheilen. Das erſte fordert ein Intereſſe der Eitelkeit oder des Eigennutzes; das zweyte blos den Wechſel der Empfindungen, deren jede ihre Beziehung auf Affekt, aber ohne den Grad eines Affekts hat, und äſthetiſche Ideen rege macht; das dritte entſpringt blos aus dem Wechſel der Vorſtellungen in der Urtheilskraft, wodurch zwar kein Gedanke, der irgend ein Intereſſe bey ſich führte, erzeugt, das Gemüth aber doch belebt wird. Mit Uebergehung des Glücksſpiels, da es kein ſchönes Spiel iſt, beſchäftiget ſich der Verfaſſer blos mit den zwey andern Spielarten. Muſik und Stoff zum Lachen ſind Spiele mit äſthetiſchen Ideen oder auch Verſtandesvorſtellungen, wodurch am Ende nichts gedacht wird, und die blos durch ihren Wechſel lebhaft vergnügen können, wodurch ſie ziemlich klar zu erkennen geben, daß die Belebung in beyden blos körperlich ſey, ob ſie gleich von Ideen des Gemüths erregt wird, und daß das Gefühl der Geſund-

ſundheit, durch eine jener ihrem Spiele correſpondirende Bewegung der Eingeweide, das ganze, für ſo fein und Geiſtvoll geprieſene Vergnügen einer aufgeweckten Geſellſchaft ausmachen. In der Muſik geht dieſes Spiel von der Empfindung des Körpers zu äſthetiſchen Ideen, (der Objekte für Affekten) von dieſen alsdann wieder zurück, aber mit vereinigter Kraft, auf den Körper. Im Scherze (der eben ſowohl wie jener eher zur angenehmen, als ſchönen Kunſt gezählt zu werden verdient) hebt das Spiel von Gedanken an, die insgeſammt, ſofern ſie ſich ſinnlich ausdrücken, auch den Körper beſchäftigen, und, indem der Verſtand in dieſer Darſtellung, darin er das Erwartete nicht findet, plötzlich nachläßt, ſo fühlt man die Wirkung dieſer Nachlaſſung im Körper durch die Schwingungen der Organe, welche die Herſtellung ihres Gleichgewichts befördert und auf die Geſundheit einen wohlthätigen Einfluß hat. In allem, was ein lebhaftes erſchütterndes Lachen erregen ſoll, muß etwas Widerſinniges ſeyn, woran alſo der Verſtand an ſich kein Wohlgefallen finden kann. Das Lachen iſt ein Affekt aus der plötzlichen Verwandlung einer geſpannten Erwartung in nichts. Da dieſe Verwandlung für den Verſtand gewiß nicht erfreulich iſt, gleichwohl aber doch indirekt auf einen Augenblick ſehr lebhaft erfreuet; ſo muß die Urſache davon in dem Einfluſſe der Vorſtellung auf den Körper und deſſen Wechſelwirkung aufs Gemüth beſtehen, dadurch daß ſie, als bloßes Spiel der Vorſtellungen, ein Spiel der Lebenskräfte im

Kör-

Körper hervorbringt. Die gespannte Erwartung darf sich nicht in das Gegentheil eines erwarteten Gegenstandes, denn das ist immer Etwas und kann öfters betrüben, sondern muß sich in Nichts verwandeln. Denn wenn jemand uns mit der Erzählung einer Geschichte große Erwartungen erregt, und wir beym Schlusse die Unwahrheit derselben sofort einsehen, so macht es uns Mißfallen.

Etwas aus der animalischen, d. i. körperlichen Empfindung und dem geistigen Gefühl der Achtung für moralische Ideen zusammengesetztes findet sich in der Naivität, die der Ausbruch der der Menschheit ursprünglich natürlichen Aufrichtigkeit wider die zur andern Natur gewordene Verstellungskunst ist. Man lacht über die Einfalt, die es noch nicht versteht sich zu verstellen, und erfreut sich doch auch über die Einfalt der Natur, die jener Kunst hier einen Querstrich spielt. Man erwartete die alltägliche Sitte der gekünstelten und auf den schönen Schein vorsichtig angelegten Aeußerung, und siehe, es ist die unverdorbene schuldlose Natur, die man anzutreffen gar nicht gewärtig und die der, so sie blicken ließ, zu entblößen auch nicht gemeynet war.

Zu dem, was aufmunternd, mit dem Vergnügen aus dem Lachen nahe verwandt und zur Originalität des Geistes, aber eben nicht zum Talent der schönen Kunst gehörig ist, kann auch die launigte Manier gezählt werden. Laune bedeutet (im guten Verstande) das Talent, sich willkührlich in eine gewisse Gemüthsdisposition versetzen zu können,

nen, in der alle Dinge ganz anders als gewöhnlich, (ſogar umgekehrt,) und doch gewiſſen Vernunftprincipien in einer ſolchen Gemüthsſtimmung gemäß beurtheilt werden. Wer ſolchen Veränderungen unwillkührlich unterworfen iſt, iſt launiſch. Die launigte Manier gehört mehr zur angenehmen als ſchönen Kunſt, weil der Gegenſtand der leztern immer einige Würde an ſich zeigen muß, und daher einen gewiſſen Ernſt in der Darſtellung, ſo wie der Geſchmack in der Beurtheilung, erfordert.

Zweyter Abſchnitt. Die Dialektik der äſthetiſchen Urtheilskraft. Wo in Anſehung eines Gemüthsvermögens ein Widerſtreit der Principien (Antinomie) ſich vorfindet, welcher die Geſetzmäßigkeit deſſelben, mithin auch ſeine innere Möglichkeit, zweifelhaft macht, da gibt es eine Dialektik. Auch der Geſchmack, oder die äſthetiſche Urtheilskraft iſt einer ſolchen Dialektik ausgeſetzt; da man den Geſchmacksurtheilen Principien unterlegt, die ſich einander gerade entgegen ſtehen, und dadurch die Möglichkeit der Geſchmacksurtheile, als ſolcher die auf nothwendige Gültigkeit für jedermann Anſpruch machen ſollen, zweifelhaft machen. Wenn man nun die beyden Gemeinörter des Geſchmacks: Ein jeder hat ſeinen eigenen Geſchmack; (welches ſoviel heißt, als der Beſtimmungsgrund des Geſchmacksurtheils iſt blos ſubjektiv [Vergnügen oder Schmerz] und das Urtheil hat kein Recht auf die nothwendige Beyſtimmung anderer;) und über den Geſchmack läßt ſich nicht diſputiren, (d. i. der Beſtimmungsgrund des Geſchmacksurtheils

theils mag zwar auch objektiv seyn, er läßt sich aber nicht auf bestimmte Begriffe bringen, weshalb über das Urtheil selbst durch Beweise, welche bestimmte Begriffe voraussetzen, nichts entschieden, obgleich darüber gar wohl und mit Recht gestritten werden kann;) mit einander vergleicht, so findet man, daß zwischen diesen beyden Sätzen noch ein Satz fehlt, nämlich: über den Geschmack läßt sich (wenn gleich nicht disputiren, durch Beweise entscheiden) doch streiten (auf die nothwendige Einstimmung Andrer Anspruch machen,) welches das Gegentheil jenes erstern Satzes enthält. Es zeigt sich also in Ansehung des Princips des Geschmacks folgende Antinomie: nämlich 1. die Thesis: das Geschmacksurtheil gründet sich nicht auf Begriffe; denn sonst ließe sich darüber disputiren; 2. die Antithesis: das Geschmacksurtheil gründet sich auf Begriffe; denn sonst ließe sich, ungeachtet der Verschiedenheit desselben, darüber auch nicht einmal streiten. Diese zwey Sätze widersprechen sich insofern, als man den Begriff in beyden Sätzen in einerley Bedeutung nimmt, und doch zwey entgegengesetzte Prädikate von denselben aussagt. In beyden Sätzen versteht man unter Begriff einen solchen, der durch Anschauung bestimmbar ist, durch den sich ein Gegenstand erkennen läßt. Im ersten Satze wird nun ausgesagt, daß ein Geschmacksurtheil nicht auf einen bestimmten Begriff gegründet sey, daß ein solcher Begriff dem G. U. nicht zum Grunde liege; im zweyten hingegen, daß ein bestimmter Begriff dem Urtheile

zum

zum Grunde liege; welches denn ein Widerſpruch iſt. Zeigt man nun, daß in beyden Sätzen der Begriff, worauf man das Objekt im Geſchmacksurtheile bezieht, nicht in einerley Sinn genommen werden müſſe, ſo hebt ſich dieſer Widerſpruch. Dieſes geſchieht denn auch, wenn man ſagt: das Geſchmacksurtheil gründet ſich auf einen Begriff, (eines Grundes überhaupt von der ſubjektiven Zweckmäßigkeit der Natur für die Urtheilskraft) aus dem aber nichts in Anſehung des Objekts erkannt und bewieſen werden kann, weil er an ſich unbeſtimmbar und zum Erkenntniß untauglich iſt; es bekommt aber durch eben denſelben doch zugleich Gültigkeit für jedermann, weil der Beſtimmungsgrund deſſelben vielleicht im Begriffe von demjenigen liegt, was als das überſinnliche Subſtrat der Menſchheit angeſehen werden kann.

In der Theſis ſollte es daher eigentlich heißen: Das Geſchmacksurtheil gründet ſich nicht auf beſtimmte Begriffe; in der Antitheſis aber: es gründet ſich doch auf einen Begriff, aber nur auf einen unbeſtimmten (nämlich auf die unbeſtimmte Idee des Ueberſinnlichen in uns, die als ein Factum der Natur nur angezeigt aber nicht weiter begreiflich gemacht werden kann,) und dann fiele aller Widerſtreit weg.

Der hier aufgeſtellten und ausgeglichenen Antinomie liegt der richtige Begriff des Geſchmacks, nämlich als einer blos reflektirenden Urtheilskraft, zum Grunde, wodurch denn auch beyde Grundſätze mit einander vereinigt werden konnten. Dieſes

könnte

könnte hingegen nicht geschehen, wenn man zum Bestimmungsgrunde des Geschmacks die Annehmlichkeit oder das Princip der Vollkommenheit annehmen und die Definition des Geschmacks darnach einrichten wollte, wie einige thun. Denn daraus entstände eine Antinomie, die schlechterdings nicht anders ausgeglichen werden könnte, als daß man zeigte, daß beyde einander (aber nicht blos contradictorisch) entgegenstehende Sätze falsch sind, (gar nicht zum Geschmacksurtheil gehören, als welches sich weder an den Ausspruch des Sinnengefühls, noch an Begriffe bindet,) welches dann bewiese, daß der Begriff, worauf sich ein jeder gründete, sich selbst widerspräche.

Dieses gibt dem Hrn. Verfasser Gelegenheit auch von dem Unterschiede des Empirismus und Rationalismus, so wie, in Ansehung des letztern, von dem Realismus und Idealismus des Geschmacksprincips zu handeln. Empirismus heißt hier, wenn behauptet wird, daß der Geschmack jederzeit nur nach a posteriori durch die Sinne gegebenen Bestimmungsgründen urtheile; Rationalismus, daß das Geschmacksurtheil auf einem Grunde a priori beruhe. In jenem Falle wäre das Objekt unseres Wohlgefallens niemals vom Angenehmen zu unterscheiden; in diesem hingegen nicht vom Guten, wenn das Urtheil des Geschmacks auf bestimmten Begriffen a priori beruhte. Der Rationalismus des Geschmacksurtheils muß nothwendig annehmen, daß das letztere auf einem unbestimmten Begriffe a priori beruhe, und dieser

kann kein andrer als die ſubjektive Zweckmäßigkeit ſeyn. Nun nimmt man dieſe ſubjektive Zweckmäßigkeit entweder als wirklichen (abſichtlichen) Zweck der Natur, (oder der Kunſt) mit unſerer Urtheilskraft übereinzuſtimmen, an; oder ſie wird nur als eine, ohne Zweck, von ſelbſt und zufälliger Weiſe ſich hervorthuende zweckmäßige Uebereinſtimmung zu dem Bedürfniß der Urtheilskraft, in Anſehung der Natur und ihrer nach beſondern Geſetzen erzeugten Formen, angenommen. Im erſtern Falle heißt dieſer Rationalismus Realismus, im zweyten Idealismus des Geſchmacksprincips oder der äſthetiſchen Zweckmäßigkeit. Jenem reden die ſchönen Bildungen im Reiche der organiſchen Natur, die Bluhmen, Blüthen, Inſekten, deren Geſtalten und Farben, deren ſie zu ihrem eignen Gebrauche nicht bedürfen, abſichtlich nur für unſern Geſchmack und für unſre Beſchauung ausgeſucht, gebildet und zuſammengeſetzt ſcheinen, gar ſehr das Wort. Dagegen widerſetzt ſich dieſer Annahme nicht allein die Vernunft durch ihre Maximen, allerwärts die unnöthige Vervielfältigung der Principien nach aller Möglichkeit zu verhüten, ſondern auch die Natur ſelbſt, die in ihren freyen Bildungen überall ſo viel mechaniſchen Hang zur Erzeugung von Formen zeigt, dabey aber nicht die geringſte Vermuthung an die Hand gibt, daß es dazu noch etwas mehr als ihres Mechanismus, als Natur, bedürfe, wornach ſie, auch ohne alle ihr zum Grund liegende Idee, für unſere Beurtheilung zweckmäßig ſeyn können. Was aber das Princip der Idealität

lität der Zweckmäßigkeit im Schönen der Natur als dasjenige, welches wir im ästhetischen Urtheile selbst jederzeit zum Grunde legen, geradezu beweiset, ist, daß wir in Beurtheilung der Schönheit überhaupt das Richtmaas derselben a priori in uns selbst suchen, und daß die ästhetische Urtheilskraft in Ansehung des Urtheils, ob etwas schön sey oder nicht, selbst gesetzgebend ist; wir also hier keinesweges von der Natur zu erlernen und uns vorsagen zu lassen haben, was wir schön finden sollen; welches bey Annehmung des Realismus der Zweckmäßigkeit der Natur der Fall, und das Geschmacksurtheil empirischen Principien unterworfen seyn würde. Daß aber auch in der schönen Kunst das Wohlgefallen durch ästhetische Ideen nicht von der Erreichung bestimmter Zwecke (als mechanisch absichtliche Kunst) abhängen müsse, folglich, selbst im Rationalismus des Princips, Idealität der Zwecke, nicht Realität derselben zum Grunde liege, leuchtet schon deutlich dadurch ein, daß schöne Kunst, als solche, nicht als ein Produkt des Verstandes und der Wissenschaft, sondern des Genies betrachtet werden muß, und also durch ästhetische Ideen, welche von Vernunftideen bestimmter Zwecke wesentlich verschieden sind, ihre Regel bekomme.

Das Schöne ist das Symbol (eine, eine indirekte Darstellung eines Begriffs a priori enthaltende, Anschauung) des Sittlichguten, und auch nur in dieser Rücksicht gefällt es, mit einem Anspruche auf jedermanns Beystimmung; wobey sich das Gemüth zugleich einer gewissen Veredlung und Erhebung

über die bloße Empfänglichkeit einer Luſt durch Sinneneindrücke bewußt iſt, und andrer Werth auch nach einer ähnlichen Maxime ihrer Urtheilskraft ſchätzt. Dieß iſt das Intelligibele, worauf der Geſchmack hinaus ſieht, wozu nämlich ſelbſt unſre obere Erkenntnißvermögen zuſammenſtimmen, ohne welches zwiſchen ihrer Natur, verglichen mit den Anſprüchen, die der Geſchmack macht, lauter Widerſprüche erwachſen würden. Wie analogiſch, wie übereinſtimmend das Schöne mit dem Sittlichguten und wie geſchickt alſo erſteres ſey, ein Symbol des letztern abzugeben, erhellet daraus, daß das Schöne, ſo wie das Sittlichgute, unmittelbar (jenes in der reflektirenden Anſchauung, dieſes im Begriffe) gefällt; daß es ohne alles Intereſſe gefällt; — das mit dem Sittlichguten verbundene Intereſſe geht nämlich dem Urtheile über das Wohlgefallen an demſelben nicht vorher, ſondern iſt nur eine Wirkung deſſelben; — ferner, daß in der Beurtheilung des Schönen die Freyheit unſrer Einbildungskraft als einſtimmig mit der Geſetzmäßigkeit des Verſtandes eben ſo gedacht wird, wie im moraliſchen Urtheile die Freyheit des Willens als Zuſammenſtimmung mit ſich ſelbſt nach allgemeinen Vernunftgeſetzen; und daß das ſubjektive Princip der Beurtheilung des Schönen als allgemein, d. i. für jedermann gültig, ſo wie das Princip der Moral, erklärt, obgleich nicht ſo wie dieſes durch einen allgemeinen Begriff kenntlich gemacht wird. Die Rückſicht auf dieſe Analogie iſt auch dem gemeinen Verſtande gewöhnlich, und wir benennen ſchöne

Gegen-

Gegenstände der Natur oder der Kunst oft mit Namen, die eine sittliche Beurtheilung zum Grunde zu legen scheinen. Wir nennen z. B. Farben unschuldig, bescheiden, zärtlich, die etwas mit dem Bewußtseyn eines durch moralische Urtheile bewirkten Gemüthszustandes Analogisches enthalten. Der Geschmack macht also gleichsam den Uebergang vom Sinnenreiz zum habituellen moralischen Interesse, ohne einen zu gewaltsamen Sprung, möglich, indem er die Einbildungskraft auch in ihrer Freyheit als zweckmäßig für den Verstand bestimmbar vorstellt, und sogar an Gegenständen der Sinne auch ohne Sinnenreiz ein freyes Wohlgefallen zu finden lehrt.

Eine Methodenlehre des Geschmacks kann es nicht geben; weil es keine Wissenschaft des Schönen gibt noch geben kann, und das Urtheil des Geschmacks nicht durch Principien bestimmbar ist. Denn was das Wissenschaftliche in jeder Kunst anlangt, welches auf Wahrheit in der Darstellung ihres Objekts geht, so ist dieses zwar die unumgängliche Bedingung der schönen Kunst, aber diese nicht selber. Es gibt also für die schöne Kunst nur eine Manier (modus) aber keine Lehrart (methodus.) Außer der Cultur der Gemüthskräfte durch diejenigen Vorkenntnisse, welche humaniora genannt werden, (weil Humanität einerseits das allgemeine Theilnehmungsgefühl, andrerseits das Vermögen sich innigst und allgemein mittheilen zu können bedeutet, welche Eigenschaften zusammen verbunden die der Menschheit angemessene Gesel-

ligkeit ausmachen, wodurch sie sich von der thierischen Eingeschränktheit unterscheidet,) und deren Muster schwerlich ein späteres Zeitalter entbehrlich machen wird, weil es der Natur immer weniger nahe seyn wird, ist die wahre Propädevtik zur Gründung des Geschmacks die Entwickelung sittlicher Ideen und die Cultur des moralischen Gefühls, mit welchem in Einstimmung die Sinnlichkeit gebracht, der ächte Geschmack allein eine bestimmte unveränderliche Form annehmen kann.

Dieß wäre denn der Hauptinhalt eines Buchs, das durch Aufstellung eines neuen aus der Natur der ästhetischen Urtheilskraft, (als desjenigen Gemüthsvermögens, welches allein für das Gefühl der Lust, auf welches Schönheit der Natur und Kunst, als solche, unmittelbar Bezug hat, gesetzgebend ist) selbst hergenommenen Princips, das darum auch nur das einzig mögliche seyn kann, so wie durch die Entwickelung des Begriffs vom Schönen und Erhabenen und deren genaue Absonderung von den auf die beyden übrigen Gemüthsvermögen, dem Erkenntniß- und Begehrungsvermögen, sich unmittelbar beziehenden Begriffen vom Wahren und Guten, in Ansehung der bisherigen Theorien der schönen Künste von eben so zerstörenden aber auch zugleich wohlthätigen Folgen ist, als es die Kritiken der reinen theoretischen und praktischen Vernunft für die bisherige Metaphysik und Sittenlehre sind. So wie einerseits durch die eine das auf angebliche wirkliche Erkennbarkeit blos denkbarer Gegenstände und auf eine strenge Erweislich-

keit

keit einer objektiven Realität bloßer Vorstellungen gebaute hypermetaphysische System, und durch die andere das auf empirische Grundsätze errichtete Gebäude der Moral niedergerissen; andrerseits aber auch zugleich eine auf Principien a priori beruhende Metaphysik der Natur und der Sitten, zur Begründung der Lehrgebäude der eigentlichen Physik, empirischen Psychologie und praktischen Anthropologie hergestellet wurde; so bereitet auch auf gleiche Weise die Kritik der ästhetischen Urtheilskraft allen bisherigen sogenannten Theorien der schönen Wissenschaften und freyen Künste, die sämmtlich objektive Principien des Geschmacks aufstellen, und das Schöne als eine den Gegenständen selbst anklebende Eigenschaft betrachten, ihren Untergang, ersetzt aber auch zugleich den Abgang derselben durch eine neue Theorie der schönen Künste, die, da ihre Grundsätze eben so aus der Natur der Urtheilskraft, wie die der theoretischen und praktischen Philosophie aus der Natur des Verstandes und der Vernunft, geschöpft sind, auch eben so fest und unwandelbar ist, als diese.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes entschuldiget es also nicht allein, sondern foderte es sogar, daß wir in der Anzeige dieses Werks umständlicher seyn mußten, als es sonst bey minderm Belange schicklich gewesen seyn würde; und um diese Wichtigkeit nicht allein dem Theoristen, sondern auch dem Kunstrichter, und unter den Künstlern besonders dem Dichter, (der ohnehin den eigentlichen Inhalt und Zweck des Buches unter der Auf-

ſchrift deſſelben nicht ahnden dürfte) fühlbar zu machen, mußte mehr als das bloße Skelet, mehr als eine blos aphoriſtiſche Aufſtellung der Hauptglieder gegeben, mußten dieſelben nach ihren Gründen und Folgen, und mit den nöthigen Erläuterungen verbunden, dargelegt werden.

Hierdurch nun glauben wir nicht allein zu einer leichtern Ueberſicht des Ganzen, ſondern auch zu einer deutlichern Einſicht der Hauptmomente dieſer Kritik beyzutragen; ſo, daß man nun bey dem eigenen Studium der Kritik ſelbſt, da das Ganze einmal bequemer überſehen worden, vielleicht weniger Schwierigkeiten zu überſteigen haben dürfte.

Schließlich wünſchten wir noch, daß Kunſtrichter und Dichter vorzüglich dasjenige einer beſondern Aufmerkſamkeit würdigen möchten, was über das Verhältniß der ſchönen Künſte zum Sittlichguten, und der äſthetiſchen Ideen zu den praktiſchen Vernunftideen geſagt worden iſt, um der Dichtkunſt ihr Anſehn und ihre Würde, die ſie nur durch eine jenem Verhältniß gemäße Bearbeitung ihres Stoffs ſich erwerben kann, zu erhalten und zu befeſtigen. Dem Dichter ſoll deswegen eben nicht zugemuthet werden, in den Stand des bloßen Moraliſten zu treten; vielmehr muß es ihm, da er eine ſchöne Kunſt ausübt, unnachlaßliche Bedingung ſeyn, ſittliche Ideen nur in ſchönen Formen anſchaulich zu machen. Er ſoll ſogar nicht gehalten ſeyn, ſeinen Stoff ſelbſt aus der moraliſchen Ideenwelt zu nehmen, ſondern ihn auch aus der Sinnenwelt nach Gefallen zu wählen; es ſollen

len ihm selbst alle Mittel, die er in seiner Gewalt haben mag, seinen Gegenstand angenehm, den Sinnen in der Empfindung empfänglich zu machen, (wozu schon das Mechanische in dichterischen Werken mit beyträgt), unbenommen bleiben; aber er soll dabey nur, nicht allein dem Sittlichguten nicht entgegen arbeiten, sondern auch durch die schönen Formen seiner Schilderungen, und die durch sie erregten Gefühle, das Gemüth zu sittlichen Ideen erheben, oder auch angenehme Empfindungen durch die ästhetische Behandlung sittlicher Ideen erwecken; er soll nur den Zweck vor Augen haben, durch die ästhetische Darstellung seines Gegenstandes die Cultur des sittlichen Gefühls zu befördern; mit dem empirischen Interesse, das schöne Formen erzeugen können, soll er zugleich ein intellektuelles Interesse verbinden.

Wie vorzüglich, wie dauerhaft, wie fruchtbar an Gedanken und von welch unschwächbarer Energie diese Art der ästhetischen Behandlung vor jener sey, die ihren Zweck blos auf Sinnenempfindung und empirisches Interesse einschränkt, erhellet schon aus der einem jeden Manne von gebildetem Geschmack höchst auffallenden Verschiedenheit des Eindrucks, den dichterische Werke von beyder Behandlungsart erzeugen. Indeß alle Wirkung der Kunst sich bey diesen im Reize der Sinnen erschöpft und die Einbildungskraft nur an Sinnengefühlen haften bleibt, erhebt sie sich bey jenen über diese enge Sphäre hinaus, verschwistert sich mit der Vernunft und wird dadurch eine nie versie-

gende Quelle der edelsten Gesinnungen, Entschlüsse und Thaten. Was ist es anders, als diese innige Verbindung ästhetischer Ideen mit sittlichen, die folgende Strophen zu einem Muster ächter mit Würde verbundener Kunstschönheit macht? Kann es ein unterhaltenderes Spiel mit Ideen geben, das dem Verstande zugleich soviel Nahrung gewährt? —

Wer, in dem Bruderarm gesunden Schlafs erquicket,
Sein Lager im Gefühl der Auferstehung flieht,
Vom ersten Sonnenstral, der durch den Nebel zücket,
Sein Morgenopfer brennen sieht,
Dem lohnt Begeisterung. — Sein frommes Auge strebet
Dem Unsichtbaren nach. Sein weisres Herz versteht
Die edle Bangigkeit, die seinen Busen hebet,
Und jeder Blick wird ein Gebet.
Entschluß gerecht zu seyn, Muth zu der Freundschaft Thaten,
Veredeltes Gefühl der Lieb' entsteigen nur
Der Dunkelheit des Walds, dem Wellenschlag der Saaten,
Und deinem Säuseln, o Natur! *)

IV. Ver-

*) S. des Hrn. von Thümmels Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich im Jahr 1785 bis 1786 im zweyten Theile S. 125.

IV.

Vermischte Nachrichten.

Deutschland.

Berlin. G. E. Leßings Kollektaneen zur Litteratur. Herausgegeben und weiter ausgeführt von J. J. Eschenburg. Erster Band A — J. 608 S. Zweyter B. K — Z. 478. S. 8. 1790 bey Voß.

Ebendas. G. E. Leßings Leben des Sophokles; herausgegeben v. Eschenburg 1790. 172. S. 8.

Wäre es auch nur auf die Befriedigung einer sehr verzeihlichen Neugierde abgesehen, die den eifrigen Verehrern großer Schriftsteller eigen ist, genau zu wissen, was irgend einmal ihre Aufmerksamkeit beschäftigt, und jede Zeile zu lesen, die aus ihrer Feder geflossen; so würden wir die Herausgabe dieser Kollektaneen schon nicht mißbilligen. Offenbar aber hat ein beträchtlicher Theil derselben, außer jenem eingeschränkten Interesse, auch innern Werth und Gehalt genug, daß er der Vergessenheit entrissen zu werden verdiente. Leßing scheint dieses gelehrte Handbuch im Jahr 1768 angefangen, während seines fernern Aufenthalts in Hamburg und in den ersten Jahren seines Aufenthalts in Wolfenbüttel fortgesetzt zu haben. In diesen Jahren beschäftigte er sich vorzüglich mit dem Studium der Kunst und ihrer Alterthümer, daher die Artikel, die dahin einschlagen, die zahlreichsten, wenn gleich

nicht

nicht immer die wichtigsten sind. Manchen sieht man es vollkommen an, daß L. sie zu seinem eignen Unterricht und um seinem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, nicht zu fremder Belehrung niedergeschrieben hat. Nächst ihnen sind die am häufigsten, die sich mit der Geschichte der Gelehrten, der Bücher, der Erfindungen u. s. w. beschäftigen. Einige wenige betreffen die deutsche Sprache, ästhetische Gegenstände, Naturmerkwürdigkeiten ꝛc. Schade, daß L. das Vorhaben nicht ausführte, seine Bemerkungen über Aesop, Plautus ꝛc. aufzuzeichnen. Nach den Proben, die hier vorkommen, zu urtheilen, würden wir an ihnen einen sehr lehrreichen Commentar und Aufklärungen über Dinge erhalten haben, an die die meisten Erklärer alter Autoren gar nicht denken. Nicht weniger interessant waren uns die beyden Artikel, in denen L. Züge aus der Geschichte sammelte, die ihm taugliche Sujets für komische und tragische Stücke dünkten. Bey einigen täuschte ihn wohl der erste Blick z. B. „Mathildis, eine Schwester Edgars, Königs von „Schottland, hatte sich dem Klosterleben gewid„met. Heinrich I. verlangt sie zur Gemahlinn. Sie „weigert sich. Endlich ward sie von ihrem Bru„der dazu gezwungen. Als sie sah, daß sie ihr „Gelübde der Keuschheit brechen mußte, verwünsch„te sie alle ihre zu zeugenden Kinder. Und die „Geschichte sagt, daß dieser Wunsch eingetroffen „sey.“ Dieß wäre ein Stoff höchstens für einen portugiesischen oder spanischen Tragiker, aber wahrlich für keinen deutschen. — Den Fleiß, den

Hr.

Hr. E. auf seine Zusätze und Berichtigungen verwendet, und die Zeit und Mühe, die sie ihm gekostet haben müssen, wird kein Unpartheyischer und Sachkundiger verkennen. Danken wird er ihm alle die Anmerkungen, in denen die Untersuchung wirklich einen oder mehr Schritte vorwärts geführt worden: darum aber nicht weniger alle die überflüßig und unnütz finden, welche die bekanntesten Dinge oder bloße Citate enthalten, die dem flüchtigen Leser sowohl als dem Kenner höchst entbehrlich sind. Nur Ein Beyspiel. Im Artikel Aristophanes sagt L.: derjenige, der seine Vertheidigung in Ansehung des Sokrates übernehmen wolle, müsse nicht vergessen, daß M. Cato Censorinus eben so von dem Sokrates geredet habe, als der Komödienschreiber, und führt dabey dessen Leben von Plutarch an. Wer diese Notiz zu dem angegebenen Zweck hätte benutzen können und wollen, würde die Stelle im Plutarch schon aufgesucht haben; Hr. E. aber setzt sie, gleichsam als wäre von einem höchst seltnen Buche oder gar von einer Handschrift die Rede, nicht nur der Länge nach in der Sprache des Originals her, sondern gibt auch noch eine deutsche Uebersetzung davon zum Besten. Dieß füllt mehr als eine halbe Seite, ohne den mindesten Vortheil.

Das Leben des Sophokles ist Fragment. Die ersten sieben Bogen desselben waren schon seit dreyßig Jahren abgedruckt. Mit Zuverläßigkeit läßt sich nicht bestimmen, warum Leßing den Druck einstellen lassen, und das Werk unvollendet gelassen hat. Seinem Plan nach sollte es aus vier

Bü-

Büchern bestehen, die wahrscheinlich eben so viel Bände gefüllt haben würden. Vermuthlich hätten wir darin eine kritische Zergliederung der Werke des Dichters, und auch eine deutsche prosaische Uebersetzung derselben erhalten. Ein kleiner Anfang davon, der sich unter Leßings Papieren fand, und die erste Scene des Ajax enthält, ist dem Buche angehängt. Das Leben des Sophokles, in Baylens Manier entworfen, füllt nur ein paar Blätter, das übrige nehmen Noten ein, die oft wieder mit Noten versehen sind, dabey voll der gründlichsten Gelehrsamkeit, voll scharfsinniger Bemerkungen und Vermuthungen, Berichtigungen anderer Schriftsteller, gelehrter Digreßionen u. s. w. sind, die freylich meist nur für den ein besonderes Interesse haben können, der das Studium des Sophokles sich zu einem Hauptgeschäfte gemacht hat. Leßing selbst sagt in der Einleitung in Bezug auf diese Arbeit sehr wahr: „Man gewinne einen alten Schriftsteller nur erst lieb, und die geringste Kleinigkeit, die ihn betrift, die einige Beziehung auf ihn haben kann, hört auf, uns gleichgültig zu seyn.“

Leipzig. Im Verlage der Dykischen Buchhandlung ist erschienen: Grundsätze der Kritik von Heinrich Home. Uebersetzt von Joh. Nicol. Meinhard. Dritte, verbesserte und vermehrte Ausgabe; drey Bände groß Oktav, auf französisch Schreibpapier 5 ½ Thlr. auf gutes weißes Druckpapier 3 ⅔ Thlr. — Die Engländer sind nicht so, wie wir Deutsche, geneigt, einige gemachte Erfahrungen

rungen sogleich in ein System zu ordnen: das macht, nach dem ersten Schulunterricht, studieren sie für sich selbst und sehr oft blos zu ihrem Vergnügen. Unsere, zumal die protestantischen, Universitäten mögen leicht unendlich besser seyn, als die englischen; allein da unser Studieren auf sie größtentheils sich beschränkt, so verleiten sie zu dem Fehler, daß wir in allen Wissenschaften gern dogmatisiren, alles aus Grundprinzipien herleiten wollen. Nie wird aber z. B. derjenige mit den schönen Künsten vertraut, der sich mit ihnen blos a priori bekannt macht, vielmehr lernt er sie nur einseitig, unter einem willkührlich gewählten Gesichtspunkt kennen. Freylich ist Ordnung, wenn man Jemand etwas lehren will, nothwendig, und die eine ist besser als die andere; aber jede hat ihr Unbequemes, ihre Mängel. Was würde man von dem Kunstlehrer in der Malerey halten, der von der, nach seiner Meynung, besten Ordnung einer Gemäldegallerie ausginge, um jemanden mit den verschiednen Gattungen der Malerey und den charakteristischen Kennzeichen der vorzüglichsten Maler bekannt zu machen? So machen es aber gewöhnlich nicht nur unsere, sondern auch die französischen Aesthetiker, und Batteux an ihrer Spitze. Ganz anders hingegen verfährt Home. Er will, wie er gleich in der Vorrede sagt, kein System der Kritik aufstellen; sondern vergleicht die vorhandnen Kunstwerke mit den Gesetzen des menschlichen Denkens und Empfindens, und findet so die Grundsätze, welche unser Urtheil über sie bestimmen. Gewiß

ist

ist das der einzig rechte Weg, junge Leute zum Nachdenken zu gewöhnen, damit sie Kunstwerke nicht blos für Putz halten und ansehen, sondern erwägen, was erfodert wird, ein vollkommnes Kunstwerk hervorzubringen, und einsehen lernen, worin sein wahrer Werth besteht. Würde dieser Weg fleißiger bey uns betreten, so würde unser Publikum nicht blos für Farbengebung in der poetischen und zeichnenden Kunst Sinn zu haben scheinen, sondern auch nach Anordnung und richtiger Zeichnung forschen, die Schauspiele des Hrn. v. Kotzebue z. B. nicht den Lustspielen von Wezel, noch die Leopoldine dem vortreflichen Roman Herrman und Ulrike *) vorziehen. Allerdings sind glänzende Farben das, was das Auge zuerst auf ein Gemälde zieht, und was die Menge allein an einem Bilde schätzt; daher kein Künstler wohl thut, das Kolorit zu vernachläßigen: aber sind Gedanke, Zeichnung und Ausdruck nicht wahr, und schön geordnet, so verweilt der Verständige nicht lange bey solchen Bildern. Kann er sich schon nicht erwehren, jedesmal im Durchgehen auf der Dresdner Bildergallerie, einen Blick auf die Zaubergemälde eines

*) Aus welchem noch dazu der Verfasser der Leopoldine die Hauptbestandtheile eines Romans, Empfindungen und Situationen, dürfte entlehnt haben. Und wie! Man vergleiche die Art, wie die beiden Liebenden in diesem und jenem Roman, des Nachts, in eine Strohhütte zusammen gebracht werden, um es recht zu fühlen, was Meister- und was Schülerarbeit ist.

eines Dietrich und Vanderwerft fallen zu lassen, so eilt er doch, nachdem er sie einmal untersucht hat, bey ihnen vorbey, zu denjenigen Bildern, die immer mehr gefallen, je länger man sie studiert, aber nicht auf den ersten flüchtigen Blick fesseln, zu den Bildern von Raphael und Annibal Carrache. Hier bewundert er das Genie des Künstlers, dort nur die Führung des Pinsels. — Zu dieser Einsicht nun, die hoffentlich Niemand für überflüssig zu einer edeln Erziehung halten wird, verhilft das angezeigte Werk von Home, und wir wüßten, in diesem Betracht, keines, das ihm an die Seite gesetzt werden könnte. Zwar besitzt Home keine sehr ausgebreitete Kenntniß der ausländischen Litteratur, und dürfte auch kein großer Philolog seyn; aber seine Landsleute, und besonders Shakespear, waren auch für ihn, zu dem angegebenen Zwecke seines Buchs, beynah hinreichend: zumal Shakespear, der keine conventionellen Regeln kannte, und dessen Genie also ganz allein, wie das vom Ossian, Homer, der griechischen Dramatiker, Pindars und der Psalmendichter, durch die Gesetze des menschlichen Denkens und Empfindens geleitet, eingeschränkt und bestimmt wurde, der also, gleich diesen, nur dann fehlte, wenn er diese Gesetze vergaß und seiner ungezügelten Phantasie folgte. — Bey dieser neuen Ausgabe der deutschen Uebersetzung hat es jedoch Herr Schaz zu Gotha, welcher sie revidirte, übernommen, durch einige Anmerkungen, Berichtigungen und Zusätze, die er jedem Bande beyfügte, die kleinen Mängel der Ein-

seitigkeit des Homeschen Werkes zu heben, wodurch er es für deutsche jugendliche Leser allerdings noch um vieles brauchbarer und nützlicher gemacht hat; und welches um so nöthiger war, da der deutsche Geist, im Allgemeinen, mehr dazu geneigt ist, die Meynungen Anderer zu behalten, als selbst zu forschen: woher denn auch die uns mit Recht vorzuwerfende Nachahmungssucht entsteht. Sehr fein sind unter andern die dem 3ten Bande angehängten Bemerkungen über die poetischen Figuren, von denen Home blos wie ein Philosoph, aber nicht wie ein Eingeweihter in die Kunst spricht. Daß hingegen Hr. Schaz zu letztern zu zählen, ist schon durch seine kleinen Gedichte *) bekannt, und er beweist es von neuem selbst in diesem Werke, indem er die angeführten poetischen Stellen, die Meinhard blos in Prosa übersetzt hatte, meistens in dem Sylbenmaaße der Originale vorträgt; wodurch allein schon, die übrigen Verbesserungen ungerechnet, diese Ausgabe einen großen Vorzug erhalten hat: denn Räsonnement über Verse kann ohnmöglich, bey einer prosaischen Uebersetzung derselben, dem Leser ganz klar werden. Da so viele Stellen aus Shakespear vorkommen, so hoffen wir von der poetischen Uebertragung derselben noch den gelegentlichen Nutzen, daß man in Deutschland erkennen wird, die tragische Muse spreche auch in England in Versen, welches viele zu bezweifeln scheinen, und sie spreche so, durch Shakespears Mund,

viel

*) Blumen auf den Altar der Grazien.

viel weniger ſchwülſtig und aufgedunſen, als in der Wieland-Eſchenburgiſchen proſaiſchen Ueberſetzung dieſes Dichters, ſo gut dieſe auch in ihrer Art iſt. — Eben ſo Beyfallswürdig ſcheint es uns, daß, zumal in den beyden letztern Bänden, Home's Beyſpiele oft mit andern deutſchen vertauſcht, oder doch wenigſtens zu den ſeinigen noch andere deutſche hinzugefügt worden ſind: in der Ueberzeugung, daß Beyſpiele kräftiger noch lehren, als Regeln, und daß ein zweytes Beyſpiel oft klar macht, was ein erſtes noch dunkel ließ. — Welche große Fortſchritte unſere Sprache ſeit dreyßig Jahren in der Eleganz gemacht hat, ſofern ſie nur von jemand gebraucht wird, der ſie zu handhaben verſteht, wird jedem, der dieſe Ausgabe des Homeſchen Werkes mit der erſten von Meinhard herausgegebnen zuſammenhält, recht bemerklich werden: ſo wie, daß bey einem wichtigen philoſophiſchen Werke die Arbeit auch des beſten Ueberſetzers immer von einem zweyten revidirt werden ſollte. Man erſtaunt, welche Fehler ſelbſt einem Meinhard, wenn gleich nur höchſt einzeln, entſchlüpft ſind. Sicher hätte Herr Schaz in der Zeit, daß er die Meinhardſche Ueberſetzung Wort für Wort mit der letzten engliſchen Ausgabe verglich, ein Werk von beträchtlichem Umfange neu überſetzen können: aber iſt es nicht beſſer und verdienſtlicher, ein vortrefliches Werk auf den höchſten Grad der möglichen Vollkommenheit zu bringen, als nur immer den ohnedieß ungeheuern Schwall neuer Bücher zu vermehren?

Gotha. Zum Andenken der Frau von Buchwald von Fr. W. Gotter. Nebst zwey ungedruckten Briefen des Hrn. v. Voltaire. 1790. bey Ettinger 72 S. gr. 8. Diese kleine Schrift eines geistreichen Dichters ist ein Muster in einer bey uns noch so wenig und mit so geringem Erfolg bearbeiteten Gattung. Die Dame, deren Andenken sie gewidmet ist, war ohnstreitig eines der merkwürdigsten Frauenzimmer, die Deutschland in diesem Jahrhunderte gesehen hat: allein nicht durch große, auffallende Thaten zeichnete sie sich selbst vor den Vorzüglichern ihres Geschlechtes aus, sondern durch Geist, Herz und Charakter. Diese mit Wahrheit, ohne Uebertreibung, und doch auf eine anziehende Art zu schildern, ist unendlich schwerer, als die Erzählung einer Reihe glänzender Unternehmungen, und Hr. G. hat alle Schwierigkeiten auf das glücklichste besiegt. Mit dem feinsten Gefühle hat er die bedeutendsten Züge ausgehoben, mit tiefer Einsicht hat er sie in ein Gemälde zusammengesetzt, das die richtigste Zeichnung und das schönste Colorit hat. Die Kunst zu loben, ohne zu schmeicheln, zu tadeln, ohne zu beleidigen, selbst Kleinigkeiten von einer Seite zu fassen, wo sie neu und interessant erscheinen, dem Styl Würde und Kraft, Leichtigkeit und Anmuth zu geben, ohne in Deklamation, ohne ins Gesuchte oder Spielende zu verfallen — diese schwere Kunst haben wenig deutsche Schriftsteller in dem Grade inne, als der Verf. dieser Lobschrift. Von ganz entgegengesetztem Charakter ist in jeder Rücksicht das zu

Mainz

Mainz erschienene Denkmahl J. H. Vogts; nebst Fragmenten des Verstorbenen. 1791. Bey Sartorius. 151. S. 8. Es ist des sel. Vogts, der ein treflicher Mann, ein origineller Kopf war, auf keine Weise würdig. Die Züge, die den Verstorbenen charakterisiren sollen, sind ohne Wahl aufgegriffen, und ohne Ordnung durcheinander geworfen. Der Styl ist bald schwülstig, bald platt. Eine von Vogts Sonderbarkeiten war ein übertriebener Ekel, der ihm den Genuß des Lebens sehr verbitterte. Dieß veranlaßt den Verf. zu folgender Betrachtung: „Es ist zwar Keuschheit eine so „seltene Erscheinung geworden, daß man fast an „ihrer Möglichkeit zweifeln will. Aber Vogt war „keusch, und sein Ekel ihm gewiß Erleichterungs„mittel. Vogt war keusch, ohne kalt zu seyn; er „war nicht keusches Eis, aber keusch, wie „Eis "

Berlin. Ueber Faunen, Satyrn, Panen und Silenen. Einige Gespräche. 1790. bey Unger. 150. S. kl. 8. Die Hypothese, die der Verf. aufstellt, ist nicht neu, und von einem großen Kenner des Alterthums (Hrn. Heyne) ausdrücklich verworfen worden. Er findet nehmlich das Urbild der Faunen, Satyrn ꝛc. in der großen, menschenähnlichen Affenart, und die Verehrung, die die Alten jenen Geschöpfen der Einbildungskraft erwiesen, leitet er von dem Thierdienst der Aegypter her, von dem bekanntlich die Griechen und Römer einen Theil ihrer Religion haben. Man mag diese Hypothese noch so unstatthaft, und die wenigen

Gründe, die der Verf. zu ihrer Unterstützung vorbringt, noch so unzureichend finden, so kann man ihm doch das Lob eines angenehmen Schriftstellers nicht versagen, der Scharfsinn und Phantasie mit Kenntnissen und einer ausgebreiteten Belesenheit verbindet, und die Gabe eines unterhaltenden Vortrags und einer blühenden Schreibart in vorzüglicher Maaße besitzt.

Braunschweig. Der Einsiedler von Warkworth. Eine northumberländische Ballade aus dem Englischen von J. H. Campe. Neue Auflage. 1790. In der Schulbuchhandlung. 55. S. gr. 8. Hr. C. hat diese neue Auflage seiner etwas ungeschmeidigen Verdeutschung der schönen Ballade von Percy blos als Probe einer neuen Druckschrift veranstaltet. Er behauptet (und unsre Erfahrung stimmt ihm bey) daß die deutschen Schriftzeichen schwache Augen bey weitem nicht so angreifen, als die römischen: da aber die letztern offenbar anerkannte Vorzüge in Rücksicht auf Schönheit haben, so gerieth er auf den Gedanken, eine Schrift giessen zu lassen, die so viel möglich die Vorzüge beyder vereinigte. Da er indeß weder selbst Zeichner war, noch jemand in der Nähe hatte, dem er seine Ideen mündlich hätte entwickeln können, so mußte der erste Versuch freylich sehr unvollkommen ausfallen. Wenn ein Mann von Metier, der Geschmack besitzt, Hrn. C. Winke weiter verfolgen wollte, so dürfte sich an einem glücklichen Erfolge wohl nicht zweifeln lassen: zuträglicher aber wäre es auf alle Fälle gewesen, wenn Hr. C. blos seine

Vorschlä-

Vorschläge, nicht diesen rohen Versuch selbst, bekannt gemacht hätte, der dem Gedanken überhaupt nicht zur Empfehlung dienen kann. Der Versuch ist so roh, daß das Ganze sich nicht nur nicht besser, sondern weit schlechter ausnimmt, als eine gewöhnliche, mittelmäßige Schrift. Dieß war die Empfindung von jedem, dem wir diese Bogen vorlegten.

Halle. J. G. Georgis kleinere Gedichte. Erstes und zweytes Heft. 1790. bey Hendel. 88. S. 8. Ist die Phantasie schlechter Dichter auch noch so matt, so wird sie doch sogleich thätig, als ihre Eigenliebe mit ins Spiel kömmt. So sieht auch dieser Hr. G. — vielleicht der unberufenste von allen, die seit zehn Jahren ihre Hände nach dem Lorbeer der Musen ausstreckten — „wie aus „seines Lesers Mienen heitre Gütigkeit auf „seine Blätter blickt“ und er ist deßhalb bereit „ihm öftrer noch zu dienen.“ Wir hoffen, Hr. G. soll sich eines bessern besinnen. Auch wir wünschen ihm „Gesundheit! Muße! Muth“ versteht sich zu nützlichen Arbeiten, nicht zu „größern Liedern“ wofür uns Apoll in Gnaden bewahren wolle. Hier sind ein paar Proben:

Zu zwey Zankenden.

Was zanket ihr und sprecht
Von niedrig und von schlecht?
Hört auf! habt beyde Recht.

In ein Stammbuch.

Gütiger stiftete Gott in uns kein Verdienst
Als wenn Er den Beliebteren neben uns schuf. —
Wir wetteifern dann: und Beyde
Werden wir zufällig keine Narren.

Sollte es Hrn. G. auferlegt werden, in diese Worte einen vernünftigen Sinn zu legen, so möchte ihm leicht das Unglück wiederfahren, dem er bis jetzt zufällig entgangen ist. Läßt er sich durch dieß freymüthige Urtheil von fernerm Zeitverderb abhalten, so werden wir glauben, ein gutes Werk gethan zu haben; sollte er aber einst durch erträgliche Gedichte diese jetzigen, über allen Ausdruck elenden, Versuche gut machen, so würden wir uns gezwungen sehen, wenigstens im Reich der Poesie an — Wunder zu glauben.

Italien.

Collection de poesias Castellanas etc. Sammlung spanischer Gedichte, in italienische Verse übersetzt und erläutert von dem Grafen J. B. Conti. Madrid in der königlichen Druckerey und Florenz bey Molini. 3. Bände. 8. 1789. Das Ganze wird aus drey Abschnitten und eben so viel Bänden bestehen. Der erste Abschnitt ist den lyrischen Gedichten, Epigrammen, Apologen, Satyren, Eklogen, Episteln gewidmet: der zweyte den schönsten Stellen aus den vornehmsten epischen und andern kleinen heroischen Gedichten, didaktischen Poesien ꝛc. Der dritte enthält einige der besten spanischen Lust- und Trauerspiele. Die Dichter sind nach chronologischer Ordnung gestellt,

und

und den Arbeiten eines jeden iſt eine kurze Lebensbeſchreibung vorgeſetzt. Der Verf. ſchränkt ſich auf die Periode ein, in der die ſpaniſche Sprache bereits einen vorzüglichen Grad von Ausbildung erhalten hatte, deshalb geht er nicht über den Anfang des 15. Jahrhunderts hinaus. Dem erſten Bande iſt eine Abhandlung über die ſpaniſche Poeſie und die Poeſie überhaupt vorgeſetzt. Hierauf folgen kurze Notizen von dem Zuſtande der ſpaniſchen Dichtkunſt vom 12. bis zu Anfang des 15. Jahrhunderts, nebſt einigen Ueberſetzungen aus den Werken dieſer ältern Dichter. Die Auswahl iſt durchgehends mit Geſchmack getroffen, die Ueberſetzungen ſind treu, und ob ſie gleich in gereimten Verſen ſind, ſo verrathen ſie doch nicht den mindeſten Zwang.

Dell' origine della poeſia rimata. Modena 1790. 187. p. 4. Der Verf. dieſer Abhandlung, die jetzt zum erſtenmal im Druck erſcheint, lebte bereits im 18. Jahrhunderte, und war einer der größten Kenner der Geſchichte der italieniſchen Poeſie. Sein Name iſt J. M. Barbieri. Der Herausgeber iſt der Abbe J. Tiraboſchi, Direktor der Herzoglichen Bibliothek in Modena. Einige ſchreiben die Erfindung der Reime den Sicilianern, andere den Provenzalen zu. B. behauptet, die Araber hätten die erſten Muſter gegeben; von ihnen wäre der Reim in die ſpaniſche und von dieſer in die provenzaliſche übergegangen. Die Vorrede und die Noten von Tiraboſchi ſind ſehr lehrreich.

Holland.

Quintus Horatius Flaccus door *R. van Ommeren*. Amsteld. Hengst. 216. p. 8. Der moralische Charakter des Horaz ist schon von vielen, und erst ohnlängst wieder von dem bekannten Mercier, mit großer Heftigkeit angegriffen worden. Er wirft ihm Unstätigkeit in den Grundsätzen, die niedrigste Schmeicheley, den schändlichsten Mißbrauch seines Genies vor. Gegenwärtige Apologie ist mit großer Gelehrsamkeit und nicht geringerm Scharfsinn geschrieben; sie zeigt das Ungegründete und Uebertriebene dieser Anklagen, und entschuldigt den Dichter auch da sehr gut, wo sie ihn nicht ganz rechtfertigen kann. In dem ersten Abschnitte schildert Hr. v. O. den Dichter als Menschen, in der zweyten als Bürger. Erst nach der Schlacht bey Actium, also zwölf Jahre nach dem Tode des Brutus, fing Horaz an, mit Lobsprüchen von August zu reden, und die größten gab ihm der Dichter in seinen letzten Jahren, da seit jener Epoche mehr als ein Viertel Jahrhundert verflossen war. Der Verf. beweist, daß Horaz dieß thun konnte, ohne die Vorwürfe von Leichtsinn, Unbeständigkeit und niedriger Schmeicheley zu verdienen. August zeigte sich damals in einem ganz andern Lichte, als da er noch der Triumvir Octavius war.

Zeedelyke Toneeloeffeningen. IV. D. Haerlem by v. Walré. 1786-1790. 8. Eine Sammlung moralischer Schauspiele von verschiedenen Verfassern größtentheils nach französischen Mustern. Der erste Theil enthält 1) eine Abhandlung

handlung über das Drama. 2) Adelaart of de zegepraalende Deugd nach Jenwall ou le Barnwell françois von Mercier. 3) De Deſerteur nach Mercier. 4) De engelſche Vondling of de adelyke Schrynwerker nach dem Franz. Zweyter Theil. 1) De Rechter nach Mercier. 2) De Fabrikeur van Londen nach Falbaire. 3) De eerlyke Armoede nach Mercier. Dritter Theil. 1) Eugenia nach Beaumarchais. 2) De Jagtparty van Henryk IV. nach Collé. 3) De edelmoedige Weduwe nach Coſtard. 4) Eraſtus nach Geßner. Vierter Theil. 1) De valſche Vriend nach Mercier. 2) De onverwachte Weddingschap nach Sedaine.

De Kunſt van Nabootzing door Gebaarden, door *J. J Engel.* Eerſte Deel. Haerlem 1790. 8. Eine gute Ueberſetzung der Engelſchen Mimik. Dieſes vortreffliche Werk ſcheint bey den deutſchen Schauſpielern wenig Senſation gemacht zu haben: wahrſcheinlich weil kaum einige es verſtehen. Daß es auf die holländiſchen Schauſpieler, die noch mehrere Stuffen tiefer ſtehen, mehr wirken werde, iſt mehr zu wünſchen, als zu erwarten. Die nachgeſtochenen Kupfer erreichen die Meilſchen nicht, doch ſind ſie nicht ſchlecht, und hinlänglich, die Ideen des Philoſophen zu erläutern.

De Messias in XX Zangen door den beroemden Dichter *Klopſtock* in 't Ned. vertaald door *C. Groeneveld.* 5 Deelen. 4. Amſterd. Sellſchop. 1791. Eine neue und

ſehr

sehr saubere Ausgabe der schönen Groeneveldschen Uebersetzung des Messias. Sie ist nach der neuen Ausgabe des Originals umgearbeitet, auch sonst an vielen Stellen verbessert.

Dänische Litteratur.

Poesier af Jens Zetlitz. I. B. Koppenh. bey Gyldendal. 322. S. 8. 1789. Eine ungemein splendide Sammlung der poetischen Werke eines jungen Dichters von großen Talenten, der sich besonders in der höhern Poesie hervorthut.

Det tabte Paradiis, et episk Digt af John Milton, af det Engelske oversat ved *J. H. Schoenheyder*. 1790. 604. S. 8. Zwey Bände Kopp. bey Schulz. Diese Uebersetzung besteht aus guten fließenden Jamben, und wenn der Verf. gleich nicht die Schönheiten seines Originals alle und ganz erreicht, so ist er ihnen doch oft sehr nahe gekommen. Uebrigens hat sich S. mehr Freyheiten genommen, als wir Deutschen unsern Uebersetzern zu verstatten pflegen. Mehrere Stellen des Originals, in denen eine sehr übelangebrachte scholastische Philosophie und Theologie herrschte, sind ganz weggelassen, und einige widersinnige Ideen und Vorstellungen verbessert. Angehängt hat Hr. S. seiner Uebersetzung Addisons Anmerkungen über das verlorene Paradieß, und unter dem Text kurze historische Erläuterungen gegeben.

Franzö-

Franzöſiſche Litteratur.

Diſcours et mémoires par l'auteur de l'hiſtoire de l'aſtronomie. 2. voll. 8. Paris. 1790. Von dieſer Sammlung, die den berühmten Mr. Bailly, Maire von Paris, zum Verf. hat, gehört nur der erſte Band, und auch dieſer nur zum Theil vor das Forum dieſer Bibliothek. Die Lobreden auf Karl V., Peter Corneille, Moliere, den Abbe de la Caille und Leibnitz ſind ſchon bekannt; aber in dieſer Auflage mit zwey neuen Stücken, den Elogen Cooks und Greſſets, vermehrt worden. Ueber den Ververt und die Chartreuſe dieſes Dichters, ſo wie überhaupt über den poetiſchen Geiſt des Zeitalters, in welchem er blühte, findet man hier viel feine Bemerkungen. Ueber das Trauerſpiel Eduard, das man in Wien in ſehr ſchlechte Verſe überſetzt hat,*) und das Drama Sidney wird nur wenig geſagt, deſto

*) Z. B. Geh, ſuche durch den Schwarm der Höflinge zu dringen
Bis zum getäuſchten Thron, um Wahrheit hinzubringen:
Beſchäm', entlarve ſie die ſchlaue Heucheley,
Die jetzt im Trüben fiſcht, zähl' auch auf mich hiebey.

— — — — —

Wohlan, Amelia! haſt du zu Stand gebracht,
Was, ſich zu letzen, ein verzweifelnd Herz erdacht u. ſ. w.

In einer Parodie des Trauerſpiels müßten ſich dieſe Zeilen gut ausnehmen.

desto länger verweilt Hr. B. mit Recht bey dem Mechant, diesem Meisterstücke der komischen Bühne. Man glaubt, daß sich der Dichter in der Person des Arist selbst geschildert habe. Der muntre Ton seiner Werke machte einen auffallenden, obschon nicht seltnen Contrast mit dem Ernste, und dem Feyerlichen, das seine Manieren im Umgange hatten, und der fast übertriebenen Strenge seiner Sitten. Die große Welt ward ihm endlich lästig, er zog sich aus ihr zurück, und erfüllte in seiner Einsamkeit alle Pflichten des Gatten, Vaters und Bürgers.

Almanac des Muses 1791. à Paris chez Delalain. 260. p. 12. In Paris allein sind in diesem Jahre sieben poetische Blumenlesen erschienen, *) unter denen aber unstreitig dieser Sammlung der Vorzug gebührt. Berenger, Collin-Harleville, Ginguene', Hoffmann, Imbert, de la Harpe, de St. Ange haben sie mit ihren Beyträgen bereichert, und auch von Ungenannten findet man verschiedene sehr gute Stücke. Vorzüglich haben uns S. 10. 23. 27. 53. 105. 156. 162. und 224. gefallen. Wir theilen ein Stück mit, das noch vor drey Jahren kein Pariser gedich-

*) Die Titel der übrigen sind: Almanach littéraire ou Etrennes d'Apollon — Etrennes lyriques, anacreontiques — Almanach des Graces — Etrennes du Parnasse, ou Etrennes de littérature françoise et étrangere — Etrennes de Mnémosine — Le Panthéon littéraire sous l'invocation des neuf Muses.

gedichtet, wenigſtens kein Herausgeber einzurücken gewagt hätte.

L'Eſclave Fabuliſte,
Apologue ou Conte.

Un petit Anglois
Dans ſon palais
Vivait gaîment à la françaiſe:
Trompé par des catins, flatté par des bouffons,
Proſtituant ſon coeur et diſſipant ſes fonds,
Il s'hébétoit tout à ſon aiſe.
On lui dit que ſon parlement,
Sur l'Inde, ſur la Chartre et ſemblable fadaiſe
Se débattoit violemment.
Le pacifique Lord étendu mollement
Sur ſa chaiſe,
Diſoit: „mon Dieu! que je ſuis las
„De ces débats,
„Si longs, ſi plats!
„Les noms de Fox, de Pitt, fatiguent mon oreille,
„Sur notre liberté le monde s'emerveille;
„Quel fruit receuillons nous de cette liberté?
„Un trouble interminable, une longue anarchie;
„N'eſperons de tranquillité
„Qu'avec l'entiére monarchie.
„Dieu, donnez nous un ſouverain
„Qui maintienne la paix et finiſſe le train.“
Un Indien, eſclave fidèle,
Eſclave ingenieux, étoit près de Milord:
-- Milord, dit-il, permettez á mon zèle
De vous faire un récit. — Parle. — A Chandernagor,
Pays de lacs et de montagnes,
Des orages fréquens allarment les campagnes:
Auſſitôt que l'éclair a ſillonné les cieux,
Le peuple de frémir, de recourir aux Dieux.
Un jour qu'au bruit de la tempête

Devant

Devant l'idole il prioit à genoux,
Sur l'autel ébranlé parut le dieu Visnoux;
Pacifiant les airs d'un mouvement de tête,
Peuple, dit-il, que voulez vous?
Le plus hardi (non le plus ſage)
Cria: Grand Dieu, nous demandons
Que le Nabab de nos cantons
Ait le droit d'empêcher l'orage.
— „Ce droit, reprit le Dieu, vous couteroit trop cher;
Car ſi votre Nabab peut empêcher l'orage
Il oſera bientôt vous intercepter l'air.“
Frappé de l'avis ſalutaire,
Le noble et pareſſeux Anglais,
Courut au parlement, lut et fit des pamphlets,
Intrigua, ſe ligua, vit qu'il eſt néceſſaire
De parler, de crier ſur les lois, les impors;
Et que la liberté n'étoit pas le repos.

Folgendes der Frau von Jaucourt dürfte unſern Leſern noch mehr Vergnügen machen.

Adreſſe de l'Amour à l'Aſſemblée nationale, ſur le Décret contre la Nobleſſe.

L'Amour a d'antiques ayeux:
Il eſt iſſu d'une déeſſe;
Quoiqu' enfant, l'Amour eſt bien vieux,
Et vous ne doutés pas, je crois, de ſa nobleſſe.
Apprénes donc tous ſes ſécrets!
On ne peut rien contre ſes charmes;
Il gardera toûjours ſes armes, *)
Et ſe rit des tous les décrets.
L'on prit ſouvent ſon nom **) pour ſéduire et pour plaire
Et l'on nous trompe chaque jour:
Meſ-

*) So wie der franzöſiſche Adel.

**) Und viele nahmen den Titel eines Grafen oder Marquis an, zu gleichem Zweck.

Meſſieurs les Deputés ne pourriez vous pas faire
Un décret contre ceux qui profanent l'Amour?
Ses titres ſont anciens, ſes graces ſont nouvelles;
Sa livrée *) offre aux yeux les plus tendres couleurs;
Ce ſont des guirlandes de fleurs:
Ajoutons-y des immortelles. **)
Laiſſons-lui ſon arc, ſon flambeau;
Puiſqu'il faut reformer, reformons lui les ailes:
Empruntons ſeulement un moment ſon bandeau,
Pour de ce ſiécle affreux nous cacher les querelles.
Que ce maitre jeune et charmant
Nous conſole par ſa préſence.
Laiſſons-nous gouverner trés-deſpotiquement:
Rien n'eſt ſi doux que ſa puiſſance.
Contre lui n'innovez donc rien
Dans votre ſageſſe profonde,
Et n'oubliés pas que du monde
Il eſt le premier citoyen. †)

Les

*) Bekanntlich hat die Nazional-Verſammlung verboten, den Bedienten Livreen zu geben.

**) Der Name einer Blume.

†) Wer will, nennt ſich jetzt in Frankreich Staatsbürger, er mag Eigenthum an liegenden Gründen haben oder nicht; Schriftſteller, die oft kein eigenes Bette beſitzen, ſetzen unter ihrem Namen auf die Bücherlitel: Citoyen de France, zur Nachahmung von Rouſſeau's (nicht minder etwas lächerlichem) Citoyen de Geneve. Solche Herren nennten ſich ſchicklicher Weltbürger; denn ſie haben ja keinen Theil am Staate, den ſie eben deßhalb gern zertrümmerten, um etwas davon zu erbeuten.

Les foux de Séville, Comédie en 5 actes ſur la Revolution belgique, par Mr. *Paul de Montreuil.* Aux Pays-bas. 1790. 127. p. gr. 8. Eine Satyre auf den berüchtigten Van der Noot, van Eupen, und andere Häupter der belgiſchen Inſurrektion, die ihre politiſche Rolle nunmehr ſchon ausgeſpielt haben. Der Verf. verſichert, dieſe Leute perſönlich gekannt und genau beobachtet zu haben: wir glauben ihm, daß ſeine Schilderungen ähnlich ſind, das aber möchte auch ihr größtes, wo nicht einziges Verdienſt ſeyn. Ein paar witzige Züge abgerechnet, iſt der poetiſche Werth dieſes Stücks äußerſt gering. Das Vaudeville am Ende hätte ſich der Verf. nicht entſchlüpfen laſſen ſollen. Wer über andere lachen will, muß nichts mehr zu verhüten ſuchen, als ſich ſelbſt Ridicüls zu geben. Und es gibt wohl kein größeres, als die Sucht, Verſe zu machen, wenn man ſie nicht beſſer machen kann, als ſo:

Au Public.

Avec le masque de Thalie
Nous avons peint la verité;
Des attraits de la Comédie
Embelli l'inſipidité
D'un fait qui ſur la terre ronde
Dix mois outragea l'équité.
Meſſieurs, louez avec bonté
Notre Tableau du monde.

Viel gefodert!

Lettres à Émilie ſur la Mythologie par Mr. *de Mouſtier.* I-IV. P. 1790. Paris chez Cailleau. 8. So viel triftige Einwendungen unſere

unſre gründlichen Alterthumskenner gegen das ganze Syſtem des Verf., wenn es anders dieſen Namen verdient, als gegen einzelne Vorſtellungsarten zu machen haben würden, ſo muß man doch geſtehen, daß dieſe Materie noch nie anziehender und mit mehr Geiſt und Anmuth behandelt worden. Noch mehr würden, beſonders die eingeſtreuten Verſe gefallen, wenn der Verf. nicht bisweilen etwas ängſtlich nach Witz haſchte, und ſeine Ideen zu künſtlich zuſpitzte.

Le Couvent ou les ſruits du charactere et de l'education, comédie en 1. a. en proſe par Mr. *Laujon*, repréſentée pour la 1. fois ſur le Theatre de la Nation. Paris Ducheſne 1790. 8. Noch vor zwey Jahren hätten der Aufführung dieſes kleinen Stücks unüberwindliche Hinderniſſe im Wege geſtanden. Die Scene iſt das Sprachzimmer eines Kloſters, die handelnden Perſonen ein Dutzend Nonnen: keine Mannsperſon kömmt im Stück vor. Die Revolution, die der Nation vielleicht manch neues Vorurtheil gegeben, aber gewiß ungleich mehr alte zerſtört hat, öfnete dieſem kleinen Luſtſpiele den Weg zum Theater, wo es ſehr günſtig aufgenommen ward. Es hat Intereſſe und recht gute Situationen.

Poeſies diverſes par Mr. *Guiétand* du Mont Jura; à Paris chez l'Auteur. 1790. 8. Ein ſonderbares Gemiſch von guten und ſchlechten Verſen. Neben ſehr langweiligen Erzählungen, ſehr platten und geſchmackloſen Spielen des Witzes, ſtehen mehrere erotiſche Poeſien, die den beſten

franzöſiſchen Dichtern in dieſer Gattung Ehre machen würden. Hier iſt eine Probe von der beſſern Art:

La vie entière eſt un voyage
Du neant à l'éternité.
Un fleuve immenſe en eſt l'image:
Sur cet élément redouté,
Dans un eſquif, l'homme s'engage,
Et par les flots eſt emporté.
Son enfance eſt un long nuage
Que la raiſon vient éclaircir.
Bientot il voit ſur le rivage
L'illuſion et le plaiſir;
Mais entrainé dans le paſſage,
A-t-il le tems de le ſaiſir?
Plus loin encore, il enviſage
La molleſſe au ſein du loiſir,
La fortune et ſon étalage,
Même la gloire, et pour choiſir
Il faut eſſayer l'abordage:
Quelquefois l'un peut réuſſir,
Et ſouvent mille y font naufrage.
De jour en jour et d'âge en âge,
On ſe trompe par le déſir;
On ſe detrompe par l'uſage.

Nouveau recueil de gaîté et de philoſophie; par un gentilhomme (s'il en reſte) retiré du monde. II. vol. 12. Paris 1790. Eine Sammlung von Briefen, akademiſchen Diſcurſen, Grabſchriften, Madrigallen, ſcherzhaften Erzählungen in Verſen, und moraliſchen in Proſa, Maximen, Anekdoten, philoſophiſchen Epiſteln und Räthſeln. Freylich hat ſich viel Mittelmäßiges eingeſchlichen, des Guten iſt aber doch

ſo

ſo viel, daß man es nicht bereuen wird, das kleine Buch durchblättert zu haben.

Des Genres poëtiques, poëme avec des notes et des obſervations ſur ce poëme. Paris chez Barrois 1790. 8. Der Verf. eifert ſehr gegen die beſchreibende und didaktiſche Poeſie, und die Epiſoden. So viel Schein oder Grund ſeine Behauptungen haben mögen, ſo ſind doch außer allen Streit Eine Beſchreibung aus Thomſon, Eine Epiſode von den unzählichen im Arioſt, und zehn Verſe von Virgils Georgicis mehr werth, als hundert Gedichte von dem Werthe des gegenwärtigen.

Cantate patriotique, avec des réflexions préliminaires. Par Mr. *Sobry*. Paris 1790. 8. Bey den Franzoſen gilt jetzt nichts, was den Namen patriotiſch oder national nicht an der Stirne trägt. Ihren Verſen wäre ſehr zu wünſchen, daß ſie etwas weniger patriotiſch, und dafür etwas poetiſcher wären. Der Verf. hat ſich Malherbe, nicht J. B. Rouſſeau zum Muſter gewählt. Er findet den letztern *pincé* dans ſes expreſſions; er ſieht in ſeinen Oden mehr une enfilade d'epigrammes nobles que des poeſies *célébrantes* (!); und nun die eigenen Verſe dieſes ſtrengen Richters?

Nous vous chanterons, *graſſes plaines*,
Où paiſſent nos nombreux troupeaux,
Riches vergers, claires fontaines,
Vaſtes forêts, *vineux coteaux* . . .

Eloge véridique de François-Apolline de *Guibert*. Par un ami. Paris chez le Fay 1790. 8. Der Name Guibert iſt durch ſeine meiſterhafte Lobſchrift auf Friedrich den Großen auch in Deutſchland allgemein bekannt worden. Dieſer treffliche Mann war nicht glücklich. Er lebte unter dem Druck des Neides, und ſtarb als ein Opfer des Haſſes. Was der Grund hievon war, wollen wir mit den Worten ſeines unpartheyiſchen Freundes anführen: Au malheur d'avoir de grands talens M. de G. joignoit un air de diſtraction qui ne prévenoit pas pour lui dans les liaiſons paſſageres du monde. L'habitude de méditer, de travailler de tête le pourſuivoit ſans ceſſe, le mettoit dans un état de préoccupation continuelle et lui donnoit les dehors de l'inſouciance pour tout ce qui ſe diſoit autour de lui: on lui parloit: ſa penſée ſe répondoit à elle-même et l'amour-propre ſe retiroit bleſſé.

La Chaumière indienne. Par *J. B. H. de Saint-Pierre*. Paris, Didot. 1790. 130 p. 16. Ein kleiner, aber ſehr geiſtreicher, philoſophiſcher Roman, ganz würdig des Verf. der Etudes de la nature. Auch hier zeigt er Proben von dem ihm ganz vorzüglich eigenen Talente der poetiſchen Naturmalerey.

Ma Confeſſion ſur quelques poetes vivans ou les jugemens alphabetiques. Paris 1790. 16. Der Verf. dieſer kleinen poetiſchen Recenſionen iſt der ſelbſt als Dichter nicht unbekannte

kannte Hr. de Cubieres. Verſchiedene derſelben ſind artig genug. Eins zur Probe.

M. de Florian.

Florian pourroit-il des filles de Mémoire
Ne pas obtenir la faveur?
Il leur offrit d'abord *deux billets* au porteur,
Qu'Apollon a payés en gloire.

Demetrius ou l'Education d'un prince; ouvrage en 20 livres. Par Mr. *Chambert.* Paris 1789. 2. voll. 8. Ein philoſophiſcher Roman im Geſchmack des Telemach. Hr. Ch. erreicht ſein Muſter bey weitem nicht, gleichwohl kann man ſeinem Werke Intereſſe und Nützlichkeit nicht abſprechen. Die Schilderung griechiſcher Sitten, die eingewebten Züge aus der Geſchichte Griechenlands, die Nachahmungen klaſſiſcher Schriftſteller verrathen einen Mann, der ſeinen Geiſt mit den Meiſterſtücken des Alterthums genährt hat.

De l'organiſation des ſpectacles de Paris, ou Eſſai ſur leur forme actuelle, ſur les moyens de l'améliorer par rapport au public et aux auteurs etc. Paris. Buiſſon. 1790. 8. Der Verf. Hr. Framery, zeigt ſich durchaus als einen genauen Kenner des Theaterweſens, der innern Einrichtung der Pariſer Theater ꝛc. und thut Vorſchläge, deren Ausführung dem Publikum, den Dichtern und den Schauſpielern gleich nützlich und zuträglich ſeyn würde. Hier iſt zur Probe eine Stelle, der kein Kenner ſeinen Beyfall verſagen wird. „Die Engländer, ſagt Hr. F.,

wissen Shakspears Stücke auswendig, und doch drängen sich die, die den Makbeth heut in Drurylane gesehen haben, ihn morgen in Coventgarden zu sehen. Man will die beyden Schauspieler, die den König Lear auf beyden Bühnen spielen, vergleichen. Lockt heut eine junge und artige Schauspielerinn in der Rolle des Ariel das Publikum nach Coventgarden, so eilt es morgen nach Drurylane, den dortigen Ariel zu kritisiren. Eine andere Parthey findet sich ein, sie zu souteniren. Von diesen Zwisten und Kabalen haben die Unternehmer und Schauspieler gleichen Vortheil. Eben dieß würde in Paris der Fall seyn. Niemand mag die Stücke Molieres sehen, die man so oft gesehen hat. Gebt den Misanthrop, und das Haus wird leer seyn. Gäbe ihn eine neue Truppe in Paris, man würde keinen Platz finden. Gebt ihn selbst zwey Tage darauf, so werdet ihr das Haus voll haben. Man wird ein Vergnügen daran finden, zu urtheilen, zu vergleichen. Da man die Oper Iphigénie en Aulide gab, hatte dieselbe Iphigenie, so unendlich groß auch die Verschiedenheit zwischen einer gesungenen und deklamirten Tragödie ist, zu gleicher Zeit auf dem Theatre françois eine weit größere Anzahl Zuschauer. Und doch sind die Liebhaber beyder Gattungen gewöhnlich nicht eine und dieselben Personen. Concurrenz ist in den Künsten, wie im Handel, eine unendlich nützliche Sache. Nichts hingegen ist ihnen nachtheiliger, als ausschließende Privilegien. Die Schauspieler mögen immer bey jedem Schluß der Vorstellungen ihren

Eifer

Eifer rühmen, es bleibt deßhalb nicht weniger gewiß, daß sie bald ganz in Nachläßigkeit versinken würden, wenn Furcht vor Concurrenz sie nicht spornte. Eine Rolle mag noch so schlecht besetzt seyn, das kümmert sie wenig. Sie trösten sich mit dem Gedanken: kann man es doch hier nicht besser sehen. Nur erst dann werden sie wahren Eifer bekommen, wenn sie Nebenbuhler sich neben ihnen erheben sehen." Dieß ist unläugbare, in die Augen springende Wahrheit, und dieser Mangel an Concurrenz ist auch in Deutschland Schuld, daß die besten Schauspieler sich oft auf eine unverzeihliche Art vernachläßigen.

Englische Litteratur.

Reliques of Irish poetry; consisting of heroic poems, Odes, Elegies, and Songs translated into english verses etc. By Miss *Brooke*. Dublin Bonham. 1789. 369. p. 4. M. Brooke hat ihren Uebersetzungen das irrische Original beygefügt. Ueber die Treue derselben müssen wir diejenigen entscheiden lassen, die dieser Sprache mächtig sind; als Originale aber betrachtet, haben viele von ihnen einen auszeichnenden Werth. Die Verfasserinn ist so glücklich im Ausdruck des Starken, Wilden und Erhabenen, als des Sanften und Zärtlichen. Die Lieder sind die schwächsten Stücke der Sammlung. Das angehängte Irish Tale ist eigne Arbeit der Verf., und macht ihrer Einbildungskraft und ihrem Gefühl Ehre. Hier ist eine Stelle daraus:

„But, ah! what ſtar of beauty's ſky
Beams wonder on my dazzel'd eye?
What form of light is here?
And wherefore falls that ſoftly trembling tear?
Fair viſion! do thy ſorrows flow,
To balm a ſtranger's woe! —
Thoſe dear drops that pity brings,
How bright, how beauteous they appear!
The radiance of each tender tear
Might gem the diadem of kings!“

The gentle Shepherd, a Scotch Paſtoral. By *Allan Ramſay*. Attempted in English by *Margaret Turner*. London 1790. 109. p. 8. Dieſe Ueberſetzung iſt ein neuer Beweis von der innigen Verbindung der Gedanken und Empfindungen eines Schriftſtellers mit der Sprache, und ſelbſt mit dem beſondern Dialekt der Sprache, in welcher er denkt und ſchreibt. Denn obgleich der Styl und die Verſification, in welche M. T. ihr Original umgekleidet hat, an ſich im Ganzen Beyfall verdienen, ſo wird doch jeder, der des ſchottiſchen Dialektes, wenn gleich noch ſo unvollkommen, kundig iſt, mehr Vergnügen von der Lektüre der Ramſayſchen Paſtorale, als der engliſchen Ueberſetzung haben. Doch Ueberſetzung kann man es eigentlich nicht nennen, da bey der großen Verwandtſchaft des ſchottiſchen Dialekts mit dem reinen Engliſch die Verf. oft in mehreren Verſen nur einzelne Worte und Ausdrücke zu ändern hatte, und ſelbſt der Reim faſt durchaus bleiben konnte. Z. B.

Ramſay.

Ramſay.

But we'll grow auld togither, and neer find
The loſs of youth, when love grows on the mind.
Bairns and their bairns make ſure a firmer tye,
Than aught in love the like of us can ſpy.

M. Turner.

But we'll grow old together, and ne' er find
The loſs of youth, when love grows on the mind.
Our children and their children form a tie;
Stronger in love than aught that we can ſpy.

The Galaky: conſiſting of a Variety of Sacred and other Poetry; the whole original and new. By *W. Belcher* and others. London 1790. 327. 4. Wer einen Troſt darin findet, zu ſehen, daß nicht in Deutſchland allein dicke Bände voll elender, lächerlicher Verſe gedruckt werden, der durchblättere dieſes Buch, das größtentheils Ueberſetzungen aus den Pſalmen, der Apokalypſe, den Propheten ꝛc. enthält. S. 18. ſingt M. Belcher:

The yawning earth the pit diſcloſed
Fixd hill to hill oppos'd
On ſwallow'd city clos'd;
His wrath the rugged ſteep abash'd,
The moon-ſwoln ſea its barriers lash'd
The rocking mountains fell, his kindled fury flash'd.

The Indians, a Tragedy. Performed at the Theatre Royal Richmond. London. Dilly 1790. 84. p. 8. Dieſes Trauerſpiel hat das ſeltne Verdienſt engliſcher Tragödien aus unſern Tagen, wahres und lebhaftes Intereſſe zu erregen. Die Theilnahme des Leſers würde noch

ſtärker

ſtärker ſeyn, wenn der Dichter weniger Kunſt gezeigt, und die guten und böſen Charaktere nicht in zu ſtudirte und blendende Contraſte geſetzt hätte. Die Poeſie des Styls könnte auch etwas ſchwächer ſeyn. Der Styl iſt zu periodiſch, doch zugleich ſehr wohlklingend. Stellen, wie folgende, von 20 und mehr Verſen könnte man zu Dutzenden ausheben, und niemand würde es glauben, daß ſie aus einem Trauerſpiel genommen wären.

— If an earthly Ruler
Hear not the lamentable moan of thoſe
Whow lowlineſs and penury remove
Far from his view, let weakneſs and not will
Be charg'd with the defect. But he whoſe eye
Searches the mazes of the human heart,
Whoſe arm can from his golden orbit tear
The flaming ſun, and hurl him through the ſky
Like a bewilderd meteor, ſees and guards
The lighteſt inſect, that on gilded wing
Flits o'er the ſurface of a ſummer ſtream,
He 'mid o'erwhelming grief, will often deign,
With beams of comfort, flashing trough the gloom
Of miſery, to ſolace and ſupport
The ſoul that bears and ſtruggles with affliction.

Wir tadeln jetzt in Deutſchland an den Engländern ſolche Tiraden, und mit Recht, hören aber dabey mit großer Geduld Stücke an, deren Verf. um nichts weniger, und was deſto ſchlimmer iſt, ſtatt in fließenden Verſen, in rauher Proſa, deklamiren.

The German Hotel. A Comedy as performed at Covent-Garden. London Rob. 1790. 72. p. 8. Der Plan dieſes Luſtſpiels iſt unge-

ungewöhnlich simpel, und doch interessant. Die Charaktere haben die vollendete Individualität, die der sicherste Beweis ist, daß ein Dichter nicht andere Zeichner der Natur kopirt, sondern sie selbst studirt hat. Der Hauptfehler dieses Stücks, den wir jedoch nicht an ihm allein, sondern an den meisten, selbst besten, neuesten Produkten der komischen englischen Muse bemerkt haben, sind die allzu gehäuften Conversationsscenen, und der allzu ausgesponnene Dialog.

Poems and Imitations of the British Poets, with Odes, Miscellanies and Notes. By *W. Churchey.* Lond. Wilkie 1789. 832. p. 4. Mit ein paar Bogen würde der Verf. wahrscheinlich mehr Ehre eingelegt haben, als mit diesem starken Quartanten, da die wenigsten Leser Geduld genug haben dürften, das Gute aus dem vielen Mittelmäßigen hervorzusuchen. Seine Versifikation ist sehr fließend, die Gedanken und Empfindungen aber meist kalt und gemein, und seine Erzählungsmanier langweilig. Die Geschichte Josephs und seiner Brüder, die Moses so gedrängt erzählt, hat der Verf. zu einem epischen Gedicht von 12 Büchern aufgeschwellt, die mehr als 200 Seiten einnehmen. Die neue Uebersetzung von Fresnoy Gedicht de arte graphica kömmt mit der ältern von Dryden in keine Vergleichung. Eben das gilt von dem versifizirten Fingal. Die Nachahmungen von Spenser, Shakspear, Milton, Butler, Young, Thomson, Gay, Pope, Swift, Dryden u. s. w. haben mit den Originalen

len nicht die geringſte Aehnlichkeit, außer daß der Verf. von dieſen Dichtern einzelne Ausdrücke und Verſe entlehnt hat.

Poems, conſiſting of a Tour through parts of North and South Wales, Sonnets, Odes, and an Epiſtle to a friend on Phyſiognomie. By *W. Sothehy*, Eſq. Lond. Faulder. 1790. 93. p. 4. Der Verf. iſt kein ſchlechter Verſificateur: er mahlt in der That nach der Natur, nur fehlt es ſeinen Schilderungen ſehr an der nöthigen Klarheit und Ordnung. Die wildeſten und romantiſchſten Scenen bringen in der poetiſchen Darſtellung gerade die ſchwächſte Wirkung hervor. Wer an den Gemälden des Verf. Geſchmack finden ſoll, der muß dieſe Gegenden ſelbſt geſehen haben, und aus ſeinem Gedächtniß die mangelhafte Darſtellung des Dichters ergänzen. Die übrigen Leſer werden nur ſehr ſchwache Vorſtellungen von dem Ganzen erhalten, und nur einzelne Gemählde ganz genieſſen. Z. B.

— the bard
That roams of eventide through pathleſs woods
His ſecret way, ſhapes not ideal ſcenes
More ſuited to the penſive rage of thought
Than yonder caſtle; 'mid the ruins vaſt
Lifting its hoary brow. The mellow tints
That time's ſlow pencil lays from year to year
Upon the ancient tower's, ſpread o'er the wreck
A grateful gloom, and the thick clouds that ſweep
Along the darken'd battlements, extend
The melancholy grandeur of the ſcene.

Belgia,

Belgia, a Poem. In four books. Lond. Wilkie. 1790. 126. p. 4. Es wird ein eigener Geſchmack erfodert, der wenigen Perſonen verliehen iſt, an langen Gedichten, worin nichts als allegoriſche Weſen auftreten, Gefallen zu finden. Belgia, der Genius von Neuholland, ſchweift weit und breit umher, Erkundigung einzuziehen, wie er das Wohl ſeines ihm anvertrauten Landes am ſicherſten befördern könne: er hält deßhalb nicht allein mit dem Genius von Großbrittanien, und andern Geiſtern, denen die Aufſicht über Länder und Völker übertragen iſt, Conferenzen, ſondern beſpricht ſich auch mit dem Ehrgeiz, dem Neid ꝛc. Das iſt alles recht ſchön, möchte man mit jener geiſtreichen Dame ſagen, aber es macht mir fürchterliche Langeweile.

King Aſa: a Poem in ſix books. By *T. May*. Lond. Dilly. 1790. 210. p. 8. Der Verf. iſt ein junger Menſch zwiſchen 15 bis 18 Jahren, der dieſes Gedicht in den Erholungsſtunden von einer mühſamen mechaniſchen Arbeit zu ſeinem Vergnügen verfertigte. Warum ſollte man ihm dieß Vergnügen nicht gönnen?

An Excurſion to Brighthelmſtone, made in the Year 1789. embellishd with eight engravings in Aqua Tinta. By *H. Wigſtead* and *Th. Rowlandſon*. Robinſ. 1790. fol. Der Text verdient keiner Erwähnung, aber die Kupfer ſind ſehr wohl gerathen. Es iſt viel Laune darin, doch nähern ſie ſich der Karrikatur zu ſehr, um gefühlvolle Seelen, für die ſie der Vorrede nach entworfen worden, zu intereſſiren. Poems

Poems by the Rev. *J. Sterling.* Robinſ. 1789. 232. p. 8. Die meiſten von dieſen Gedichten waren ehedem ſchon einzeln in Dublin, der Vaterſtadt des Dichters, gedruckt worden. Sie verrathen ſämtlich ein ungemein glückliches Genie. Das wichtigſte Stück der Sammlung iſt der Schluß von Cambuſcan or the Squire's Tale, das Chaucer angefangen und Spenſer fortgeſetzt hatte. Der Verf. behauptet ſeine Stelle mit Ehren neben dieſen beyden großen Dichtern. Die Gegenſtände ſeiner Beſchreibung ſind meiſt Kämpfe und Gefechte, die er mit Feuer und einem hier am rechten Orte angebrachten Pomp des Ausdrucks erzählt. Wie er ſelbſt richtig bemerkt, iſt dieß nicht das ſchwerſte Geſchäfte des Dichters:

To paint the pleaſures of the friendly band,
The flowing ſoul and every feeling fine,
Would claim the pencil of ſome choſen hand,
And mighty pow'rs, by far ſurpaſſing mine:
A lighter task to court th'Heroic Muſe,
To ſing the portance and the guiſe of war;
To ſteep our temples in Maeonian dews,
And draw the iron Godhead on his car;
Than to untwine each fibre of the heart,
To give the thrill of joy, or wound with ſorrows dart.

Unter den übrigen vermiſchten Gedichten, deren keines ohne Werth iſt, befinden ſich auch zwey Oden nach dem Isländiſchen. Die darin vorkommende Mythologie möchte aber wohl den meiſten Leſern zu fremd ſeyn, als daß ſie den wirklichen Schönheiten derſelben Geſchmack abgewinnen könnten.

A Diſſertation containing two Odes of Horace. Lond. Rob. 1789. 40. p. 8. Die beyden Oden, von denen hier die Rede iſt, wurden vor nunmehr eilf Jahren von Hrn. Pallavicini auf der Heidelbergiſchen Bibliothek in Rom entdeckt, und zuerſt in den addendis zu Villoiſons animadverſ. ad Longi Paſtoralia bekannt gemacht. Der Verf. ſucht zu beweiſen, daß ſie wirklich vom Horaz herrühren, allein wir zweifeln, daß er jemand überzeugen wird. Sie ſind wahrſcheinlich Nachahmungen eines Neuern, der mit der Sprache und Manier des Römers ſehr vertraut war: angenommen aber auch, ſie rührten von ihm her, ſo würden ſie doch zu ſeinem Ruhme nichts hinzuthun.

Poems by *D. Deacon* jun. Lond. Rivingt. 1790. 135. p. 4. Das beſte Gedicht in der ganzen Sammlung iſt: The Vanity of ambitious expectation, das wirklich ſchöne Stellen hat:

'T is thine, bleſt power! imagination fair,
Divine enhancer of terreſtrial joy!
To lend aetherial ſweetneſs to the air,
And keener feeling to th' admiring eye.
Yet thou haſt equal power our bliſs t'annoy:
When gloom ſurrounds pus horrible and drear,
Thou, like the meteor of a dusky ſky
Canſt make that gloom more terrible appear,
Aud evil's haggard face a direr aſpect wear.“

Die übrigen Stücke ſind voll Verſtoße gegen die Sprache, die Wahrſcheinlichkeit ꝛc. und verrathen einen beynahe gänzlichen Mangel an natürlichem Gefühl.

Reflections on Peace and the Seaſons. In which is introduced the Character of a patriot king; a poem by *W. Pow.* Lond. Richardſ. 1789. 63. p. 4. Der Verf. iſt ein großer Liebhaber von der Kürze im Ausdruck, er läßt oft mehrere Worte aus, die nothwendig wären, den Sinn vollſtändig zu machen, ſobald ſie der Leſer ohne Mühe ſelbſt ſuppliren kann. Ganz einen entgegengeſetzten Weg betritt er in ſeinen Beſchreibungen, die mit einer Menge kleinlicher und unbedeutender Züge überladen ſind, die oft ins Komiſche fallen:

See in the pamperd ſteed what ſprightly grace
His ardour ſee anticipates the race;
His ardour grows, ſtruck with the glancing ſkies,
Tho' on each ſide tormented by the flies;
Uprear'd he ſtands, not as a ſupliant begs,
For joy he ſhakes his head between his legs.

Reflection, a Poem in four Cantos. 278. p. 4. London Robinſ. 1790. Der erſte Theil dieſes Gedichts war ſchon ehedem unter dem Titel: A Soliloquy in a thatched Building, erſchienen. Proſa wechſelt mit Verſen ab, und jene iſt ſo ſteif und ſo dunkel, als dieſe ſind.

Female Characters in married Life: an Epigrammatic Satire, humbly addreſſed to the wife without a fault. London. Aalker. 38. p. 4. 1790. Delikateſſe iſt keine Eigenſchaft der Muſe dieſes Dichters. Er malt mit ſtarken und groben Zügen: Aehnlichkeit kann man ſeinen Gemälden nicht abſprechen:

The

The connoiſſeureſs, who rich bargains buys,
Drains hard her husband's pockets for ſupplies.
„How cheap, my dear.“ — Madam, I ſwear, you 're cheated —
„You have no taſte my dear“ — You' re damn'd conceited! —
„T is Dresden Service — all for fifty-two —
„At Chriſtie's ſale“ — Damn you and Chriſtie too!

Transactions of the Royal Society of Edinburgh. Vol. II. 587. p. 4. 1790. Edinburgh Dickſon. Von dieſer Sammlung meiſt ſehr intereſſanter Abhandlungen gehört für unſere Bibliothek 1) Bemerkungen über einige Stellen im ſechſten Buche der Aeneide von J. Beattie. Eine ſchön geſchriebene Abhandlnng über die Mythologie der Römer, ſo wie ſie Virgil in der Epiſode von dem Hinabſteigen des Aeneas in die Unterwelt dichteriſch darſtellt. Vorzüglich ſucht Dr. B. den Dichter von den Beſchuldigungen der Gottloſigkeit und böſen Sitten, die Warburton und andere Kritiker ihm deßhalb gemacht, zu befreyen. 2) Verſuch über die rythmiſchen Maaße; von W. Young. Enthält eine ſehr ausführliche und genaue Analyſe des muſikaliſchen und poetiſchen Rythmus. Neue Entdeckungen aber findet man nicht. 3) Ueber gewiſſe Analogieen, die die Griechen im Gebrauch ihrer Buchſtaben, vorzüglich des ΣΙΓΜΑ, beobachteten, von A. Dalzel. 53 Quartſeiten über Einen Buchſtaben! Die Gewohnheit, die gewöhnlichſten und ſonnenklarſten Dinge nicht ohne einen Schwall von Citaten vorzubringen, die man ſonſt für den Erbfehler der deutſchen Gelehrten hielt,

ſcheint jetzt auch in England einzureiſſen. 4) Nachricht vom deutſchen Theater: von H. Mackenzie. Der Verf. geſteht ſelbſt, daß er des Deutſchen nicht mächtig ſey, und unſer Theater nur aus dem Théatre allemand von Junker und Liebault und dem N. Théatre allem. von Friedel und Bonneville kenne. So viel die in dieſen Sammlungen enthaltenen Stücke auch unter den Händen der Ueberſetzer verloren haben, ſo brachten ſie dennoch dem Verf. einen ſehr vortheilhaften Begriff von dem dramatiſchen Genie der Deutſchen bey. Er zieht das deutſche Theater im Ganzen dem neuern engliſchen vor. Von den Räubern ſpricht er mit Begeiſterung. 5) Theorie der Modorum der Zeitwörter von J. Gregory. Dieſer Aufſatz voll feiner Bemerkungen zeigt den Verf. als einen geſchickten Philoſophen und Philologen. 6) Verſuch über den Charakter Hamlets, von Th. Robertſon. Einige Kunſtrichter glaubten Widerſprüche in dieſem Charakter bemerkt zu haben: dieſe Behauptungen widerlegt der Verf. und mit Glück. Sehr richtig iſt die Bemerkung, daß wir weit mehr Antheil an dem Charakter Hamlets, als an der Handlung des Stücks, nehmen. „Hamlet, in his ſole perſon, predominating over, and almoſt eclipſing the whole action of the drama. It is he, that draws the admiration; it is he that engroſſes the concern; all eyes are turnd more and more to him; Hamlet is wished for in every ſcene; king and queen, inceſt and murder, as objects of tragic

tragic attention, vanish almoſt away; the moment Hamlet's own fate arrives, the play is ended. The intereſt which the hearts of men take in the principal character of this tragedy, ſtands thus in competition with the laws of the drama; and it becomes a problem, which of the two, the means or the end, ſhould preponderate."

Carmen ſaeculare; a Secular Ode on the French Revolution. In Latin and English. 4. Lond. Johnſon. 1790. Der Verf. dieſes ſchönen Gedichts iſt Dr. Geddes. Es macht ſeinen Geſinnungen als Menſch, ſeiner Freymüthigkeit als Katholiken, und ſeinem Geſchmack und ſeiner Kunſt als Dichter gleich viel Ehre. Die engliſche Ueberſetzung ſteht dem lateiniſchen Original an Eleganz nach. Hier ſind einige Strophen aus dem letztern:

Gaudeant cives periiſſe totam
Diram et audacem dominationem;
Gaudeant ferrugineas catenas
Fulmine fractas.
Gaudeat clerus, jubiletque ſeſe,
Liberum cura et mediocritate,
Divitem, ſacris modo rite poſſe
Dedere rebus.
Gaudeant ipſi, generoſa pubes
Nata praeclaris atavis, et exhinc
Creditent ſolam meritis parari
Nobilitatem.

The plays and poems of W. Shakſpeare, collated verbatim, with the moſt authentic Copies, and reviſed; with the Corrections

and Illustrations of various Commentators etc. By *Edmond Malone*. 11. vol. 8. Rivingtons 1790. 6158. p. (3. Pf. 17. Sh.) Diese schätzbare Ausgabe des größten englischen Dichters ist die Frucht eines achtjährigen, ununterbrochenen Fleisses. Wenn man die Beschreibung seines unendlich mühsamen Verfahrens liest, einen so viel möglich ächten, von willkührlichen Neuerungen und Versetzungen und auf alle andere Weise eingeschlichenen Fehlern reinen Text zu bekommen, so kann man sich über seinen eisernen Fleiß und seine unermüdliche Geduld nicht genug wundern. Hr. Malone fand bey dieser Untersuchung, daß der Text bey weitem so corrupt nicht sey, als man gewöhnlich behauptet. Eben so viel Mühe wandte Hr. M. auf die Erklärung des Textes. Die erläuternden Anmerkungen enthalten das, was er aus aller vorigen Herausgeber und seinen eignen Bemerkungen, nach wiederholter sorgfältiger Prüfung, für das Beste hielt, und er schmeichelt sich, daß nie eine einzelne treffende Erklärung einer schwierigen Stelle des Dichters erschienen sey, die man nicht bey ihm finden werde. Auch die Eintheilung in Akte und Auftritte hat der H. zu berichtigen, und den Ort jeder Scene genau zu bestimmen gesucht. Von Titus Andronicus und dem ersten Theil von Heinrich VI. beweist Hr. M., daß sie früher existirt haben, als Sh. schrieb. Sir John Oldcastle, der londner Verschwender ꝛc. werden nach dem ohnlängst in Dullwich College aufgefundnen Journal von Sir H. Herbert Maitre des plaisirs unter Jakob und

Karl

Karl dem I. mit Gewißheit andern Verf. zugeſchrieben. Außer dieſem enthält die Ausgabe noch folgendes von Hrn. Malones Hand: einen Verſuch über die Zeitordnung, in der Sh. ſeine Werke geſchrieben (war ſchon gedruckt) — ein Beweis, daß die Nachricht von einem vorgeblichen Pamplet Old Ben's Light Heart made heavy, by Young John's Melancholy Lover, falſch ſey, und daß nie ein ſolches Pamphlet erſchienen ſey — ein hiſtoriſcher Verſuch über das Entſtehen und die Fortſchritte der engliſchen Bühne, über die Oekonomie und die Gebräuche des alten engliſchen Theaters. Ein Appendix und ein Regiſter, das alle erklärten alten und ſchweren Worte enthält, und die Stelle eines Gloſſariums vertritt, macht den Beſchluß.

Letters from Simkin the Second to his dear Brother in Wales 1790. 124. p. 8. London Stockdale. Es herrſcht ungemein viel Witz und Laune in dieſer, in einer Art von Knittelverſen geſchriebenen, und gegen die vornehmſten Ankläger Haſtings gerichteten Satyre. Doch muß man mit dem ganzen Detail dieſes Prozeſſes, dem Charakter und den Lebensumſtänden der darin verwickelten Perſonen ſehr genau bekannt ſeyn, um alles zu verſtehen. Der V. ſoll R. Broome Esq. Capit. im Dienſte der oſtindiſchen Compagnie ſeyn.

Original miſcellaneous Poems. 1790, 184. p. 8. Dieſe Sammlung enthält Satyren. Elegien, Oden ꝛc. Der Verf. ſcheint ein Mann von Verſtand und gutem Herzen zu ſeyn, ſeine Verſe aber ſind meiſt ſo proſaiſch, und fließen ſo ein-

tönig dahin, daß es ſchwer wird, die Aufmerkſamkeit wach zu erhalten.

Poems. By *S. Pearſon.* London. Richardſ. 1790. 68. p 8. Man findet hier Gelegenheitsgedichte, Sonnette u. ſ. w., die aber weiter nichts beweiſen, als daß die Verfaſſerinn ſich die Handgriffe der Verſifikation ſehr geläufig gemacht hat. Blos die Romanzen im alt ſpaniſchen Geſchmacke zeichnen ſich vortheilhaft aus. Hier ſind einige Strophen:

On Algiers' majeſtic turrets
Softly ſhone the lamp of night,
Softly roll'd the ſlumb'ring Ocean,
Silverd with a milder light.
Thro' the brave Sebaſtian's priſon
Slowly moves a languid beam,
On the floor he lies in ſorrow,
Tears adown his boſom ſtream.
Yet in Seville's holy battles
Glory fill'd his youthful breaſt,
Many a haughty Moorish chieftain
Bowd to him his lofty creſt.
But the brave are ſtill moſt tender,
Tho' in ſtorms like rocks of ſnow,
Which defy the wintry tempeſts,
Yet at ſpring's ſoft breathings flow. etc.

Modern Poets, a Satire; to which is prefixed, a Dedication to the Monthly, the Critical and the Analytical Reviewers. London Ridgway 1791. 32. p. 4. Perſonalſatyren ſind ſelten, vielleicht nie ganz ohne Galle, Bitterkeit und Uebertreibungen, und ſo iſt es auch dieſe nicht. Gefallen ſie demohngeachtet,

tet, und auch da, wo die angegriffenen Perſonen nur dem Namen und ihren Schriften nach, nicht als Menſchen und in ihren bürgerlichen Verhältniſſen, bekannt ſind, ſo iſt dieß wohl unſtreitig ein ſicherer Beweis von den Talenten des Verf.: ſo muß er wohl nicht blos boshaft, ſondern wirklich witzig ſeyn. Trügt uns unſer Geſchmack nicht, ſo iſt dieß hier der Fall. Der Verf. zeigt ſich als einen kecken Ritter, der nicht gemeine Gegner ſucht, ſondern ſich an die berühmteſten und ſtärkſten Kämpfer wagt. Auch Peter Pindar bekömmt die Geißel zu fühlen, die er ſelbſt mit unbarmherziger Fauſt über jeden ſchwingt, der ihm in einer üblen Laune in den Weg kömmt:

Not dry wheels creaking; amorous cats that meet;
The clash of crashing carts in Watling ſtreet;
Jew brockers jabbering; nymphs who ſcream their joys,
When ſafe at Billingsgate arrive the Roys;
At Londons Tavern not that noiſe malign,
When for the rights of men — we met to dine:
The Welchman's French, the pathos of the Dutch,
Like his rude rumbling rhymes my ear can touch.
Oh let no more the ſtudent waste his prime,
Grow pale and feverish o'er ſome ſtubborn rhime:
Our Taste rejects the fruits in gardens hung,
Melting like nectar on a thirſty tongue,
His fruits poetic, ever rais'd in haſte,
With crude aſperities that ſhock the taste,
With harsh-ſharp-bitters ſet the teeth on edge,
As ſour as wild crabs on the common hedge.

Poems on ſeveral Occaſions. By *James Henry Leigh*. Lond. Hookham 1790.

91. p. 4. Das erſte Gedicht in dieſer Sammlung führt die Aufſchrift: New Roſciad, und iſt eine genaue, wenn ſchon nicht immer glückliche Nachahmung jener allgemein bekannten Satyre. Hierauf folgt ein Gedicht: Werter, und ein drittes: The Libertine, in Shenſtons Manier. Der Verf., ſo wenig es ihm an Geiſt und eignem Talent fehlt, ahmt oft ſklaviſch nach. Wem fällt bey folgenden Zeilen nicht Grays Elegie auf einen Dorfkirchhof ein?

The far-off curfew ſtruck a doleful ſound
O'er all the globe a ſtillneſs ſeem'd to reign,
Save that from yonder tower with ivy crown'd,
The death-like ſcreech-owl, pour'd his diſmal ſtrain.

The ſchool foor Arrogance: a Comedy. By *Th. Holcroft*. Lond. Robinſons 1791. 103 p. 8. Dieſes Luſtſpiel wird auf dem Theater von Coventgarden mit außerordentlichem Beyfall gegeben, und es verdient dieſen Beyfall. Der Glorieux von Destouches liegt dabey zu Grunde, doch verdankt Hr. H. dem franzöſiſchen Dichter nur wenig, und nicht das Beſte ſeines Stücks. Einige von den am beſten gezeichneten Charakteren ſind ganz von ſeiner Erfindung. Ein Hauptfehler der Manier des Verf. iſt, daß ſie ſich zu oft zur Karrikatur hinneigt.

Memoires of the Literary and Philoſophical Society of Mancheſter. Vol. III. 648. p. 8. London, Cadell. 1790. Aus dieſem Bande gehört für unſere Bibliothek I. Eſſay on the dramatic writings of *Maſſinger*. By

John

John Ferriar. Dieſer dramatiſche Dichter, den die Engländer nicht tief nach Shakſpear ſetzen, iſt in Deutſchland wenig bekannt: wir beſinnen uns nicht, daß eins ſeiner Stücke auf unſre Bühne gekommen wäre. Wir wollen unſern Leſern einige Züge aus der Schilderung, die Hr. F. von ihm macht, mittheilen. Die hervorſtechendſten Eigenſchaften von Maſſingers Werken ſind Würde und Eleganz: ihr größter Fehler iſt Mangel an Leidenſchaft. Seine Verſifikation iſt immer gleich melodiſch, eindringend, mannichfaltig: bey ihm vergißt man aller Einwürfe, die gegen den Gebrauch reimloſer Verſe in Luſtſpielen gemacht worden. Wenn man ihn mit den übrigen dramatiſchen Dichtern ſeiner Zeit vergleicht, ſo kann man nicht leicht ungewiß bleiben, wo man ihm ſeine Stelle anweiſen ſoll. Natürlicher in ſeinen Charaktern, poetiſcher in ſeiner Diction, als Johnſon oder Cartwright, edler und nervöſer, als Fletcher, kann ihm Shakſpear allein den Vorzug unbedingt ſtreitig machen. Im Luſtſpiel ſteht M. weit unter Sh., ſein Witz iſt weniger glänzend, ſeine Gabe zu ſpotten weniger fein und mannichfaltig, doch liefert er ein Beyſpiel einer höhern Komödie (The Great Duke of Florence), von dem ſich kein Vorbild bey ſeinem großen Vorgänger findet. Im Trauerſpiel iſt M. mehr beredt, als pathetiſch: doch iſt er oft eben ſo majeſtätiſch, und im Ganzen weit eleganter, als ſein Meiſter. Er gebiethet ſo mächtig über den Verſtand, als Sh. über das Herz. So nachtheilig es ihm war, einen ſolchen

Dichter

Dichter zum Vorgänger zu haben, ſo haben doch ſeine Werke eigenthümliche Schönheit genug, und nur eine übertriebene Vorliebe für Sh. kann gegen den Werth Maſſingers gleichgültig machen. II. On the comparative Excellence of the Sciences and Arts. By *M. W. Roſcoe*. Der Verf. iſt weit von der pedantiſchen Vorliebe für irgend eine einzelne Kunſt oder Wiſſenſchaft entfernt, doch merkt man aus einigen Wendungen, daß er im Fall einer beſtimmten Entſcheidung dem Nützlichen vor dem Schönen den Vorzug geben würde. Im Allgemeinen glauben wir, läßt ſich die Frage gar nicht befriedigend beantworten. Wenn man zu fruchtbaren Reſultaten kommen ſoll, muß ſie nicht nur in weit beſtimmtern Ausdrücken aufgeworfen, ſondern bey der Beantwortung müßte auch mehr Rückſicht auf die verſchiedenen und zahlreichen Verhältniſſe genommen werden, in denen auf den mannichfaltigen Stuffen der Kultur die Künſte und Wiſſenſchaften unter ſich ſelbſt und gegen den Menſchen und ſeine Bedürfniſſe ſtehen. Das aber läßt ſich nicht auf ein paar Blättern ins Reine bringen. III. On the Nature and Utility of Eloquence. By *Richard Sharp*. Die Bemerkungen des Verf. ſind zum Theil ſcharfſinnig und gründlich, und laufen darauf hinaus, daß derjenige der beredteſte ſey, der ſeine Worte ſeinen Gegenſtänden und ſeinen Zuhörern anpaſſe, ohne nach fremden Zierrathen zu haſchen. Bey uns haben neulich Adelung und Kant ſehr ungünſtige Urtheile von der Beredſamkeit gefällt. Sie näher zu prüfen, verlohn-

verlohnte ſich wohl der Mühe. — IV. Obſervations reſpecting the hiſtory of Phyſiognomy. By *Th. Cooper*, Eſq. Der Verf. geht in ſeinen gelehrten Unterſuchungen bis auf die Zeiten des Sokrates zurück, und ſteigt dann bis zu unſerm Zeitgenoſſen Lavater herab. Eines Auszugs iſt dieſer Aufſatz nicht fähig. Wir wünſchten, die Frage wohl beantwortet zu ſehen, woher es kömmt, daß die Phyſiognomie eine Kunſt iſt, über die faſt jedermann lacht, und die doch jeder ohne Ausnahme ausübt? V. Obſervations on the Art of painting among the Ancients. By *Th. Cooper*, Eſq. Dieſe Abhandlung iſt noch weit reichhaltiger und gründlicher, als die vorige von demſelben Verf. Er unterſucht, ob die Alten zu irgend einer Zeit mehr denn vier Farben gehabt haben, und in welcher Periode ſie im Gebrauche waren. Ferner, ob ihre Kenntniß in der Zeichenkunſt, dem Ausdruck, der Farbengebung, Compoſition, Invention, Coſtume und Perſpektiv mangelhaft geweſen? was wir von ihnen, als Portrait-, Landſchafts- komiſchen und ſatyriſchen Malern wiſſen? welches ihre verſchiedenen Arten zu malen in Rückſicht auf die mechaniſchen Seiten der Kunſt waren u. ſ. w.

The Death of Cain in five books; after the manner of the Death of Abel. By a *Lady*. London Stalker. 1790. 150. p. 12. Und wenn der Zuſatz auf dem Titel von einem Frauenzimmer, auch nicht blos ein verbrauchter Kunſtgriff wäre, den Arm der Kritik zu entwaffnen; ſo

iſt

ist die Sünde, Geßners Namen an die Spitze eines solchen Machwerks zu stellen, allzuunverzeihlich, als daß sie Gnade für Recht ergehen lassen könnte. Das Ganze ist durchaus voll pathetischen Nonsens, dessen ganze Verschiedenheit darin besteht, daß er bald mehr widrig, bald mehr lächerlich ist. Ein paar Zeilen können einen hinreichenden Begriff von der Verf. Manier nach Geßners Manier geben. „Der goldne Mantel der „Sonne hatte mit leuchtendem Illuminations„glanz die höhern Fichten gefärbt, ehe Mehala „das Band lößte, das ihre schneeweißen Arme um „den Nacken ihres Gatten schlangen: eben so bildete „Cain ununterbrochen mit seinen Händen um die „schlanke Hüfte seiner zärtlichen Gattinn eine Pe„ripherie, als die Besinnungskraft ihre schlum„mernden Lebensgeister aufweckte .... O meine „Theuerste, sagte Cain, was für ein tödtlicher Pfeil „trifft mein Herz, das Gift desselben hält meine „flüßigen Circulationsfeuchtigkeiten (my fluid „liquids of circulation) von ihrem gewohnten „Lauf zurück.“

The Theory of moral Sentiments; or an Essay towards an Analysis of the Principles by which Men naturally judge concerning the Conduct and Character etc. By *Adam Smith*. London Cadell 1790. 2 voll. 960. p. 8. Wir erwähnen dieser neuen und sechsten Ausgabe eines der vortreflichsten Werke der englischen philosophischen Litteratur, wegen der beträchtlichen Veränderungen und Zusätze, die sie enthält,

und

und wovon man fast auf jeder Seite Proben findet. Vorzüglich wichtige Zusätze haben der Schluß des ersten Theils, die vier ersten Kapitel des dritten Theils, der ganze sechste und verschiedene Kapitel des siebenten Theils erhalten. Auch der Anhang, voll treflicher Betrachtungen über die erste Bildung der Sprachen, erscheint jetzt zum erstenmal im Druck. Einige Nachrichten von dem Leben dieses mit Recht berühmten Mannes wollen wir unsern Lesern nicht vorenthalten. Adam Smith, ein Schotte, ward 1723 geboren, und in dem Collegio von Glasgow erzogen. Hier blieb er bis 1745, wo er nach Oxford ging. Seine frühe Gewöhnung an tiefes Nachdenken machte ihn gegen sein Aeußerliches gleichgültig, und gab ihm ein zerstreutes Wesen, das oft mit Einfalt verwechselt wird. Seine Liebe zur Einsamkeit ließ ihm alle vortheilhaften Verbindungen vernachläßigen, und er verließ die Universität ohne einen bestimmten Plan für sein Leben. Im Jahr 1750 fing er in Edinburgh an, Vorlesungen über die Rhetorik zu halten. Kurz darauf ward er nach Glasgow als Professor erst der Logik, dann der Moralphilosophie berufen. Es ward ihm nicht schwer, den Platz mit Ehren auszufüllen, den der berühmte Hutcheson vor ihm mit so allgemeinem Beyfall besessen hatte. Seine moralischen Vorlesungen waren in zwey Theile getheilt. Der erste umfaßte die Theorie der moralischen Empfindungen, deren Substanz das eben angezeigte Werk enthält, in dem zweyten Theile strebte er vorzüglich seinen Zuhörern aus der großen

Handels-

Handelsstadt, in der er las, nützlich zu werden, und verwandelte seinen Unterricht in der Moralphilosophie in ein Collegium über Handel und Finanzen. Seine vertraute Bekanntschaft mit mehreren der größten Glasgower Kaufleuten bereicherte seine Handelskenntnisse, und er zog aus ihnen mit leichter Mühe die Theorie des Handels ab, die er in seinen Collegien vortrug. Auf Veranlassung des Lord Townshend legte er seine Stelle nieder, und ging mit dessen Stiefsohn auf Reisen, die zwey Jahre dauerten. Nach seiner Zurückkunft gab er das berühmte Werk: Inquiry into the cauſes of the wealth of Nations, heraus. Durch den genannten Gönner erhielt er die Stelle eines Comiſſioners of Cuſtoms in Schottland und eine Pension von 300 Pf. Die letztern Jahre seines Lebens brachte er in Edinburgh, in einem Zirkel gelehrter Freunde, die ihn außerordentlich schätzten, zu. Er starb den 17. Jul. 1790. Einige Tage vor seinem Tode verbrannte er alle seine Handschriften bis auf zwey Abhandlungen, eine über die Musik, die andere eine Geschichte der Astronomie, die wahrscheinlich im Druck erscheinen werden.

A complete Dictionary of Music; containing a full and clear explanation, divested of technical Phrases of all the words and terms, English, Italian etc. By *John Hole Muſician.* London Symonds 1791. 160. p. 8. Der Verf. gehört unter die — sollen wir sagen, glücklichen oder unglücklichen Sterblichen,

lichen, die nicht die mindeſte Ahndung von ihren Schwächen haben, und die Künſte ausüben und lehren, von denen ſie nicht die erſten Anfangsgründe inne haben. Nur ein paar Proben zur Beſtätigung unſers Urtheils. Die ſo genannten muſikaliſchen Akademien in Italien hält er für Lehranſtalten, da es doch nichts anders, als Privatconzerte ſind. Jene nennen die Italiener Conſervatorio. — *Accent* is a certain modulation or *warbling* of the ſounds. — *Allegretto* is a degree *faſter* than Allegro, but ſeldom uſed, as *Piú Allegro* is the Same.“ Wir dächten, das Gegentheil! *Aſſai* ſoll ein Wörtchen ſeyn, das immer mit einem andern verbunden werde, deſſen Bedeutung zu mildern oder zu ſchwächen: (to *leſſen* or *weaken* the ſtrength or ſignification.) aſſai adagio ſoll weniger langſam andeuten, aſſai presto weniger ſchnell. Das iſt ein Kenner des Italieniſchen. Wahrſcheinlich hat er das franzöſiſche aſſez im Kopf. Aber kann ihn das entſchuldigen? Ob das Buch gleich vollſtändiges Wörterbuch heißt, ſo fehlen doch viele der wichtigſten Artikel ganz: calendo, creſcendo, ralentando etc.

A deſcriptive Catalogue of a general Collection of ancient and modern engraved Gems, Cameos as well as Intaglios; taken from the moſt celebrated Cabinets in Europe; caſt in coloured paſtes, white enamel and ſulphur by *James Taſſie*. Modeller; arranged and deſcribed by *R. E. Ra-*

spe and illustrated with Cupper-plates. To which is prefixed an Introduction on the various uses of this collection, the origin of the art of engraving on hard stones and the progress of pastes. London Murray. 2. voll. 4. 940. p. and 58 piates. Dieser ausführliche Titel kann schon einen ohngefähren Begriff geben, was man hier zu suchen hat. Hrn. Tassies Sammlung ist allgemein bekannt, und die größte, die je gemacht worden, indem sie über 15,000 Stücke enthält. Die Schönheit und der Werth ihrer Originalgemmen ist nicht geringer, als die Genauigkeit und Vollkommenheit der Abgüsse. Sie bestehen aus einem harten weissen Schmelze, mit dem man, wie mit Flintenstein, Feuer schlagen kann, der sich nicht ausdehnt, noch einzieht, keine Luftbläschen gibt, die schönste Politur annimmt, und besser, als jede andere Materie, die feinsten Linien und Umrisse in aller Schärfe zeigt. Die Nachbildung ist bey vielen so vollkommen, daß sie selbst von Kennern für Originale gehalten wurden. Ein anderer Vorzug ist ihre große Wohlfeilheit. Die wenigsten Stücke kosten viel über einen bis zwey Schillinge. (Ein Sch. ist ohngefähr 7 gr. sächs. Geld.) Der Commentar des Hrn. Raspe ist zugleich in englischer und französischer Sprache abgedruckt, um ihn desto gemeinnütziger zu machen. Diese Einrichtung verstattete ferner den Vortheil, daß wenn die eine Sprache keinen ganz erschöpfenden Ausdruck für Ideen darbot, die sich überhaupt so schwer durch

Worte

Worte deutlich machen lassen, die andere das fehlende und mangelhafte ersetzen konnte. Bey seinem Catalog hat Hr. Raspe den Plan, doch mit Verbesserungen, zum Grunde gelegt, nach welchem Winkelmann das Stoschische Kabinet beschrieb. Die ägyptischen Hieroglyphen machen den Anfang, und die besten Produkte der neuern Zeiten den Beschluß. Die Kupfer, die von dem vortreflichen Künstler David Allan gezeichnet und geätzt sind, nehmen fast den dritten Theil des zweyten Bandes ein. Zur Probe setzen wir einen Artikel des Commentars nach unsrer Uebersetzung her.

„2943] — Ein Mondtempel mit einer „Statue. Diana Lunus. MHN. Mensis. (S. „Paris-Köpfe) Die A. de la Chau und le „Blond, die Herausgeber und Commentatoren des „Cabinets des Herzogs von Orleans finden es unrichtig, was Spartianus und andere Antiquare „auf sein Ansehn behaupten, daß zu Carrhom in „Mesopotamien ein Gott Lunus, oder vielmehr der „Mond, unter der Gestalt eines Gottes männlichen „Geschlechts verehrt worden. Sie irrten gewiß, „da sie behaupteten, dieser Cultus, oder dieses „Symbol, sey nur im Orient bekannt. Es ist eine „ausgemachte Thatsache, daß die germanischen und „teutonischen Nationen, deren es viele in Europa „gibt, den Mond immer als ein männliches und „die Sonne als ein weibliches Wesen betrachtet „haben. Auch jetzt sehen sie noch den Mond als „männlich an, so wie die periodischen Zeiträume „oder Monathe, deren Dauer durch den Mond-

„umlauf bestimmt wird, und nennen beyde Mond, „Moneth, Monath, Month, Mon, Moon, „Maen, Maan, Maen, welches eine auffallende „Aehnlichkeit mit dem griechischen MHN, dem „Stammwort des lateinischen Mensis hat, der „auf einigen Medaillen und Monumenten Phry„giens und Klein-Asiens vorkömmt. Wir wollen „ihn also ferner, auf Spartians Autorität, Lu„nus nennen, und aus den angeführten Gründen „als ein Symbol des Monds betrachten, das einer „Menge asiatischer und teutonischer Völkerschaften „eigen war. Ich weiß wohl, daß das griechische MHN „und das lateinische Mensis blos Monath, die Zeit „einer Mondrevolution bedeutet. Allein folgt daraus, „daß Spartianus falsch berichtet war? oder daß der „Gott MHN, sein Lunus, blos einen solchen Zeit„raum oder den Begriff eines besondern Genius, „der ihm vorsteht, und wesentlich von dem Mond „verschieden ist, anzeigt?“

Kunstnachrichten.

Augsburg. Zwölfte Nachricht an das augsburgische Publikum von der öffentlichen Ausstellung verschiedener Kunstarbeiten und jährlicher Austheilung der Preise bey der alten Stadtakademie und der mit derselben zur Ermunterung der Künste verbundenen Privatgesellschaft, mit einer bey der öffentlichen Feyerlichkeit gehaltenen Rede. (20. S.) Diese fortgesetzten Nachrichten enthalten 1) eine Anzeige der von Kunstschülern eingelieferten Arbeiten,

beiten, welche mit Prämien bedacht worden sind, nach verschiedenen Classen; dann 2) der, von Künstlern und Kunstfreunden zur Ehre aufgestellt und angegebenen Arbeiten in Gemälden, Kupferstichen, Holzschnitten, Zeichnungen, Architektur, Bildarbeit, Mechanik und Manufaktur, und man freut sich, den Eifer dieser alten braven Künstlerstadt in ihren Bürgern nicht erkalten zu sehen. Die vorangesetzte Rede hat hauptsächlich die Untersuchung zum Zwecke, warum bey den meisten jungen Leuten die Hände ohne Kopf arbeiten, und es selbst bey ihrer Anweisung unter die seltnen Zufälle zu rechnen ist, wenn sie größere und ausgebreitetere Kenntnisse, als ihnen Palette und Grabstichel darreichen, zu erlangen das Glück haben. „Die Ursachen, sagt der Redner, liegen größtentheils in vernachläßigter Erziehung und Vorbereitung junger Leute zu ihrem künftigen Beruf, in eingeschränkter Kenntniß und blos mittelmäßiger Geschicklichkeit der ausgewählten Lehrer, deren Leitung und Führung sie auf Gerathewohl überlassen werden, und endlich in eigennütziger, geflissentlicher Zurückhaltung des Unterrichts selbst. Diese Mängel und Vernachläßigungen werden hier gut ausgeführt, und mit Beyspielen aus der Kunstgeschichte unterstützt. Vielleicht könnte man noch hinzusetzen, daß viele der jungen Leute durch Einbildung ihrer Geschicklichkeit verleitet, viel zu früh der Schule entlaufen, und ohne die gehörigen Fertigkeiten Geld verdienen wollen, mit elenden oder höchst mittelmäßigen Schmierereyen sich begnügen

lassen, und es also nie zu einiger Vollkommenheit bringen, — daß ferner manche kein gewisses Ziel ihres Fleißes sich vorsetzen, Alles umfassen wollen, ohne ihre Kräfte oder das Fach zu prüfen, wozu sie ihr Hang treibt, oder ihre Fähigkeit zureicht, und indem sie Landschafts- Geschichts- Portraitmaler, Kupferstecher, im Großen und im Kleinen werden wollen, nichts von Allen werden.

Cassel. Der geschickte Hofkupferstecher G. W. Weise hat in gr. Fol. einen schönen Apollo nach J. H. Tischbein, in einer sehr edlen großen Manier geliefert. Er sitzt mit der Lyra vor sich auf dem Schooß, die er mit der einen Hand, und mit der andern das Plectrum hält, dem regierenden Hrn. Landgrafen zu Hessen gewidmet, 1791.

So haben wir ebenfalls nach J. H. Tischbein zwey große interessante Blätter: 1) Vue du Chateau de Weissenstein du Couchant, und 2) du Coté du Nord von 1788. nachzuholen.

Desgleichen zwey Porträte in 4. Das erste der Landgraf von Hessen, nach W. Börtner, das zweyte des Dichters Gleim, auch nach Tischbein, sehr ähnlich.

Neue englische Kupferstiche.

Punctirte Manier.

View of the Choir of St. Pauls the 23. April, 1789. von R. Pollard nach E. Dayes. 19½ Z. hoch. 29 Z. breit. Es stellt das

große

große Dankfest vor, welches für die Genesung des Königs in der St Pauluskirche zu London gehalten ward. Das Blatt enthält sehr viel Figuren, kostet 15 Schillinge, und ihm ist noch ein besonderes Erklärungsblatt beygefügt.

Folgende drey Blätter sind ebenfalls Allegorien auf die Genesung des Königs von Engelland.

Vorstellung des transparenten Gemäldes, welches den 10. März 1789. an dem Hause des Sir Jos. Banks ausgestellt worden ist; von F Bartolozzi nach W. Hamilton, 19½ Z. hoch, 22 Z. breit; kostet 21 Sch.

The transparent painting, exhibited on the 24. of April 1789. nach W. Hamilton von P. W. Tomkins, 31 Z. hoch, 16 Z. breit; 21 Sch.

Die Illumination der englischen Bank den 24. April 1789. nach W. Hamilton von P. W. Tomkins, 8½ Z. hoch, 31½ Z. breit. Dieses Blatt gehört noch zu den vorhergehenden.

William Pitt nach Gainsborugh von F. Bartolozzi, Kniestück, 21½ Z. hoch 16 Z. breit, 21 Sch.

The Duke of York, ganze Figur, nach Jos. Reynolds von John Jones, 29 Z. hoch, 18 Z. breit, 26 Sch.

Hebe, nach W. Hamilton von J. Egginton, 27 Z. hoch, 18 Z. breit, 10½ Sch.

St. James Park und A Tea Garden, zwey große queer Ovale, nach G. Morland von F. D. Soiron, 20 Z. hoch, 23 Z. breit, beyde 30 Sch.

A View of Weſt Munſter Bridge, von J. W. Edy, 24 Z. hoch, 35 Z. breit, 12 Sch.

View of London Bridge und View of Black Friars Bridge, zwey ſchöne Blätter in Farben abgedruckt, nach J. Farington von J. C. Stadler, 20 Z. hoch, 28 Z. breit, jedes 13 Sch.

Part of the Crew of his Majeſty's Ship Guardian endeavouring to eſcape in the Boats, 20 Z. hoch, 21½ Z. breit, von R. Dodd, 7½ Sch.

Country Church Yard und Retreating Shower, zwey ſchöne Landſchaften von M. Catharina Preſtel nach Gainsborough und W. Hodges, 24 Z. hoch, 29 Z. breit, jedes 10½ Sch.

The Mutineers turning Lieut. Bligh and part of the Officers and Crew adrift from his Majeſtys Ship the Bounty, the Spanish Inſult to the Britiſh Fluy at Nootka-Sound; the Royal Dock Yard at Plymouth; The Royal Dock Yard at Portsmouth; vier ſchöne Blätter von R. Dodd gezeichnet und geſtochen, 18½ Z. hoch, 29 Z. breit, jedes 7½ Sch.

Zwey Landſchaften in Medaillons, nach W. Tomkins von C. Tomkins, 19 Z. hoch, 16½ Z. breit, 6 Sch. jedes.

The Angry Farmer; Boys ſkating; Boys bathing; Boys robbing an Orchard; von E. Scott nach G. Morland, 15 Z. hoch, 18 Z. breit, jedes 7½ Sch.

Roſa-

Roſalind, Oliver and Celia, nach W. Hamilton von P. W. Tomkins, ein queer Medaillon, 17 Z. hoch, 18⅞ breit, 15 Sch.

The preſervation of St. Paul from Shipwreck, nach Weſt von F. Bartolozzi, geiſtreich radirt, 30 Z. hoch, 17½ Z. breit, 21 Sch.

Prince Arthur giving welcome to the Arch Duke of Auſtria, nach W. Hamilton von J. Ogborne, 14 Z. hoch, 17 Z. breit, 15 Sch.

The Dutcheſs of C. voming out of the Cavery; The Dutcheſs of C. giving her Daughter to Count Belmire, zwey queer Ovale, nach J. F. Rigaud von L. Schiavonetti und G. Teſtolini, 15 Z. hoch, 18 Z. breit, jedes, 10⅝ Sch.

December und April, zwey Medaillons, nach W. Hamilton von F. Bartolozzi, 15 Z. hoch, 12 Z. breit, jedes 7½ Sch.

Noon und Night, zwey Medaillons, nach W. Hamilton von J. M. Delatre, 16½ Z. hoch, 13½ Z. breit, jedes 7½ Sch.

Changing Quarters und the billeted Soldier, nach G. Moreland von G. Graham und J. Hogg. 15 Z. hoch, 11½ Z. breit, jedes 5 Sch.

Camilla fainting in the arms of her Father und Camilla recovering from her Swoon, David Simple (ſiehe den 2ten und 4ten Band dieſes vortreflichen Romans) nach W. Singleton von G. Keating, 14 Z. hoch, 18 Z. breit, beyde 15 Sch.

The Farmers Door, The Squires Door, zwey ſchöne Blätter nach G. Morcland von B. Duterrau, 20½ Z. hoch, 16 Z. breit, jedes 10½ Sch.

Edwin and Ethelinde, nach H. W. Bunbury von F. D. Soiron, 18 Z. hoch, 14 Z. breit, 7½ Sch.

The Blind Beggar und his Daughter of Bethnal Green, nach H. W. Bunbury von J. Chapman, 16½ Z. hoch, 18 Z. breit, 7½ Sch.

Autolicus ſelling his Wares, nach H. Bunbury, von C. Knight, 18 Z. hoch, 23 Z. breit, 7½ Sch.

See Saw und Peg-Top, zwey kleine Medaillons mit Kindern nach F. Wheatly von Delairet, 8 Z. hoch und breit, beyde 7 Sch.

Geſtochene Blätter.

The Murder of David Rizzio the 9. March 1566. ſee Robertſons hiſtory of Scotland, Vol. I. Book IV. von J. Taylor, jun. nach J. Opie, 41 Z. hoch, 27 Z. breit, 21 Sch.

Die Verkündigung der Maria, ein Altarblatt in der Carmeliterkirche zu Paris, von Guido und von R. Strange geſtochen; 27 Z. hoch, 19½ Z. breit, 33 Sch.

Ein ſchlafendes Kind, nach A. van Dyk von R. Strange, 15 Z. hoch, 16½ Z. breit, 10½ Sch.

Ein

Ein Johannes unter Schaafen, eine Dornenkrone windend, nach B. Murillo von R. Strange, 15 Z. hoch, 16½ Z. breit, 10½ Sch.

The Riot in Broad Street on the seventh of June 1780. ein Blatt mit sehr vielen Figuren, 19½ Z. hoch, 27 Z. breit, von J. Heath nach F. Wheatley, 31½ Sch.

Morning, eine schöne Landschaft von W. Byrne und J. Schumann nach Both, 19 Z. hoch, 24 Z. breit, 10½ Sch.

Hunting Plate I. Brushing into Cover, hunting Plate II. at Fault, beyde von J. Pottre und J. Neagle nach J. N. Sartorius, 20 Z. hoch, 26 Z. breit, jedes 10½ Sch.

Blätter in schwarzer Kunst.

The Descent from the Cross, nach Rubens von V. Green; es ist das Altarblatt in der Kirche zu Antwerpen, 38½ Z. hoch, 26 Z. breit, und

The Visitation, und the presentation in the Temple, beydes Altarblätter in eben dieser Kirche von nehmlichen Meistern, 38½ Z. hoch, 12½ Z. breit, kosten alle drey 84 Sch.

The Death of Marie Queen of Scotts und Margaret Queen of King Henry VI. with her Son Prince Edward attacked by a Robber a D. 1463. Es ist die IV. und IX. Platte Act. histor. Regin. Angl. von V. Green nach J. G. Huck, 21 Z. hoch, 26½ Z. breit, kosten beyde 63 Sch.

Iudas returning the thirty pieces of Silver to the Chief Prieſt and Elders, von B. Dunkarton nach Rembrandt, 20½ Z. hoch, 25 Z. breit, 15 Sch.

Joſeph preſenting his Father to Pharoah, von T. Goſſe nach F. Boll, 19 Z. hoch, 25 Z. breit, 10½ Sch.

The Widow of an Indian Chief watching the Arms of her deceas'd husband, und The Lady in Miltons Comus, von J. R. Smith nach J. Wright, 19 Z. hoch, 23 Z. breit, beyde 21 Sch.

A Brew houſe, nach G. Garrard von R. Earlom, 21 Z. hoch, 24½ Z. breit, wovon bis jetzt nur Probedruck da iſt, koſtet 21 Sch.

Madona col Bambino, nach J. Reynolds von J. R. Smith, 21 Z. hoch, 15 Z. breit, 7½ Sch.

Four Children, nach Rubens von J. Dean, 19 Z. hoch, 22½ Z. breit, 15 Sch.

Travellers und Cottagers, von W. Ward nach G. Moreland, ſind zwey neue Blätter zu Morelands ſeinen Kindergeſellſchaften, 19 Z. hoch, 24 Zoll breit, jedes 15 Sch.

Slave Trade und African hoſpitality, nach G. Moreland von J. R. Smith, 20½ Z. hoch, 27½ Z. breit, jedes 21 Sch.

Nurſe and Children in the Fields, nach G. Moreland von G. Keating, 24 Z. hoch, 16 Z. breit, 10½ Sch.

London.

London. Das schöne Gemälde von Hannibal Caracci, Cupido und Clytie, ist noch nicht verkauft, welches desto mehr zu verwundern ist, da man nur 450 Guineen dafür fodert. Dieses Gemälde ist durch den herrlichen Kupferstich von Bartolozzi ein Gegenstand der allgemeinen Neugier worden. Der Herzog von Orleans bezahlte für ein sehr kleines Gemälde von Caracci in seiner nunmehr verkauften Sammlung 1000 Guineen.

Wie J. Reynolds das Portrait der Mad. Sheridan an ihren Mann schickte, schrieb er ihm zugleich, daß, wenn man seine Kunst nach einem einzigen Stücke von ihm beurtheilen wollte, er gewiß kein anderes von allen seinen Gemälden dazu gewählt wünschen würde, als dieses.

Der berühmte Bildhauer Agostino Carlini, Custos der königl. Akademie, in der er eines der ältesten Mitglieder war, starb den 17. Aug. vergangenen Jahrs. Seine größte Stärke bestand in den Drapperien. Er war in Genua geboren, kam aber in seiner frühen Jugend nach England.

Die Prospekte der Seen in Cumberland und Westmoreland nach Zeichnungen von Farington sind nunmehr vollständig, und werden zusammen für 4 Pf. 11 Sch. verkauft. Das Ganze besteht aus 20 Platten mit Beschreibungen in französischer und englischer Sprache.

Man hat vor kurzem ein Frescogemälde entdeckt, das in ein Haus von Pompeji gehört zu haben scheint, da die Farben sehr lebhaft sind, und mit Wasser abgespült einen Glanz wie Jaspis bekommen

kommen; eine Eigenschaft, die man an den Gemälden von Pompeji bemerkt hat. Der Gegenstand des Gemäldes ist das Urtheil des Paris. Die Göttinnen sind ganz nackt abgebildet und sehr genau charakterisirt. Venus und Amor sehen vergnügt aus, Juno scheint zu eifern, indeß Pallas sich mit Verachtung umkehrt, und sich mit einem wichtigern Gegenstand zu beschäftigen scheint. Man schließt aus der klassischen Simplicität des Gemäldes, daß es ein Alter von wenigstens 1600 Jahren haben müsse. Es befindet sich jetzt in London in den Händen eines Kunstkenners.

Niederlande.

Leyden. Der Kunsthändler A. Delfos läßt jetzt durch einen geschickten Künstler eine von ihm gezeichnete und verkleinerte Copie eines berühmten Gemäldes von Lucas von Leyden, das jüngste Gericht, das sich in der Rathsstube zu Leyden befindet, in Kupfer bringen. Das Kupfer soll aus sechs einzelnen Platten bestehen, die zusammengefügt eine Breite von 36. und eine Höhe von 26 rheinländ. Zollen geben. Der Preis ist 25 holländische Gulden.

Amsterdam. Sechs Kupfer zu dem ersten Stücke der Volkslieder, welche die Gesellschaft Tot nut van 't Algemeen herausgibt.

Delft. Gezichten van Texel. Eerste Afgifte, enthält auf drey Stücken von der Größe eines halben Bogens den Ort de Burcht, das alte Schild und das Dorf de Waal, nach Zeichnungen

gen des berühmten P. von Cuyk von T. de Roode gestochen.

Amsterdam. Bybelsche Prentverbeeldingen Eerste Aflevering, bestehend aus 4 Stücken, gestochen von R. Vinkels, nach Zeichnungen von J. Buis, gr. 8.

Vaterlandsche Gezichten behorende tot den tegenw. Staat der verenigde Nederlanden XII. Stel, enthält 20 Aussichten der Provinz Friesland.

Het ouderlyk Gevoel und Het huisselyk Genoegen, zwey häusliche Szenen nach schönen Gemälden von J. Buis, von Daniel Vrydag in Kupfer gebracht.

Schweden.

Stockholm vom 27 Dec. 1790. Die prächtige Statue Gustav Adolphs zu Pferde, zu welcher der verstorbene Bildhauer Archeveque das Modell machte, und daran seit zwanzig Jahren verschiedene Meister gearbeitet haben, ist nunmehr vollkommen fertig, und wird an des Königs Geburtstag den 24. Jan. bevorstehenden Jahres auf dem Nordmalmsmarkte mit großen Feyerlichkeiten aufgestellt werden, wo das Piedestal schon in Stand gesetzt ist. Der Direktor Meyer hat die Statue aus Bronce gegossen. Das Metall hiezu ward von den Kanonen genommen, die in den letzten Kriegen von den Feinden erobert worden.

Die französischen Kunstnachrichten folgen im nächsten Stücke.

Druckfehler im 1sten Stück des 43sten Bandes.

S.	20	Z.	20	muß gelesen werden: in seinen Bestandtheilen
▪	21	▪	14	▪ ▪ ▪ erlangten
▪	30	▪	17	▪ ▪ ▪ des Geborenwerdens
▪	31	▪	1	▪ ▪ ▪ transscendentales
▪	33	▪	3 (von unten)	▪ daß das für die menschliche Einsicht Zufällige ꝛc.
▪	35	▪	3	▪ ▪ ▪ eine solche
▪	36	▪	4 (von unten)	muß nach Bedürfnisses ein Comma gesetzt werden
▪	39	▪	11	▪ ▪ ▪ st. Einbildungskraft: Formen
▪	55	▪	15	▪ ▪ ▪ statt Beyspiele — Beyspiel
▪	66	▪	6	▪ ▪ ▪ ohne Interesse seyn

Beym Verleger dieses Journals ist so eben fertig geworden:

Erscheinungen und Träume von Mercier und einigen deutschen Gelehrten; übersetzt und herausgegeben von G. Schaz. 2ter Theil. 8. Preis 20 Gr. Er enthält unter andern folgende Originalaufsätze: 1) das Misbündniß; 2) der Soldat; 3) die alte und die neue Welt; 4) die Weltalter, (über die Ausbildung des Menschengeschlechtes); 5) der Stand der Natur; 6) die Mode; 7) Empedokles, (über die Erkennbarkeit der Natur;) 8) Leßing; 9) die Söhne der Unsterblichkeit; 10) der Tempel der deutschen Dichtkunst; 11) Benjamin Franklin.

Ferner:

Geschichte des Herrn von L. eines Vetters des alten preußischen Offiziers, des Verf. der Briefe über Friedrich den Großen. Von ihm selbst beschrieben. 1ster Band. 8. Preis 1 Rthlr 6 Gr.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.

Vier und Vierzigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung.
1791.

V.

Ueber den Genius der Alten und seine Verbindung mit dem Menschen.

Eine der merkwürdigsten Dichtungen, die uns das Alterthum überliefert hat, sind unstreitig die Genien, oder Schutzgeister der Sterblichen. Reizend zwar und bedeutend wird sie erst in der Religion der Römer und unter den Händen ihrer Dichter: aber ihr Ursprung verliert sich allerdings unter dem Volke der Griechen, und so werden wir schon zu ihnen hinaufsteigen müssen.

Wenn sich der Begriff von Gott und Gottheit einmal unter einer Nation gebildet hat, so scheint der Uebergang zu Wesen, die sich ganz besonders und eigenthümlich dem Dienste der Menschheit weihen, nicht schwer. Die Götter selbst sind zuletzt nichts anders, als vergötterte Menschen, die sich mannigfaltige Verdienste um ihre Zeitgenossen erwarben und von der Nachwelt unter der Voraussetzung verehrt werden, daß sie, auch nach Ablegung ihrer irdischen Hülle, mit einer wohlthätigen Fürsorge um die Lebenden beschäftigt sind. Indeß bestätigt die Erfahrung diese Vermuthung gleichwohl nicht. Homer gedenkt einer zahllosen Menge Götter; allein von besondern Schutzgeistern der Sterblichen weiß er nichts. Sein Dämon bezeichnet immer nur Gott, Glück, Verhängniß,

und man ſucht in der Iliade und Odyſſee vergebens nach einem Genius. *)

Der erſte, der dieſe Idee ausdrückt, iſt Heſiod. In ſeinem Wirthſchaftsgedichte, wo er von dem Glücke des goldenen Weltalters und dem ſorgenfreyen Genuſſe der damals lebenden ſpricht, leſen wir zum Beſchluß folgendes: **)

Als nun dieſe der Schoos der friedlichen Erde bedeckte,
Weihte der Sohn Saturns, der gerecht belohnende König,
Sie zu Genien, ſie zu Hütern der ſterblichen Menſchen.
Nun belauſchen ſie Recht und Unrecht, und ſtreifen, in lichte
Luft gekleidet, umher und vertheilen, mit willigen Händen,
Vielfache Gaben; zu ſolchem Geſchäft erkohr ſie Kronion.

Sehet hier, unter den Griechen, die älteſte Spur von Genien. Die Frommen dauern als ſolche fort, und widmen ſich dem Dienſte der Menſchen. Gewiß eine ſchöne Idee, ſo anziehend für die Phantaſie und ſo fruchtbar für den Verſtand! Um ſo wunderbarer, daß kein einziger von den Dichtern des ſinnreichſten Volks der Erde ſie aufgenommen und weiter ausgebildet hat.

Wir

*) Z. B. Il. 7, 291. 17, 98, 19, 188. Zweifelhaft, aber bey weitem nicht entſcheidend, iſt die Stelle Od. 10, 64.

**) V. 121 — 126.

Wir müssen sogleich hinübergehen in das Gebieth der Philosophie. Hier finden wir wieder Genien; aber sie sind nicht mehr ein, mit uns verwandtes Geschlecht, sie sind Söhne der Götter. Ihr Daseyn verdanken sie wahrscheinlich den orphischen Mysterien, und seitdem haben sie keine unbedeutende Rolle in den Regionen der Weltweisheit gespielt. Thales und Pythagoras, Sokrates und Xenophon, Empedokles und die ernsten Stoiker fabelten von ihnen, Jeder nach seiner Weise: aber alle überfliegt der dichterische Plato. Wer ist, der seine Träume nicht gern liest?

„Zwischen den Göttern und Heroen stehen seine Genien mitten inne, unsichtbare, höhere Wesen, aus deren Kreise die Seelen der Menschen herabsteigen auf die Erde, und zu denen sie wieder zurückkehren. Ihre Kräfte und Kenntnisse reichen nicht an die göttlichen; ihre Wünsche sind regellos und ihre Begierden ungeordnet: allein Schadenfreude und Bosheit kennen sie nicht. In Luft gekleidet, wie die Genien Hesiods, wandeln sie über dem Himmel, schweben sie unter den Sternen, und verweilen sie auf der Erde. Von ihr tragen sie die Gebethe der Menschen zu den Göttern und bringen die Befehle der letztern hernieder. Unverhüllt schauen sie in die Geheimnisse der Zukunft, und verwalten sie nach Gefallen; auch eignen sie sich eigentlich allein Feste und Opfer zu. Jeder Sterbliche erhält mit jedem neuen Leben einen neuen eigenthümlichen Genius, der ihn bis ans Ende begleitet, und sei-

ne Seele zu dem Orte der Reinigung und der Strafe führt.“ *)

So dichtete Plato; aber auch sein Mythus, für die Neuplatoniker in spätern Jahrhunderten eine unerschöpfliche Quelle von Fabeln, hat weder einen seiner dichtenden Zeitgenossen begeistert, noch auf den Volksglauben gewirkt: denn der Traum von einem guten und bösen Genius, den gemeinsamen Begleitern jedes Menschen, **) und die Gewohnheit, am Schlusse der Mahlzeiten dem ersten einen Becher zu weihen, †) sind beyde älter, als Plato's Philosophie, und gingen vielleicht schon aus der pythagorischen ††) in die Religion des größern Haufens über. Selbst unter der zahllosen

*) Man vergleiche Symp. S. 187. Epin. 639. Euthyphr. 6. de Rep 391. Phaedr. 43. 45.

**) Menander in einem Fragmente beym Clemens Alex. Strom. V. S. 251. 260. und in Lindenbrogs Noten zum Censorin S. 31. nach Havercamps Ausgabe. Das Mährchen von dem Siege eines gewissen Euthymus über den feindlichen Genius, der die Einwohner zu Temessa quälte, ist aus dem Pausanias (B. 6. K. 7.) bekannt.

†) Man sehe die Fragmente dreyer griechischer Komiker beym Athenäus. B. 15. S. 693. vergl. Aelian. V. H. B. 1. K. 20.

††) Die Anhänger derselben verehrten bekanntlich Götter, böse Dämonen und Heroen, und glaubten an den Einfluß der beyden ersten auf die guten und widrigen Schicksale der Menschen, läugneten aber das Daseyn menschenfreundlicher Schutzgeister.

ſen Menge von Genien, durch welche die ſchöpferiſche Hand der griechiſchen Kunſt ſo manche Idee angenehm und glücklich verſinnlichte, iſt keiner, der ſich, durch irgend ein Symbol, als der Beſchützer eines Sterblichen kenntlich machte.

Deſto mehr gewann die Dichtung an Gehalt und Umfang unter den Römern. Zwar war ſie kein urſprüngliches Gewächs ihres Landes. Sie empfiengen es wahrſcheinlich, wie ſo vieles, von den Hetruriern, ihren Nachbarn, *) die ſeiner bereits gepflegt hatten. Aber beſſer gedieh es doch an den Ufern der Tiber, und erwuchs zu einem ſchlanken Stamme, der ſeine Zweige weit verbreitete und liebliche Blüthen hervortrieb. Der römiſche Genius iſt, ſeiner Natur nach, ein wohlwollender, ſanfter Geiſt, der, wie ſein Name ſchon anzeigt, den Menſchen ins Leben einführt, und ihn, als ein treuer Gefährte, durch daſſelbe geleitet. Da ſein Loos mit dem Looſe des Sterblichen, dem er ſich widmet, auf das genaueſte zuſammenhängt, ſo iſt er der Kürze ſeines Daſeyns ſtets eingedenk und unterläßt nicht, ſeinen Liebling auch daran zu erinnern. Dem Gefühle der Freude den Zugang zum Herzen öffnen, heißt den Genius verſtehen und ehren, die Gelegenheit, froh zu ſeyn, von ſich weiſen, ihn mishandeln und ſeine Rechte verkümmern. Je nachdem der Menſch

*) Einiger ihrer Kunſtwerke, welche Genien vorſtellten, gedenkt Winckelmann in der Geſch. der Kunſt. S. 171. 177. Wiener Ausg. vergl. Paſſeri Museum und Picturae Etruſcae.

dieſen ſeinen Befehlen und Wünſchen nachlebt, je nachdem erſcheint er ihm weiß oder ſchwarz, hold oder abhold, je nachdem bedarf es einer Ausſöhnung oder nicht. Uebrigens iſt er keiner der Götter, die um reiche Opfer und Ehre buhlen. Eine Bluhme in ſeinem Haare, ein Zweig von Platanen um ſeine Schläfe, eine Weihrauchſchaale, oder ein Becher Wein iſt alles, was er wünſcht und begehrt, und ſelbſt dieß wenige fodert er ſelten. Nur an vorzüglich ausgezeichneten Tagen, an dem Tage der Geburt und an Erndtefeſten und ähnlichen läßt er ſich den kleinen Zoll der Dankbarkeit nicht entziehen, ohne auf den Kargen, der ihm ſelbigen vorenthält, zu zürnen. *) — So erſcheint

*) Ich ſetze die klaſſiſchen Stellen aus den Alten und die ſprichwörtlichen Redensarten, die als Belege zu dieſem Gemälde und den folgenden Behauptungen anzuſehen ſind, um der leichtern Ueberſicht willen, hier neben einander. Folgende ſind die vornehmſten. Genius eſt Deus, cuius in tutela, vt quisque natus eſt, viuit. Hic, ſiue quod, vt genamur, curat, ſiue quod vna genitur nobiscum, ſiue etiam, quod nos genitos ſuſcipit ac tuetur: certe a genendo Genius appellatur. Cenſorin. C. 3 — Genius mortalis in vnumquodque caput. Horat. Ep. II. 2, 188. (Allgemein war indeß auch dieſer Glaube nicht, wofern anders im Virgil Aen. V. 95. unter dem Famulus der Genius Anchiſens zu verſtehen iſt.) Memor breuis aeui I. 1, 144 — Indulgere Genio Perſ. 5, 151. Genialem viuere vitam. Defrauda-

erſcheint der römiſche Genius, der geflügelte holde Jüngling, vor dem Winkelmann entzückt ſtehen blieb, und deſſen Bildung er einen Ausfluß der Quelle der höchſten Uebereinſtimmung nennt. *)

fraudare Genium. Terent. Phorm. I. 1, 10. Beligerare cum Geniis ſuis. Plaut. Trucul. 1, 2, 81. Genius mutabilis, albus et ater. Horat. Ep. II. 2, 189. ſiniſter Perſ. 4, 27. — Venit natalis. Ipſe ſuos Genius adſit viſurus honores, Cui decorent ſanctas mollia ſerta comas. Illius puro deſtillent tempora nardo, Atque ſatur libo ſit madeatque mero. Tibull. II. 2, 5. vergl. I. 7, 49. Agricolae priſci condita poſt frumenta piabant floribus ac vino Genium. Horat. Ep. II. 2. 139. Genio potiſſimum per omnem aetatem quotannis ſacrificamus. Cenſorin. C. 3. Eben daſelbſt ſagt er, daß er dem Genius nicht blos einmal, ſondern an ſeinem und ſeines Freundes Geburtstage opfere. Vermuthungen über die Gewohnheit, dem Genius nur unblutige Opfer zu bringen, enthält Kap. 2. Der Widerſpruch in der Stelle Horazens Carm. III. 17, 15. wird durch Janis Erklärung gehoben.

*) Geſch. der Kunſt. S. 279. Die Rede iſt von einem Genius in der Villa Borgheſe. Mit einer Begeiſterung, zu der Wenige ſich erheben dürften, ruft er aus: »Hier wünſchte ich, eine Schönheit beſchreiben zu können, dergleichen nicht häufig aus menſchlichem Geblüte wird erzeugt worden ſeyn. Es iſt ein geflügelter Genius, in der Größe eines wohlgemachten Jünglings. Wenn die Einbildung, mit dem einzelnen Schönen in der Natur

Er ist zu schön, als daß wir nicht gern bey ihm verweilen sollten.

Zuerst, woher die Veranlassung zu dieser Dichtung? — „Der Glaube der Alten an die Genien, sagt ein geistreicher Schriftsteller, *) war ohne Zweifel eine Folge ihrer Vorstellungsart von dem allgemeinen, sich durch die ganze Körperwelt ergießenden, göttlichen Geiste. Das, was jedem Dinge Bestandkraft, innere Regung, Vegetation, Leben, Gefühl und Seele gab, war ein Theil dieses gemeinschaftlichen Naturgeistes; daher nennt Horaz den Genius, den Gott der menschlichen Natur. Er ist nicht der Mensch selbst: aber er ist das, was einen Jeden zum individuellen Menschen macht. Seine Persönlichkeit ist an das Leben dieses Menschen geheftet, und so, wie dieser stirbt, verliert sich sein Genius wieder in dem allgemeinen Ocean der Geister, aus welchem er bey dessen Geburt ausgeflossen war, um der Portion von Materie, woraus dieser Mensch werden sollte, seine individuelle Form zu geben, und dieses neue Gebild

angefüllt, und mit Betrachtung der von Gott ausfließenden und zu Gott führenden Schönheit beschäftigt, sich im Schlafe die Erscheinung eines Engels bildete, dessen Angesicht von göttlichem Licht erleuchtet wäre, so möchte dieß die Gestalt dieses Jünglings seyn u. s. w.“ Man vergleiche Ramdohr über Malerey und Bildhauerarbeit in Rom. Th. I. S. 93.

*) Wieland in den Anmerkungen zu Horazens Briefen. Th. II. S. 171.

Gebild zu beleben und zu beseelen.“ So viel Scharfsinn in dieser Vermuthung herrscht, und so fein die Begriffe, Seele des Menschen und Genius, sich zuweilen wirklich in einander verlaufen, so gestehe ich doch gern, daß ich mich nicht geneigt fühle, den letztern für nichts anders, als den personificirten Geist des erstern zu halten. Daß die Griechen und Römer, wenigstens der aufgeklärtere Theil derselben, das belebende, denkende Princip in uns für einen Ausfluß der Gottheit ansahen, leidet allerdings keinen Zweifel: daß sie aber dieß innre Princip unter einem Bilde gedacht, ihm Altäre errichtet und Opfer geweiht, mit einem Worte, daß Jeder seinen eigenen Geist angebethet und verehrt haben sollte, scheint mir weder aus den Stellen der Alten zu folgen, noch sich durch irgend eine Analogie zu bestätigen.

Ich denke, das Entstehen der Idee läßt sich auf eine einfachere und natürlichere Weise fassen. Nicht nur, ehe der Mensch über sich und seine Natur gedacht hat, selbst dann, wenn er bereits mit den geistigen Wirkungen seines Ichs bekannt worden ist, pflegen ihn immerfort gewisse Abweichungen und Phänomene zu befremden. Woher diese Mannigfaltigkeit der Temperamente und Neigungen bey aller anscheinenden Gleichheit der Organisation? woher so viel hervorstehende Anlage und Thätigkeit in dem Einen, und so viel Trägheit und Unempfänglichkeit in dem Andern? woher hier die unüberwindliche Antipathie, und dort die sanfte Hinneigung der Herzen? woher in gewissen

Menschen

Menſchen die bewundernswürdige Güte der Seele und in jenem der zurückſchreckende Stolz und Uebermuth? Endlich, wie befremdend insbeſondere die Erfahrung, daß ſo Viele die innere Stimme, die erwacht, ſobald wir uns fühlen und nicht ſchweigt, ſolange wir athmen, die Stimme, unſer Daſeyn recht zu gebrauchen, verachten und noch Mehrere ſie verkennen und misdeuten? Hier ſieht man Einen, der nie, ohne den Entſchluß, ſich heute zu freuen, aufſteht und, unter Sorgen und Geſchäften, auch heute ſich zu freuen vergißt, oder, nach dem Ausſpruch eines weiſen Dichters, der an der Kunſt, das Leben wohl zu miſchen, unaufhörlich lernt, und über der Erlernung alt wird und ſtirbt; dort erblickt man einen Andern, dem manche Bluhmen auf dem Wege durchs Leben aufſtoßen, und der keine pflückt, weil ſie zu einzeln blühen, oder weil es nur Veilchen ſind; ein dritter, dem ein Tag, ohne Spiel und Tanz, kein Tag heißt, ermattet unter der Fülle des Genuſſes und kann am Ende nicht ſagen, daß er ſich wahrhaft gefreut hat. Alle dieſe Erfahrungen ſind zu auffallend, um überſehen zu werden; allein ihre Urſachen liegen zu verſteckt, um ſich nicht auch dem Auge des beſſern Beobachters, ſo lange die Pſychologie noch in ihrer Kindheit iſt, zu entziehen.

Mich dünkt, es widerſpreche dem Geiſte der Alten nicht, wenn ich glaube, daß ſie den Genius herabriefen, um alle dieſe räthſelhaften Wahrnehmungen zu löſen, und daß auch dieſer Schöpfung kein andrer Satz zum Grunde liege, als der in ihrer

rer Religion so oft ausgedrückte: Alles, was der Mensch ist, ist er durch Gott. Die Belege für diese Behauptung wird man mir hoffentlich gern erlassen, da sie zu häufig und zu bekannt sind, um nicht Jedem sogleich einzufallen. Ich erinnere, um der großen Aehnlichkeit willen, allein an den Antheil, den man der Muse an jedem Geistesprodukte zuschrieb. Die Begeisterung des Dichters bringt es hervor, aber diese Begeisterung selbst ist das Werk der unsichtbaren Göttinn und ihres Einflusses in ihn. Dieselbe Bewandniß hat es offenbar mit dem Genius. Der Mensch, der von so vielen und erhabenen Ideen oft plötzlich und unerwartet gerührt wurde, er, der von so vielen, bald weisen, bald unweisen Entschlüssen sich keine Rechenschaft zu geben wußte, er, der in so vielen Fällen sich selber ein Räthsel war, suchte Aufschluß und fand ihn, indem er die Allgewalt eines Genius anerkannte. Ihm warf er sich in die Arme, ihm überließ er es, sein Amt an ihn zu verwalten, ihm schrieb er die Richtung seiner Leidenschaften und Neigungen, ihm die Bildung seines Charakters, ihm alles, was damit zusammenhing, zu. Er war nicht die Seele, das belebende, thätige Princip selbst: aber er war es, durch welchen ihre Fähigkeiten und Anlagen sich entwickelten, ihre Empfindungen sich läuterten, ihr ganzes Wesen sich ausbildete; er war nicht der Schutzgeist des Menschen: aber er war mehr, als das, er war der wohlthätige Erinnerer, der ihm seine Bestimmung von Zeit zu Zeit vorhielt, und ihn auf den

großen Zweck seines Daseyns, auf die Pflicht, des Lebens recht zu gebrauchen, aufmerksam machte; er war nicht der Gott in uns; aber er war es, ohne welchen dieser aufhört, ein Gott zu seyn.

Eine zweyte Frage, die sich uns darbiethet, ist: Wie hat man sich das Verhältniß zwischen den Menschen und Genien und den Einfluß dieser auf jene zu denken? Da die Religion der Alten bekanntlich an keine festen Begriffe gebunden war, und ihre Meynungen willkührlich hin- und herschwankten, so läßt sich leicht vermuthen, daß eine soviel umfassende Dichtung mannigfaltig gewandt und verändert wurde. Indeß glaube ich auch hier, im Entstehen und Ausbilden der Idee eine gewisse Einfachheit, die auf Uebereinstimmung hinleitet, zu erkennen. Die eine Seite der Dichtung, dünkt mich, stellt uns Horaz dar, *) wenn er sagt:

Warum, von zweyen Brüdern,
Der eine seinen lieben Müßiggang,
Sein unter einerley alltäglichen
Vergnügungen sanft hingetändelt Leben,
Nicht um Herodes Palmenthäler tauschet;
Der andre, reich, doch niemals satt noch froh,
Vom Morgen in die Nacht sich härmt und plagt,
Um wohlfeil angekaufte dürre Heiden
In reiche Korngefilde umzuschaffen:
Das mag der Genius von Beyden wissen,
Der Gott der menschlichen Natur, der mit uns
Gebohren wird und stirbt, veränderlich
Von Angesicht und Laune, weiß und schwarz.

Vergleicht

*) Horazens Briefe II. 2, 183 — 89.

Vergleicht man dieſe Aeußerung mit einer Nachricht beym Plutarch, ſo kann über die Art und Weiſe, wie man ſich die Verbindung mit dem Menſchen und ſeinem Begleiter dachte, kein Zweifel bleiben. „Dein Genius, antwortete ein ägyptiſcher Geiſterſeher dem fragenden Anton, iſt edel und hohen Sinnes: allein vor dem Genius deines Schwagers Octavs beſteht er nicht, ſondern wird klein und muthlos.“ Ich denke, man kann nicht länger zweifelhaft ſeyn, wovon die Alten die Vollendung und Ausbildung eines Menſchen abhängen ließen. Zunächſt unſtreitig von der Vollkommenheit und Kraft des Genius ſelbſt: denn je mächtiger und ſtärker er iſt, deſto mehr vermag er, die äußern Umſtände zu lenken und abzuändern; *) und ſodann von der Zuneigung deſſen, den er ſich zu ſeinem Liebling erſehen hat. Ohne ihn zu ſeinem Willen zu zwingen, oder unbedingten Gehorſam zu fodern, tritt er zu ihm und verſucht es, ob er geſtimmt iſt, ſanften Warnungen ſein Ohr zu öffnen, und wohl dem, der ſie freundlich und willig annimmt! denn der Genius iſt wohlwollend und ſeine urſprüngliche Geſtalt weiß und lieblich. Aber, wie alle Götter, verlangt er Ehrerbiethung und Liebe, und iſt der Sterbliche unbedachtſam genug, ſie ihm zu verſagen, ſo wird er zornig und muß verſöhnt werden, oder er entzieht ihm ſeine ſchö-

ne

*) Es ſcheint, daß ſelbſt die Sklaven und die Sklavinnen, wenn ſie bey den Genien ihres Herrn und ihrer Frau ſchwören, die Abhängigkeit ihres eigenen von dem ihrer Herrſchaft anerkannten.

ne Gestalt ganz und tritt in einer furchtbaren zu ihm.

Was für eine wohlgeordnete, anmuthige Dichtung, und wie himmelweit von dem wahrscheinlich allgemeinern Volksglauben unterschieden, der jedem Menschen zwey Genien, einen guten und einen bösen, gab, welchem letzteren jedoch weder die Kunst Statuen, noch die Religion Altäre gewidmet hat! *) Wie viel Kenntniß der Natur und wie viel Hochachtung für die Menschheit! Kein unbekannter Dämon lauert hier im Hinterhalte, um den etwanigen Keim der Tugend zu vergiften; es ist ein freundlicher Geist, der sich unsrer annimmt und uns gern zu glücklichen, frohen Bürgern der Erde erheben, gern, soviel seine und unsre — Schwäche oder Kraft ihm gestattet, aus uns bilden möchte. Aber bey allen guten Wünschen für unser Wohl erlaubt er sich keinen Zwang, keine Eingriffe in unsre eigenthümlichen Rechte. Seine Auffoderungen dringen an unser Ohr, ohne daß er mit Gewißheit auf ihre Befolgung rechnet, und seine Warnungen ergehen wiederhohlt an uns, ohne daß er unbedingten Gehorsam erwartet. Er versucht

*) Einen bösen Genius findet man zwar bey Sandrart. (Deutsche Akademie der Bau- Bildhauer- und Malerkunst. Th. 8. Taf. 1.) Allein er sagt selbst, daß er ihn, nicht nach einem Kunstwerke, sondern nach der fabelhaften Erzählung beym Pausanias, deren ich oben erwähnte, und der bekannten Erscheinung, die den Brutus erschreckte, gezeichnet habe.

ſucht es, ſich unſres Zutrauens zu bemächtigen, und läßt Jeden, der ihm widerſtrebt, ſeinen Unwillen fühlen: allein er ehrt zugleich unſere Freyheit, und tritt beſcheiden, wenn wir uns ihm zu unterwerfen ſträuben, zurück und erkennt die ſtärkere Gewalt der Natur. Das Verhältniß des Genius und des Menſchen iſt das Verhältniß des erfahrnen und unerfahrnen Freundes, das Verhältniß des Lehrers und Lehrlings. Doch dieß wird noch einleuchtender werden, wenn wir unterſuchen, auf welchen Theil der Bildung der Genius ſein vorzüglichſtes Augenmerk richtet, oder wozu er eigentlich den Menſchen erzieht.

Zum Theil ſagt uns dieß ſchon der Charakter des Gottes, ſein Wunſch, überall Freude und Wohlwollen zu verbreiten, und die Heiterkeit ſeiner Stirne: aber noch mehr die Art, wie die Alten ſeines Einfluſſes auf die Menſchen erwähnen, und die Verehrung, die er von ihnen fodert. Nicht der Verſtand iſt es, den er erleuchten, nicht die Fackel der Begeiſterung, die er anzünden, nicht der Durſt nach Wiſſenſchaft, den er erwecken will: dafür ſorgen Apoll und die Muſen; ſeine Bemühungen haben einen weniger glänzenden, aber deſto belohnendern, einen einfachern, aber heilſamern Zweck zur Abſicht. Die Menſchen ſollen durch ihn auf ihr Daſeyn aufmerkſam gemacht werden, ſollen durch ihn leben lernen. Die Widerſprüche, die, aus der Unbekanntſchaft mit dieſer Kunſt, oder aus ihrer Vernachläßigung, in unſern Handlungen ſichtbar werden, erzeugten, wie ich oben bemerkte,

höchſt wahrſcheinlich die erſte Idee von Genien; was war natürlicher, als daß man ihnen die Mittheilung und Verbreitung dieſer Kunſt ſelbſt zuſchrieb und ſie zu Aufſehern und Bewahrern des wichtigſten aller Geheimniſſe machte. Ja ſie ſind es unſtreitig, die den Menſchen über die Natur und den Werth der Freude belehren, ſie, denen er die Stimmung verdankt, die ihn für den Genuß derſelben empfänglich macht, ſie, die ihn aufmuntern, dieſe Stimmung ſtets zu erhalten. Dieß lehrt der Ausdruck in ihrer Bildung, dieß ihre Inſignien, dieß ihr Beyſpiel. Bald ſteht er vor uns, der Erinnerer, der liebreiche Genius, fodert uns auf, ihn zu verehren, oder, mit andern Worten, uns des Glücks, wozu uns die Gottheit ſchuf, nicht muthwillig zu berauben; bald blickt er mit ſeelenvollem Auge auf ſeinen Liebling, als ob er ſagen wolle: vergiß mich nicht! denn unſere Leiden und Freuden ſind feſt in einander geſchlungen, und du ſchadeſt, indem du mich betrübeſt, dir ſelbſt; das einemal wendet er ihm zornig den Rücken, weil er das Opfer nicht erhielt, das der Menſch ſich und ihm, an einem frohen Tage, ſchuldig war; das andremal lächelt er zufrieden auf ſeinen Becher Wein, und wäre es auch der erſte und einzige in einem langen Jahre, um ſeinem Freunde einzuſchärfen, daß Vergnüglichkeit die Seele des Lebens ſey, und das ſicherſte Kennzeichen dieſer Tugend, auch das kleine Geſchenk nicht verſchmähen. Alle Symbole des Genius unterſtützen dieſe Deutung und den von ihm entlehnten ſprichwörtlichen Re-

dens-

densarten liegt kein anderer Begriff, als der Begriff der Freude und des frohen Genusses, zum Grunde. Das ganze schöne Bild, das ich oben entwarf, ermuntert, möchte ich sagen, die Sterblichen, den Sinn desselben in ihren Handlungen auszudrücken.

Eben dieser theilnehmende frohe Charakter, durch den man glücklich wird und beglückt, und um dessentwillen der Genius so vorzüglich auf den Namen des Lebensgottes Anspruch macht, offenbart sich auch in einigen andern Wendungen dieser Dichtung. Es ist bekannt, daß die Alten nicht blos den Menschen und den menschlichen Verbindungen und Geschäften Genien zugesellten. Auch bey den Göttern finden wir diese Wesen, in der Gestalt geflügelter Knaben und Jünglinge, und mich dünkt, die Kunst, (denn hier ist sie unsere einzige Führerinn) habe auch dießmal nicht muthwillig gespielt, sondern bedächtig gewählt. Was die Genien bey den Menschen beabsichtigen, eben das suchen sie bey den Göttern, denen sie als Begleiter zugeordnet sind, zu befördern — Heiterkeit, Zufriedenheit, Freude. Darum schmückt sich der Genius des Bacchus mit Trauben und schwingt den Thyrsus, *) darum betrachtet der Genius des Mars das erbeutete Tropäum so wohl-

*) Winkelmanns Denkmähler alter Kunst, Th. I. Absch. 1. K. 4. und auf verschiedenen Gemmen, unter andern in dem Nouus Thesaurus Gemmarum veterum ex insignioribus dactyliothecis selectarum. Romae 1781. Sumtibus Monaldini. Vol. I. Tab. 79.

gefällig, *) darum eilt der Genius Apolls, wenn dieſer der Welt den Tag bringt, mit der Fackel ſo geſchäftig vor ihm voraus, **) darum reicht der Genius der heilenden Pallas der Schlange, die ſich um den Altar windet, ſo dienſtfertig die Schaale. †) Die Neigungen und Wünſche der Unſterblichen ſind die ihrigen und, ſelbige zu unterſtützen, ihr Glück. Auch laſſen ſie es nicht bey dieſen allgemeinen Gefälligkeiten und Dienſtleiſtungen bewenden. Opfernd finden ſie ſich ſogar an dem Altar ihrer Götter ein, und bringen ihnen, als den Weſen von edlerer Natur, Geſchenke. So ſehen wir, auf verſchiedenen Gemmen, den Genius des Gartengottes, wie er ihm bald einen Kranz und bald ein Körbchen mit Früchten biethet, ††) auf andern die Genien der Viktoria und Fortuna, um ihnen ihre Gaben zu überreichen, überall aber in dieſer Sorgfalt und Aufmerkſamkeit das Beſtreben, den Genuß der Götter und die Zahl ihrer angenehmen Stunden zu mehren.

Endlich beweiſen auch die allegoriſchen Vorſtellungen und Bilder der Alten deutlich, daß ſie mit den Genien keine andere Idee, als die meinige, verbanden. Ueberall, wo von Lebensgenuß die

*) Winkelmann am angef. Orte und in dem genannten Theſaurus, Vol. II. Tab. 20. 21.

**) Monumens antiques par M. Barbault. Rome 1783. Pl. 81. Fig. 1.

†) Eben daſelbſt Pl. 31. Fig. 1.

††) Z. B. in Mongaldinis Theſaurus, Vol. II. Tab. 63. 64. 66.

die Rede iſt, rufen ſie ſelbige herbey, überall, wo Annehmlichkeit und Vergnügen ausgedrückt werden ſoll, laſſen ſie ſie als liebliche Knaben flattern. Daher erſcheinen ihre reizendſten Götter, Amor und ſeine Brüder, als Genien, daher zeigt ſich Hymen als ein bekränzter Genius, *) daher werden die Freuden der Jagd durch Genien, die dem Wilde nachſetzen, geſchildert, **) daher ſelbſt die Ausſichten über dem Grabe, durch einen Genius, der in einer tröſtenden Stellung, neben der abgeſchiedenen Pſyche ſteht und ihr die Hand auf die Schulter legt, oder, ſie umarmend, ſich in die Lüfte erhebt, abgebildet. †) Der Charakter der Genien entfernt ſich in allen Darſtellungen der Kunſt von dem Charakter, den ich dem Genius des Lebens beylegte, wenig oder nicht. Liebe zu den Menſchen und Antheil an ihrem Glück und an ihren Freuden ſtrahlt überall, hier mehr, dort minder ſichtbar, hervor. Es iſt ein Geiſt, der aus allen dieſen Allegorien athmet, und eine Idee, die allen zum Grunde liegt.

Und wie hätten auch die Alten ſich in ihr nicht gefallen ſollen, da gerade durch ſie ein ſo ſchönes und ſo harmoniſches Band geknüpft wurde? Der

*) Bey Paſſeri Luc. Vol. I. Tab. 38. Wahrſcheinlich, wie Herder ſchon bemerkt hat, das Bild einer geſtörten Hochzeitfreude.

**) Auguſtini Senenſis Gemmae et Sculpturae depictae. Amſtel. 1685. Tom. II. Tab. 20.

†) Gori Columbar. Liv. Auguſtae. Vorrede und Auszierungen hie und da.

Zusammenhang zwischen Gott und Geschöpf, wie ihn der Weltweise denkt, ist groß und erhaben, aber für den sinnlichen Menschen ein Raum, in dem seine Gedanken unstät umher irren und seine Hoffnungen sich verlieren. Kein Wunder, daß er ihn so gut ausfüllt, als er kann, und in dem Schooße der Phantasie seines Daseyns froher zu werden sucht. Kehren wir doch selbst, was auch der kalte, überlegende Verstand einwendet, von Zeit zu Zeit zu dieser holden Göttinn zurück, und rechtfertigen, durch unser Wohlgefallen an den Dichtungen der Alten, die Wahl und Absicht ihrer Erfinder.

VI.

Versuch einer Vergleichung der deutschen Dichter mit den Griechen und Römern. Von J. J. Hottinger, Prof. in Zürich. Eine von der churfürstlichen deutschen Gesellschaft in Mannheim gekrönte Preisschrift. Mannheim 1789. 364. S. 8.

Unzähligemal hat der Unverstand, die Trägheit oder die Eitelkeit der kultivirten Völker Europens die Frage aufgeworfen: ob die Neuern in Rücksicht auf Genie und Talente den Alten gleich kommen, sie übertreffen oder hinter ihnen zurückbleiben? Nichts kann im Grunde gleichgültiger seyn, als das Resultat dieser Untersuchung. Die Werke der Alten sind nicht das Non plus ultra des menschlichen Geistes, und mancher kühne Versuch hat gezeigt, daß über die Säulen des Herkules hinaus wirthbare Haine der Grazien und Musen zu finden sind. Gesetzt also, wir haben es ihnen gleich gethan, so kann uns dieses nicht berechtigen, den Rath der Trägheit zu hören, und uns auf unsern Lorbeern schlafen zu legen; oder wir haben sie übertroffen, — wohlan, so laßt uns streben, uns selbst zu übertreffen, und dem Ziele der Vollkommenheit immer näher zu rücken. An den Quellen der Musen ist Unersättlichkeit eine Tugend, und wer sich mit wenigem begnügt,

dem wird der Tempel der Unsterblichkeit nicht geöffnet.

Ganz unbeantwortlich und unnütz wird diese Frage, wenn sie so gefaßt wird, wie unsere Nachbarn bey einem berüchtigten Streit über die Vorzüge der Alten und Neuern gethan haben: ob die Natur gegen die erstern oder die letztern freygebiger gewesen, ob sie damals mehr Kraft besessen, große Talente hervorzutreiben und zur Reife zu bringen; ob die Köpfe der Alten besser organisirt gewesen oder die unsrigen; oder, um uns mit Fontenelle auszudrücken: ob die Bäume im Alterthum größer und schöner gewesen, als heut zu Tage?

Aber diese Untersuchung hat eine andere Seite, von der sie an Interesse gewinnt. Bey einer völligen Gleichheit der natürlichen Anlagen werden durch die äußern Umstände die Talente des einen bis zur Vollkommenheit entwickelt, während sie bey dem andern unentfaltet dahinsterben. Was trugen also diese Umstände zur Ausbildung der Alten bey? Wie wirkten Clima, Verfassung, Religion zur Erhöhung und Vervollkommnung ihrer Geisteskräfte? Warum nahmen sie gerade diesen, und keinen andern Weg? Welcher Unterschied findet sich in allen diesen Stücken zwischen ihnen und uns? Was haben wir zum voraus, und was entbehren wir? Was können wir von dem ihrigen zu unserm Eigenthum machen?

Diese Untersuchungen sind von mehrern mit glücklichem Erfolge angestellt worden, und es ergibt sich aus ihnen ohngefähr soviel, daß die Alten oder eigentlich nur die Griechen, als ein sich selbst bilden-

bildendes, aus ſich ſelbſt gleichſam hervorgehendes Volk, beynahe alle Veranlaſſungen hatten, den Geſetzen des Geſchmacks gemäß, und faſt keine oder äußerſt wenige, denſelben entgegen zu arbeiten. Die Werke ihrer klaſſiſchen Dichter waren Kinder einer wahrhaft begeiſterten Einbildungskraft, welche durch einen früh gebildeten, praktiſchen Verſtand gezügelt, aber nicht unterdrückt worden war; ſie waren in dem Gefühl der Wahrheit empfangen und geboren, und darum durchaus mit der Individualität ihrer Schöpfer durchdrungen. Keine Muſter, die als die unabänderliche Norm des Genies und gleichſam als die verſinnlichten Geſetze des Geſchmacks ſelbſt betrachtet wurden, hemmten den Flug ihres Geiſtes oder ſchränkten ihn in willkührliche Gränzen ein.

Wenn alſo gefragt wird: ſind die Neuern den Alten gleich? ſo kann dieſes entweder ſo viel heiſſen, als; haben unſere Werke dieſelbe Form, als die ihrige? das heißt, ſind wir in ihrer Nachahmung glücklich geweſen, wobey zugleich vorausgeſetzt wird, daß das Alterthum alle nachahmungswürdigen Formen erſchöpft habe: oder auch, bringen die Werke der Neuern in der Sphäre, für welche ſie beſtimmt ſind, eben die Wirkung hervor, als die der Alten in der ihrigen? endlich, ſind wir eben ſo wahr, eben ſo original, den Geſetzen des Geſchmacks eben ſo folgſam, als ſie?

Der Verf. der gegenwärtigen Schrift iſt weit entfernt, die Alten von allen Seiten als die untrüglichen Muſter des Schönen anzuſehen. Er iſt

noch weiter entfernt, zu glauben, daß die alten Formen der Poesie die einzigen sind, welche für alle Nationen taugen, und daß zum Beyspiel die tragische Muse nur im aristotelischen Gewande gefallen könne. Hiernach hat er folglich den Werth der Neuern durchaus nicht bestimmen wollen. Eben so wenig konnte die Vergleichung der Wirkung zur Entscheidung der vorgelegten Frage dienen, weil diese Wirkung das Resultat zwey von einander unabhängiger Dinge, des absoluten Werths eines Werks und der Empfänglichkeit der Leser ist. Es blieb ihm also nur noch das dritte übrig, den absoluten Werth der alten und neuern Dichter gegen einander abzuwägen.

Es fällt in die Augen, daß diese ganze Vergleichung nur dann etwas zur Bildung des Geschmacks beytragen kann, wenn sie so angestellt wird, daß man den Werth der zu vergleichenden Dichter einzig und allein nach den Grundsätzen des Schönen und Erhabnen zu bestimmen sucht. Der relative Werth eines jeden, den er nur für sein Zeitalter und seine Nation hat, sollte dabey billig gar nicht in Anschlag kommen, weil er blos auf zufälligen Umständen beruht, nicht aber durch ein reines Geschmacksurtheil bestätigt wird. Wir würden daher einem Schriftsteller, welcher eine solche Schätzung auf sich nähme, rathen, den relativen und absoluten Werth eines jeden mit gleicher Sorgfalt abzuwägen, und die zufälligen Ursachen aufzusuchen, die den wohl- oder übelgegründeten Ruhm eines Dichters unter seinen Zeitgenossen beförderten, oder ihm im Wege

ſtanden. Auch in Sachen des Geſchmacks beſticht eine Autorität von Anſehn nur allzuleicht. Die ehrwürdige Stimme des Alterthums ſcheint überall unſern Glauben zu fodern, auch da, wo ſie kein Recht zu entſcheiden hat. Wir überreden uns auch das zu billigen, und als ſchön zu empfinden, was das Alterthum aus Vorurtheil billigte, entweder weil es ihm nützlich war, oder weil es das Beſſere nicht kannte. Dieſes iſt die Quelle ſo mancher unverſtändigen Nachahmung, welche die Cultur des Geiſtes hemmt; und faſt die einzige Urſache aller Fehler, in welche auch die beſten lateiniſchen Dichter ſo häufig gefallen ſind. Es iſt uns alſo ſehr wichtig, zu wiſſen, wie viel von der Bewunderung, die ein Volk ſeinen Kunſtwerken zollt, Anſpruch auf Allgemeinheit machen kann, und was davon auf die Rechnung individueller Umſtände geſchrieben werden muß. Schon dieſe Abſcheidung allein hat eine Menge Vorurtheile verbannt, die man lange Zeit als Geſetze des Geſchmacks betrachtete, und wird deren noch mehrere verbannen, je öfter und mit je größrer Schärfe ſie angeſtellt wird. Das Zufällige wird dann nicht mehr Gegenſtand der Nachahmung ſeyn, und man wird keinen Formen mehr anhangen, als denen, die mit dem Weſen der Sache unzertrennlich und nothwendig verbunden ſind; man wird nicht mehr auf Treu und Glauben bewundern; man wird die Alten leſen und würdigen, wie ſie es verdienen; aber aus den reichen Bächen des Alterthums wird man in unſer Zeitalter nur ſoviel herüberleiten, als dem Gedei-

hen

hen eines gesunden Geschmacks wahrhaftig zuträglich ist.

Wenn diese Voraussetzungen einige Wahrheit haben, und in der Erfahrung mehrerer Jahrhunderte einige Bestätigung finden, so würde jene Vergleichung der Alten und Neuern theils eine allgemeine, theils eine besondere seyn müssen. Eine allgemeine, welche überhaupt die Ursachen aufzählte, welche im Alterthum und in den neuern Zeiten die Dichtkunst beförderten oder zurückhielten, welche ihr die verschiedenen Richtungen gab, die sie nahm; und welche endlich die Nation für die Wahrnehmung des Schönen empfänglicher oder stumpfer machten. Eine besondere — welche die Entstehung der Gattungen und der einzelnen Kunstwerke beleuchtete, den Werth der letztern nach den allgemeinen Gesetzen des Geschmacks bestimmte, und ihn mit der Wirkung vergliche, den sie wirklich hervorbrachten, und wenn diese unerwartet groß oder unverdient gering erscheint, die Ursachen dieser Erscheinung aufsuchte.

Wir sehen sehr wohl ein, daß diese Foderungen so leicht nicht zu erfüllen sind. Nur ein Mann könnte ihnen Genüge leisten, bey dem sich ein eben so sicherer als vielumfassender Geschmack mit den ausgebreitetsten und gründlichsten Kenntnissen und mit dem philosophischsten Scharfsinne vereinigte. Nur ein solcher Mann könnte von Autoritäten ungeblendet, von großen Namen nicht geschreckt, die Wage der Kritik mit sichern Händen halten, und die Verdienste beyder Partheyen mit gleicher

Genauig-

Genauigkeit abwägen. Hr. Hottinger hat sich nicht nur als gründlicher Gelehrter, sondern auch als geschmackvoller, scharfsinniger Kunstrichter gleichen Ruhm erworben, und er hätte vielleicht ein Werk geliefert, wie das, dessen Plan wir entwarfen, wenn ihn nicht der Zweck seiner Schrift auf einen andern, unstreitig bequemern Weg geleitet hätte. Die churfürstliche Gesellschaft legte die Frage vor: In welchen Dichtungsarten die Griechen und Römer von den unsrigen erreicht, in welchen sie übertroffen worden? Wir wollen hier nicht wiederholen, was wir von der Zweckmäßigkeit einer solchen Frage schon oben gesagt haben. Genug, Hr. Hottinger mischte sich unter die Streiter und trug den Sieg davon. Die Foderungen der Gesellschaft schienen nun auf nichts weiter zu gehen, als auf Vergleichung der vornehmsten Dichtungsarten, ohne auf ihre Entstehung und die sie bildenden Umstände Rücksicht zu nehmen, und folglich auf eine Vergleichung der vornehmsten Dichter in allen Gattungen der Poesie. Hr. H. entwarf daher eine Charakteristik derselben, in welcher er die Eigenthümlichkeiten eines jeden zu schildern und den Umfang seines Geistes zu messen suchte. Er erklärt sich hierüber selbst an dem Schlusse seines Werkes: „Wenn hierüber etwas bestimmt werden konnte, so mußte es durch Vergleichung geschehen. Allein auch diese konnte freylich nicht immer sicher genug zu diesem Ziele führen. So manche Verschiedenheit zwischen den Alten und Neuern, welche Cultur, Sprache, Clima, politische und reli-

religiöse Verfassung an die Hand geben, und überdieß noch manche äußere Umstände und Veränderungen, welche ich theils in der Einleitung berührt, theils in der Abhandlung selbst angedeutet habe, alles dieses mußte die Vergleichung oft schwierig und die Schätzung unsicher und schwankend machen. Dieß liegt so nahe, daß es wahrer Eigendünkel wäre, zu wähnen, daß eine Gesellschaft würdiger und einsichtsvoller Gelehrten daran nicht sollte gedacht haben. Allein, wenn die Gesellschaft diese Betrachtungen, welche meistens mehr auf einzelne Fächer, als auf das Ganze gehen, nicht erheblich genug fand, um deswegen die Frage aufzugeben; wenn die Vergleichung, worauf jene leiten mußte, auch da, wo sie blos treffende Charakteristik ist, in ihren Augen noch immer einen entschiedenen Werth hatte, so würde es, denke ich, auch mehr Pedanterie als kritische Genauigkeit heißen, die Sache schärfer nehmen zu wollen, als sie gegeben ist. Und so darf ich immer hoffen, auch da, wo meine Vergleichung den Schein der Parallele nicht halten konnte, dennoch nicht blos mein Faß im Kranium auf und niedergewälzt zu haben."

Unstreitig enthalten diese Vergleichungen eine Menge feiner Bemerkungen und treffender Urtheile, wie es von diesem Schriftsteller leicht zu erwarten war. In den meisten Fällen hat er, unserm Urtheile nach, das Eigenthümliche eines Dichters mit einem glücklichen Blicke gefaßt. Aber auf der andern Seite scheint uns der begeisterte Deklamator, der bewundernde Panegyrist, ein wenig allzu-

allzuoft an die Stelle des ruhigen Kritikers getreten zu seyn. Aus poetischen Bildern und angehäuften Figuren faßt man die wahre Gestalt eines Dichters selten auf. Auch verlangt der Dichter zwar einen der Begeisterung empfänglichen Leser, aber er will einen kaltblütigen Kunstrichter, der das schnelle Urtheil der Empfindung langsam zu prüfen und zu analysiren im Stande ist.

In diesen Fehler ist Hr. H. gleich in der ersten Schilderung gefallen, die er unternimmt. In der Charakteristik Homers sind manche wirkliche Vorzüge dieses Dichters zu unbestimmt angedeutet, andere sind, unserm Gefühl nach übertrieben, noch andere sind gar nicht berührt. „So groß Homer an Genie ist, sagt der Verf., so reich und mannichfaltig ist auch der Vorrath seiner Ideen; so erstaunenswürdig die Kraft seines Geistes ist, so bewundernswürdig ist seine Geschlankigkeit. Jeder Sache weiß er den ihr eigenthümlichen Ton und Farbe zu geben. Bald erhebt er sich raschen Flugs über die Wolken, bald wiegt er sich auf gespannten Schwingen, und bald streicht er über die Fläche hin, ohne sie zu berühren.“ Es ist ganz unstreitig, daß die große Eigenthümlichkeit des Ausdrucks eine der auffallendesten Eigenschaften der Homerischen Gedichte ist. Niemand war von dem Kunstgriff der Rhetoren, triviale Gedanken und niedrige Gegenstände durch den Schwulst der Worte erheben zu wollen, weiter entfernt, als Homer. Auf der andern Seite läßt sich aber auch durchaus nicht läugnen, daß er — ein Dichter eines rohen Zeitalters

alters — unter den Sachen nicht immer die Auswahl zu treffen weiß, die eine der ersten Foderungen des gebildeten Geschmackes ist. Nur wenige Dinge mochten ihm unedel, niedrig und ekelhaft seyn. Worauf ihn die Sache führte, und was ihm seine lebendige Einbildungskraft vor die Augen stellt, das trug er kein Bedenken zu nennen oder zu schildern; und daß er das Niedrige und Unedle nicht durch den Schmuck der Worte zu verstecken suchte, zeigte hinlänglich an, daß er die Existenz eines ekeln Geschmacks nicht einmal geahndet habe. Wenn daher Hr. H. sagt, dieser Dichter streiche über die Fläche weg, ohne sie zu berühren, so behauptet er etwas, das sich bey der Lectüre Homers nicht bestätigt. Wir wollen lieber offenherzig gestehen, daß die Schwingen dieses Dichters zuweilen den Sumpf berühren, aber sich auch von da wiederum mit rascher Kühnheit emporschwingen, und in den Regionen der Himmlischen schweben: wir wollen zugleich gestehen, daß diese Sünden gegen den guten Geschmack, weit entfernt die Achtung zu schwächen, welche Homer verdient, uns das Bild des ehrwürdigen Alterthums desto lebhafter vor die Augen bringen, und daß sich in ihnen die aufgehende Morgenröthe des Geschmacks, die Scheidung des Lichts von der Finsterniß in einem Kopfe der ersten Größe nur desto mehr offenbart. — Der Verf. fährt fort: „In ihm vereinigen sich alle Kenntnisse seines Zeitalters. Lykurg fand in ihm den Gesetzgeber, Demosthenes den Redner, Alexander den Taktiker. Vielleicht

haben

haben auch einige seiner neuern Bewunderer mehr in ihm gefunden, als in der That da zu suchen war. Genug, sein Reichthum ist groß und ungemein die nüchterne Klugheit, mit welcher er seine Schätze ausspendet.“ Die Gelehrsamkeit eines Dichters kann bey einer allgemeinen Würdigung seines Werths eigentlich gar nicht in Betrachtung gezogen werden; am allerwenigsten aber doch wohl die, welche nur von seinen Lesern hineingelegt ward. Die Griechen fanden in ihrem Homer freylich alles, was sie darin finden wollten. Diesem unendlich schätzbaren und ehrwürdigen Werke lieh jeder, was er selbst besaß; er legte einen Schatz bey dem Dichter nieder, den er bald wieder als ein wohlthätiges Anlehen von ihm empfangen zu haben vorgab. Wenn Alexander die Grundsätze der Taktik und Lykurg die Principien der Gesetzgebung in wenigen Zeilen Homers gefunden haben, so sind wir mit noch weit mehrerem Grunde berechtigt, die Messiade als den Inbegriff unserer ganzen Theologie, aller Theile der Philosophie und einer zahllosen Menge anderer Wissenschaften anzusehen. „Wie abwechselnd, heißt es ferner, sind nicht seine Auftritte, wie mannichfaltig, und bald abstechend, bald fein nüancirt seine Charaktere, wie reich und doch unüberladen seine Gemälde, wie bestimmt jeder, auch der kleinste Pinselzug; wie ausführlich sein Detail, ohne müßige Künsteley und kleinliche Aengstlichkeit.“ Von dieser Seite zeigt sich Homer ohne Zweifel am meisten als Dichter und von dieser haben ihn alle Jahrhunderte mit dem größten Rechte

bewundert. An Lebhaftigkeit der Einbildungskraft kam ihm kein Dichter der spätern Zeiten gleich. Wie die Kinder, sah er jeden Gegenstand, dessen er Erwähnung thut, vor seiner Seele vorüberziehen. Körperliche Gegenstände weiß niemand dichterischer zu malen, als er. Und doch dürfte seine Manier in unserm Zeitalter ihr Glück nicht mehr machen. Viele seiner Details dürften uns überflüßig scheinen, und wir würden bey der öftern Malerey in die Sinne fallender Gegenstände leichter ermüden, als die sinnlichern Griechen, deren Phander Einbildungskraft dieses Dichters in einem bessern Verhältnisse stand.

Bey der Vergleichung Klopstocks mit Homer verliert sich der Verf. in unbestimmten Bildern; er spricht als Dichter, nicht als Kritiker. Was soll man sich dabey denken, wenn es heißt: „Klopstock ist ein hoher Felsenstrom, der von Klippen auf Klippen herabstürzt. Selbst im tiefen Thale strömt er stets donnernd zwischen steilen Gebirgen und schauerlichen Tannenwäldern daher.“ Einige Fehler der Messiade, die in die Augen fallendsten, werden mit Grunde gerügt; aber ein Vorzug Klopstocks, der zugleich die Verschiedenheit des homerischen und unsers Zeitalters kenntlich macht, ist aus den Augen gelassen. Wenn Homer unter allen Dichtern sinnliche Gegenstände mit der meisten Energie zu schildern versteht, so versinnlicht keiner das Geistige und Moralische so treflich, als Klopstock.

In

In der Schilderung des Virgiliſchen Charakters ſind wir faſt ganz mit Hrn. H. einſtimmig. Nur wenn es heißt, der Römer ſey dem Griechen an Stärke und Dauer der Begeiſterung überlegen, ſo können wir dieſes nicht ohne Einſchränkung zugeſtehen. Wenn von derjenigen Begeiſterung die Rede iſt, welche aus Betrachtung des Gegenſtands ſelbſt entſpringt, welche den Dichter über ſich ſelbſt erhebt, und den Leſer mit ſich emporreißt, ſo muß man geſtehen, daß ſie den Römer ſo gar oft nicht anwandelt, der mehr ſeine Leſer, als ſeinen Gegenſtand vor Augen gehabt zu haben ſcheint. Aber es gibt noch eine andere Begeiſterung, welche der Dichter zu ſeinem Gegenſtande mitbringt; eine Erhebung der Seele, von zufälligen Umſtänden erzeugt, wie z. B. durch den Gedanken an den Beyfall der Nachwelt; ein Gefühl der Größe, die er ſeinem Stoffe mittheilt, aber nicht von ihm empfängt. Dieſe Begeiſterung, welcher man billig den Namen der rhetoriſchen gibt, welche ihrer Natur und ihrem Urſprunge nach Bewunderung und Staunen erzeugt, aber keine Wärme hervorbringt, iſt diejenige, welche faſt überall beym Virgil herrſcht, und welche eben darum ſo anhaltend iſt, weil ſie von der Willkühr des Dichters abhängt.

Dieſen Abſchnitt beſchließt der Verf. mit einer ſchönen und treffenden Schilderung der Wielandiſchen Muſe, und geht von da zu der Fabel über. Das Eigenthümliche der Fabeln Aeſops wird mit Recht in die genaue Beziehung des Bildes und Gegenbildes und in die daraus entſtehende Evidenz

und Richtigkeit gesetzt. Die neuen Fabulisten, sagt er, schlagen einen doppelten Weg ein, deren jeder zu Abwegen führt. Bald setzen sie zuerst die Wahrheit fest, die sie in der Fabel zu versinnlichen meynen; oder die Dichtung entspinnt sich eher bey ihnen, als sie die daraus fließende Wahrheit denken. Im ersten Fall wird die Dichtung bald gesucht, bald frostig ausfallen, und die Wahrheit aus ihr mehr durchdämmern als hervorstralen; im zweyten Falle modifizirt sich die Geschichte wo nicht schon in der ersten Anlage, doch wenigstens unter der Ausarbeitung so, daß die Wahrheit dazu nicht mehr von allen Seiten paßt, oder, wenn auch dieser Fehler vermieden bleibt, so wird die um ihrer selbst willen bearbeitete Erzählung, durch ihren vielleicht nicht immer zweckmäßigen Schmuck, die Aufmerksamkeit des Lesers zu sehr auf sich ziehen, und die Wirkung der Wahrheit, welche doch die Seele der Fabel ist, merklich schwächen.

Dieses letztere ist etwas sonderbar gesagt. Wie? es sollte ein Fehler einer Erzählung seyn, wenn sie die Aufmerksamkeit zu sehr auf sich zieht? Der Fabulist sollte das Interesse, welches sie einflößt, absichtlich schwächen, um der in ihr liegenden kalten Moral bessern Eingang zu schaffen? Der Rückblick auf diese sollte die Phantasie des Dichters immer hemmen und gängeln, und die Fabel sollte gleichwohl noch ein Gedicht seyn?

Daß die Moral die Seele der Fabel sey, scheint uns ein Irrthum, der eine Menge anderer Irrthümer in der Theorie dieser Dichtungsart erzeugt hat. Wird

die

die Fabel um des moraliſchen Satzes willen erfunden, ſo hört ſie ſogleich auf, eine Stelle in den Dichtungsarten einzunehmen. Aber es iſt hier nicht der Ort, uns hierüber weitläuftig auszubreiten. Vielleicht finden wir bald eine beſſere Gelegenheit, unſere Ideen über das Weſen der Fabel genauer zu entwickeln.

Unter den deutſchen Fabuliſten findet Hr. H. keinen einzigen, den er dem Phrygier an die Seite zu ſetzen wage. Dem einen fehlt es an Bedeutung, dem andern an Zweckmäßigkeit, dem dritten an Einfalt. Aber als Hr. H. den poetiſchen Charakter Aeſops entwarf, wählte er da nicht auch die vorzüglichſten Stücke aus der unter ſeinem Namen vorhandenen Sammlung aus? und ſollten ſich nicht bey Lichtwehr, Gellert, Leſſing und Hagedorn, nach Abzug des minder Vollkommnen, noch eben ſo viel vortrefliche Fabeln finden, als beym Aeſop?

Die Reihe kömmt hierauf an das Hirtengedicht. Hier war die Wahl der Kämpfer nicht ſchwer. Bion und Moſchus hätten neben Theokrit gar nicht genannt werden ſollen — Wie kann man die Europa, den Adonis, die Megara zu der Claſſe der bukoliſchen Gedichte rechnen? und wie kann man es ſich einfallen laſſen, den Styl und die Manier dieſer Dichter nach einer Gattung zu beurtheilen, zu welcher ſie nicht haben gerechnet ſeyn wollen? So bleibt alſo bey den Griechen niemand, als Theokrit übrig. Hr. H. ſondert bey ihm mit Recht die Hymnen, Oden, Epithalamien u. ſ. w. von den eigentlichen bukoliſchen Stü-

cken ab. Aber auch in dem, was noch übrig bleibt, hätten wir eine sorgfältigere Scheidung gewünscht. Der Verf. erklärt den Thyrsis, die Zauberinn, und die Syrakusanerinnen für die besten Werke Theokrits. Nun sind aber die beyden letztern erweislich nicht bukolisch, und sie können also nicht zum Maaßstabe dienen, den Werth eines bukolischen Dichters nach ihnen zu bestimmen.

Das alexandrinische Zeitalter, diese merkwürdige Epoche in der Geschichte der Cultur des menschlichen Verstandes, zeichnet sich ganz vorzüglich durch die Wahl der Gegenstände aus, bey denen die Dichter dieser Zeit verweilten. Da die hohen Berge und die sonnigen Hügel von den guten Köpfen der Vorzeit eingenommen schienen, so suchten die alexandrinischen Dichter die dunkeln Thäler, die wüsten und einsamen Steppen auf. Das Genie galt wenig, die Kunst alles. Einen großen und wichtigen Gegenstand dem Interesse des Lesers nahe zu legen, das schien wenig; aber die Aufmerksamkeit desselben auf Kleinigkeiten zu richten, war eine schwerere Aufgabe, welche die witzigen Köpfe dieser Zeit zu lösen wetteiferten. Indeß einige Hexametristen trockne Gelehrsamkeit durch den Schmuck der poetischen Sprache aufputzten, fiel Theokrit, mit einer glücklichen Wahl, auf die Schilderung des gemeinen Lebens, und vornemlich die Darstellung der Hirtensitten seiner Zeit.

Diesem Zwecke gemäß, suchte er die Natur so treu als möglich nachzubilden, und Hr. H. hat Recht,

Recht, wenn er von den dargeſtellten Sitten ſagt, ſie wären ganz Natur und Einfalt, von einer auffallenden Wahrheit und tief aus dem Hirtenleben gegriffen. Hiervon trage ihre Plauderhaftigkeit, ihre Hohnneckereyen, ihr beißender Spott, ihre Leidenſchaftlichkeit, ihr Aberglaube das unverkennliche Gepräge. Aber er hat Unrecht, wenn er es einigen Kunſtrichtern verdenkt, daß ſie in dieſer treuen Darſtellung nicht immer eine ſchöne Darſtellung finden können.

Wenn dieſe ſuperfeinen Kenner, wie der Verfaſſer ſie nennt, im Theokrit nichts weiter anſtößig fänden, als daß er Rinder- und Kälberhirten nicht wie arkadiſche Schäfer, oder wie witzige Städter, die ſich nur zur Kurzweil in Schäfertracht geworfen haben, ſprechen und fühlen läßt; ſo würden ſie freylich durch dieſes Raiſonnement ihre Anſprüche auf Kennerſchaft wenig bewieſen haben. Wir ſind weit entfernt, in dieſes Urtheil einzuſtimmen, und Fontenelliſche Schäfer den Theokritiſchen vorzuziehen. Aber bey der Vergleichung zweyer Extremen wird durch die Verdammung des einen der Werth des andern noch nicht dargethan. Nicht jede treue Schilderung der Natur iſt ſchön, und wenn Theokrit die Lebensweiſe der Hirten ſeines Landes in ihrer ganzen Wahrheit dargeſtellt hat, ſo iſt ſchon a priori tauſend gegen Eines zu wetten, daß in dieſe treue Darſtellung mancher Zug eingelaufen ſeyn werde, der dem guten Geſchmack mit vollem Rechte anſtößig iſt. Einheit iſt das unnachläßliche Geſetz des Geſchmacks, und indem der

Dichter einzelne Massen aus dem Ganzen der Natur aushebt, muß er sie von allen dem zu reinigen wissen, was nur in der Verbindung mit dem Ganzen der Natur Einheit hat, und aus diesem herausgehoben, widersprechend, zwecklos und widerlich ist. Daher scheinen uns einmal ganze Gedichte Theokrits verwerflich, welche kein Ganzes bilden, wiewohl sie treue Copien der Natur seyn mögen, wie z. B. mehrere Wechsellieder, in denen weder Plan noch Zusammenhang ist; zweytens verdienen einzelne Züge das Verdammungsurtheil des Geschmacks, weil sie an sich ekelhaft, niedrig, plump, und mit der übrigen schönen Natur, mit der den Hirten beygelegten Empfindsamkeit, in einer auffallenden Disharmonie stehen. Daß sich selbst ein feindenkender und gebildeter Mensch im gemeinen Leben einen platten, unanständigen Ausdruck erlaubt, ist zwar keine so große Seltenheit; aber für den Dichter ist dieses eine schlechte Entschuldigung, der in dem Augenblicke aufhört, seinen Namen zu verdienen, als er das Niedrige mit dem Schönen vermengt, und die Wahrscheinlichkeit der Poesie mit der Wahrheit des gemeinen Lebens verwechselt. In den Ungezogenheiten und Polissonerien der fünften Idylle, in dem niedrigen Bilde des Ziegenhirten im Thyrsis, an den Maulschellen, die ein Liebhaber seinem Mädchen gibt, mag, wer da will, die unverdorbene Natur und die kindlichste Naivetät bewundern; wir werden uns nie bereden lassen, das für einen Gegenstand schöner Darstellung zu halten, was

nach

nach dem Urtheile der ganzen Welt unanſtändig und pöbelhaft iſt.

Ueber die gegenübergeſtellte Charakteriſtik der Geßneriſchen Poeſie haben wir nichts zu ſagen, als daß ſie vortreflich gerathen iſt.

Im Luſtſpiel iſt der deutſchen Poeſie durch die verzehrende Zeit eine Vergleichung erſpart worden. Ariſtophanes iſt nur als Satyriker, nicht als dramatiſcher Dichter groß; die Meiſterſtücke Menanders aber haben ſich nur in den Nachbildungen des Terenz und Plautus erhalten. Der erſtere iſt in jeder Rückſicht ein fürchterlicher Mitſtreiter um den dramatiſchen Kranz. Er führte zuerſt in Rom die komiſche Muſe in die gute Geſellſchaft ein, und beſtimmte die ſchmale Gränze des Witzigen und des Poſſenhaften mit untrüglicher Sicherheit. So wie Arbuſcula den Tadel der Gallerie nicht achtete, wenn die Bank der Ritter ihr Beyfall klatſchte, ſo wagte es auch Terenz durch einen ernſthaften Ton und eine gänzliche Entfernung von aller Plautiniſchen Scurrilität dem Volke zu misfallen, um dem gebildeten Geſchmack der beſſern Claſſe Genüge zu thun. In der Feinheit und Delikateſſe findet Hr. H. das charakteriſtiſche Unterſcheidungszeichen des Terenz. „Wenn ſie, ſagt er, nur hin und wieder zu finden wäre, ſo würde ſie den Vorwurf ſeiner Neider begünſtigen, daß ihn Afrikanus Hand in ſeinen Luſtſpielen geleitet habe. Allein ſie iſt dem Ganzen eingehaucht, und athmet im Ganzen. Anlage, Charaktere, Dialog, Beobachtungen, Scherze, Sittenſprüche, Aus-

druck, jede Zeile und beynahe jedes Wort ist damit gestempelt."

Der Verf. findet sich in Verlegenheit, wen er dem Terenz entgegenstellen soll. Denn mit Einem oder zwey Lustspielen sey der Streit nicht entschieden. Von Lessings Werken können nur Minna von Barnhelm und Nathan hierhergezogen werden. Der Nathan aber, eines der vortreflichsten Werke, welches an den Strahlen der reinsten Vernunft, des richtigsten Geschmacks und der zartesten Empfindung gereift ist; „dieser Codex für die Menschheit, worin ihr die wichtigsten Wahrheiten, zur Beschämung voriger und zur Belehrung künftiger Zeiten, niedergelegt sind;" dieses Meisterstück des deutschen Geistes steht für sich allein und macht eine eigene Gattung aus, in welcher es keinen Mitstreiter findet. Es ist ein Drama von zu heterogener Art, als daß es mit den Lustspielen eines Plautus oder Terenz zusammengestellt und ohne Profanation verglichen werden könnte. In Lessings übrigen Stücken aber, selbst in der Minna von Barnhelm, vermißt man bey allen Vorzügen, deren die Kritik in jeder Zeile bemerkt, jene Lebenswärme, welche das schöpferische Genie seinen Werken einhaucht, und die sich Lessing selbst, gewiß nicht blos aus Bescheidenheit, absprach.

Bey der Vergleichung des Trauerspiels findet sich eine neue Schwierigkeit. Es gibt kein rechtes Maaß, welches man den Trauerspielen der Alten und Neuern schicklich anpassen könnte; beyde sind von verschiedener Natur. Nur etwa mit der Oper

kömmt

kömmt die Tragödie der Griechen überein. Menschen aus einem entferntern Zeitalter, aus einer höhern Sphäre; eine Begebenheit aus einer andern Welt; eine Handlung im Angesichte des versammelten Volks. Dieses alles mit Musik, Tanz und Gesang verbunden, mußte eine Illusion hervorbringen, welche den griechischen Zuschauer in das Heldenalter hinüberzauberte. Hieraus, setzt Hr. H. hinzu, läßt sich die ganze übrige Verschiedenheit des griechischen Trauerspiels von dem neuern ungezwungen ableiten. Jenes hatte ein Nationalinteresse; dieses hat meistens nur ein Interesse der Menschheit. Der Zweck des einen war mehr politisch; der des andern ist mehr moralisch. Aristoteles hält die Fabel für den wichtigsten Theil des Trauerspiels, die neuern Kunstrichter halten die Charaktere und Sitten dafür.

Nach einer umständlichen Darstellung des ganzen Zustands der tragischen Bühne bey den Alten, glaubt der Verf. auch hier dem Alterthum den Preis zugestehen zu müssen, weil die Alten ungleich mehr Schwierigkeiten zu besiegen hatten, und ihre Gattung mehr Genie und Kunst erheischt, als die Gattung der Neuern. Hätte der Verf. das Meisterstück der deutschen tragischen Bühne gekannt, in welchem sich die eigensinnige Kunst mit dem fesselfreyen Genie schwesterlich vereinigt; in welchem der Geist des Alterthums nicht minder stark, als in dem besten Trauerspiele der Griechen weht, und welches mit griechischer Simplizität den philosophischen Geist, die Aufklärung und Kenntnisse

nisse des achtzehnten Jahrhunderts paart; hätte dieser Hellanodike die Iphigenie von Tauris gekannt, wir glauben, seine Hand würde gezögert, und er würde den Kranz, ohne ihn einem seiner Mitstreiter auf das Haupt zu drücken, auf den Altar der tragischen Muse niedergelegt haben.

Mit dem meisten Ruhm zeigt sich wohl die deutsche Dichtkunst neben der Dichtkunst der Alten in dem lyrischen Fach. Hr. H. stellt Ramler, Klopstock und Utz neben Horaz und Pindar auf. Er verweilt hauptsächlich bey dem letztern, um den Gesichtspunkt festzusetzen, aus welchem dieser originale Dichter von uns betrachtet werden muß, in dem man oft nichts weiter, als einen Herold des Sieges und der Sieger zu finden geglaubt hat. So schön nun aber auch hier gezeigt wird, wie sich die meisten Einwürfe, die man gegen Pindar macht, von selbst beantworten, wenn man ihn mit dem Geiste des Alterthums liest; wie sich die vermeinte Unordnung in Harmonie, die regellose Verwirrung in Kunst verwandelt, so können wir doch nicht zugeben, was Hr. H. behauptet, daß ein geübtes Auge in Pindars Oden meistentheils leichte Uebergänge und schöne Plane entdecken werde. Pindar durchläuft in seinen meisten Oden dreyerley Gegenstände, das Lob des Siegers, den Ruhm seiner Ahnen und seiner Vaterstadt; diesem wird oft noch etwas zum Preiß des Kampfspiels hinzugefügt. Meistentheils setzt er diese Dinge, unbekümmert um Verbindung und Uebergang, zusammen; und so kömmt es, daß wir in vielen seiner

ner Oden nur Einheit der Veranlaſſung, nicht aber Einheit des Inhalts finden. Eben ſo wenig möchten wir glauben, daß der charakteriſtiſche Zug dieſes Dichters in dem taumelvollen Entzücken beſtehe, welches die trunkne Seele deſſelben beherrſche, und ihm die Kühnheit eingebe, womit er beherzt jede Gefahr überſpringt. Bey einer mehrmaligen Lektüre des Pindars haben wir doch den heftigen Taumel der Begeiſterung nicht bemerkt, von dem man ſo viel ſpricht, und der ſo vieles erklären ſoll. Immer glaubten wir dagegen einen Ton der Feyerlichkeit zu vernehmen, und weit mehr die Accente ſtiller Erhabenheit, als die kühnen Ausrufungen und die wilden Ergießungen einer trunknen Begeiſterung zu hören. Und wie ſollte auch dieſe letztere mit der religiöſen Veranlaſſung der pindariſchen Hymnen beſtehen können? Mit religiöſen Empfindungen erfüllt, hebt der Dichter ſeine meiſten Lieder an, und dieſer im Eingang angeſtimmte Ton erhält ſich gemeiniglich bis an das Ende derſelben. Endlich iſt auch die Kühnheit des Ausdrucks dem Pindar nicht allein eigen, ſondern ſie iſt ein charakteriſtiſches Kennzeichen ſeiner Zeit; und wenn wir hier die Wahrheit geſtehen ſollen, ſo finden wir bey einer Menge vortreflicher Bilder und kühner Tropen manches, was nur eine Frucht des Zwanges, der rhetoriſchen Anſtrengung und einer erkünſtelten Begeiſterung iſt.

Von der Charakteriſtik der Horaziſchen Oden heben wir folgende Stelle aus: „Was eines der größten Verdienſte Horazens iſt, und ihn über alle

Lyriker erhebt, eben daſſelbe kann leicht zu einem ſchiefen Urtheile von ſeinem Genie mißleiten, ich meine ſeine ganz tadelloſe Korrektheit. Alles ſcheint bey ihm ſo gedacht als empfunden. Jedes Bild iſt gemeſſen, jeder Gedanke geprüft, jeder Ausdruck gewogen, jeder Laut nach dem Urtheile des ſtolzeſten Ohres gerichtet. Er iſt reich, ohne jemals verſchwenderiſch, erhaben ohne ſchwülſtig, geſchmückt ohne gekünſtelt, fein ohne geſucht, korrekt ohne ängſtlich, natürlich ohne nachläßig, gedrängt ohne dunkel, und naiv ohne platt zu werden. Das Glück der Kühnheit, welches Quintilian an ihm rühmt, iſt nicht das blinde Glück eines Waghalſes, der, wenn ihm ſein Streich auch gelungen iſt, uns ungewiß läßt, ob wir ihn mehr tadeln, als bewundern ſollen. Es iſt die ruhige Zuverſicht eines Mannes, der ſeine Kräfte gemeſſen hat, und ſeines Erfolgs gewiß iſt.“

Wenn wir keinen Pindar haben, wenigſtens keinen Dichter, der ſich ſchicklich mit ihm vergleichen ließe; und wie ſollten auch unſre Zeiten und unſre Verhältniſſe durch ſich ſelbſt und ohne die Affektation der Nachahmung eine pindariſche Ode hervorbringen können? wenn wir auch keinen ganzen Horaz haben, ſo ſind uns Klopſtock, Ramler und Uz zuſammengenommen doch wohl ſo viel als Horaz. Der erſtere wird hier nach ſeinen frühern Oden gewürdigt, in denen noch die meiſte Klarheit und die meiſte wahre Begeiſterung herrſcht. Klopſtock iſt oft ermüdend und, wie es uns ſcheint, vornehmlich darum, weil ſeine Oden faſt durchaus

ein

ein Gewebe allgemeiner Empfindungen und Betrachtungen ſind, ohne andere Verſinnlichung, als die, welche etwa der Schmuck der lyriſchen Sprache verſchaffen ſoll. So ermüdet Pindar bisweilen durch eine ähnliche Anhäufung von allgemeinen Sätzen; aber ſie iſt ſeltner bey ihm, und er beugt dem Ueberdruß durch die Einmiſchung von wirklichen Factis vor, die er auf ſeine locos communes bezieht. Jener Fehler iſt in Klopſtocks ſpätern Oden noch häufiger, und er iſt hier noch überdieß mit einem ſichtbaren Mangel an wahrer Empfindung und reinem Enthuſiasmus gepaart. In der Wahl der Gegenſtände, in Gedanken und Ausdruck herrſcht eine befremdende Künſteley.

Die lyriſche Poeſie iſt die Poeſie des jugendlichen Alters. Bey dem Dichter und bey dem Leſer muß die Phantaſie in ihrer erſten Stärke, die Empfindung in ihrer größten Reizbarkeit ſeyn. Kein Schmuck der Sprache und kein Aufwand der Kunſt kann den Mangel einer wahren Begeiſterung erſetzen, auf welchen der Froſt unmittelbar folgt. Klopſtocks neueſte Oden ſind in einer gewaltſam aufgetriebenen, oft verſchrobenen Sprache geſchrieben; und gleichwohl ſind bey allem Beſtreben des Dichters, ſich von dem Gewöhnlichen und Proſaiſchen zu entfernen, ſeine Oden nichts weiter, als Proſa, weil der Geiſt in ihnen fehlt, der den Gedanken bilden, beleben und erheben muß, wenn er dichteriſch werden ſoll. Beynahe dieſelbe Kälte, aber nicht daſſelbe Mißverhältniß zwiſchen Gedanken und Ausdruck, herrſcht in den neueſten Pro-

dukten

dukten eines andern lyrischen Dichters, dessen frühere Werke ewig der Stolz der deutschen Sprache und das Studium des gebildeten Publikums seyn werden. Dieser Dichter schließt sich so genau an den römischen Lyriker an, und steht neben ihm etwa so, wie Horaz neben dem Alcäus stehen mochte.

Wenn Hr. H. im nächsten Abschnitte vom Liede sagt, Homer und Pindar könnten eher ihres Gleichen finden, als Anakreon, so wie die Nachwelt einen la Fontaine oder Wieland gewiß später sehen würde, als einen Dichter, wie Voltaire oder Klopstock; so scheint uns dieses eine von den Behauptungen zu seyn, wie man sie bisweilen einer Wendung zu gefallen wagt, und die man, wenn sie einmal gewagt ist, auf das beste zu unterstützen und auszuschmücken sucht. Die Feinheit, Anmuth und Einfalt, die wir in den wenigen Ueberbleibseln des Anakreon bewundern, verdankt er mehr einem gebildeten Geschmack, als seinem Genie; da hingegen Homer und Pindar der bewundernswürdigen Kraft ihres Genies mehr als dem Geschmack zu danken haben. Warum sollte nun gerade jene Delikatesse des Geschmacks, eines Gemeingutes der ganzen Menschheit, etwas seltneres seyn, als die Größe des lyrischen und epischen Genies? Etwas ganz anders ist es mit la Fontaine. Das, was ihn auszeichnet, ist weder Geschmack noch Genie, sondern ein ihm ganz eigenthümlicher Humor, der mit seinem ganzen Charakter verwebt, in seine Lebensweise eingeflochten, und eben darum unnachahmlich ist. Bey ihm fiel der

Dichter

Dichter mit dem Menschen in eins zusammen und vielleicht allein bey ihm. Aus einem noch andern Grunde steht Wieland unter den Dichtern aller Nationen und Zeiten allein. Arioſt besaß Genie, Tasso Geschmack, die alexandrinischen Dichter Gelehrsamkeit in einem vorzüglichen Grade. Aber noch kein Dichter vereinigte so viel Genie, Geschmack, Gelehrsamkeit und Philosophie, als der Verfasser der Musarion, des Idris und Oberon.

Neben dem Anakreon wird Catull aufgestellt. Hr. H. scheint alle kleinen Gedichte des Römers hierher zu ziehen, von denen doch nur einige wenige den Namen des Lieds verdienen. Die meisten sind bittere Invectiven, lustige Einfälle, oft nur eine plumpe Obscönität. Aber vortreflich wird bemerkt, daß auch seine empfindungsvollen Stücke, gegen das Licht des Anakreontischen Frohsinns gehalten, einen Anstrich von grämlicher Laune haben. Catull hat einige vortrefliche Stücke, aber bey den meisten ist wohl „das zwanglose Air, die Leichtigkeit, wodurch sie uns weiter nichts als Geburten eines glücklichen Zufalls scheinen" das einzige und größte Verdienst.

Von den Deutschen treten Hagedorn, Gleim, Göz und Bürger auf. Hagedorn, der Vater der deutschen Dichtkunst und noch immer einer unsrer besten Liederdichter. Keine Lieder tragen ihren Namen mit größerm Rechte, als die seinigen; denn sie haben ihre Entstehung offenbar einzig und allein den lautersten Empfindungen der Lust und Freude, und den Regungen einer frohmüthigen

Laune, kurz einem Gemüthszuſtande zu danken, welchem das Singen ſo natürlich iſt, weil die Gefühle anfangen laut zu werden. Sein Ton iſt männlich, ſeine Gedanken ſinnreich und ſtark, ſein Ausdruck treffend und körnigt, und der Fall ſeines Verſes immer nachdrucksvoll und gewichtig, ohne ſteif oder ſchwerfällig, raſch und wohlklingend, ohne weich zu ſeyn.“ Von Gleim werden vornehmlich die Lieder nach Anakreon in Betracht gezogen, und wir ſind ſehr des Verf. Meinung, daß dieſe den ſcherzhaften Liedern deſſelben Dichters bey weitem vorgezogen zu werden verdienen. „Dort, heißt es, ſingt der Dichter weniger ſeine Empfindungen, als den Gegenſtand; er hat immer den Chor der Schönen vor ſich, denen er es zu Dank machen will. Die Gedanken ſind gedehnt, der Scherz ermüdend, Witz und Galanterie treten zu oft an die Stelle der griechiſchen Feinheit, und auch der Ausdruck hat zu ſehr die Farbe der geſellſchaftlichen Sprache. In den Liedern nach Anakreon hingegen kommen Kunſt und Einfalt, Witz und Naivetät nicht mit einander ins Gedränge. Denn die Einfalt, welche hier herrſcht, will nicht die Einfalt Anakreons ſeyn, die nicht blos im Einzelnen, ſondern ſchon in dem Plane liegt; und die Naivetät geht hier mit der Cultur des geſellſchaftlichen Lebens durchaus gepaart. Hier iſt jeder maleriſche Zug zweckmäßig, jede beygemiſchte ſchalkhafte Reflexion iſt uns willkommen, und jeder witzige Gedanke ſteht an ſeiner Stelle; denn ſie ſtimmen alle zum Ton des Ganzen, und auch

dieſer

dieſer Ton iſt nicht Anakreons, ſondern des Dichters.“

Der charakteriſtiſche Vorzug von Göz wird in ſeine Delikateſſe, ſeinen feinen Weltton, ſeine Wahl im Ausdruck geſetzt. Er iſt ein Dichter für die große Welt, und folglich für eine kleine Anzahl von Leſern; ſo wie hingegen Bürger der Dichter des Volks und für jede Gattung von Leſern genießbar iſt. Jeder glaubt in den Gedanken und Empfindungen, die er ſingt, ſein Eigenthum zurückzubekommen. Natur, Leichtigkeit, Kühnheit, Zärtlichkeit und Laune zeichnen ihn aus. — Den Schluß macht eine Vergleichung des Tyrtäus und des preußiſchen Grenadiers.

Die didactiſche Poeſie hat unter den Alten das eigne Schickſal gehabt, immer nur in einer Gegend angebaut zu werden, wo die Natur des Bodens den unermüdlichſten Fleiß nur kärglich belohnte. Faſt immer waren es nur wiſſenſchaftliche Gegenſtände, denen ſie durch den Schmuck der Sprache eine poetiſche Geſtalt zu geben ſuchten. Die alexandriniſchen Verſifikatoren, welche das Weſen der Poeſie in Metrum und Sprache ſetzten, verſchmähten keinen Stoff, von welcher Art er auch ſeyn mochte; und ſelten vermochten ſie diejenige Seite deſſelben vorzüglich herauszukehren, welche der Phantaſie die meiſte Nahrung bot. Denn durch einen ſeltſamen Wahn verführt, glaubten ſie ſelbſt um deſto größer zu ſcheinen, je kleiner, unbedeutender und kahler der Gegenſtand ihrer Ampliſikationen war. Die Werke und Tage des

Hesiodus, so ein interessantes Ueberbleibsel der alten Welt sie für uns sind, verdienen eben so wenig den Namen eines Gedichts, als die Sentenzen des Theognis, denen man nichts weiter, als Eleganz und Präzision zugestehen kann. Die spätern Dichter schenkten der Philosophie des Lebens, dem poetischsten von allen Gegenständen, nur wenig Aufmerksamkeit; und sie erschöpften lieber die Kraft ihres Geistes in poetischen Naturgeschichten der Fische, in Beschreibungen der Gestirne und Constellationen, in Zusammenreihung mythologischer, geographischer und cosmogonischer Grillen. Die Römer gingen auch hier Schritt für Schritt ihren griechischen Führern nach. Sie fingen mit Uebersetzungen an und, als sie ihre eignen Kräfte versuchen wollten, geriethen sie durch den Zwang der Nachahmung auf Materien, welche das Genie erstickten, indem sie die Kunst in beständigem Athem erhielten. Lukrez besaß sicherlich einen größern Antheil von jener produktiven Kraft, welche den Dichter macht, als Virgil. Aber bey dem Stoff, den er wählte, hat sein Genie nur allzuselten Gelegenheit, sich zu äußern und aufzustreben. „Beynahe in seinem ganzen Werke, sagt Hr. H., herrscht eine solche Trockenheit und Dürre, daß man, um das Gedicht in wahre eigentliche Prose zu verwandeln, es meistens einzig und allein vom Sylbenmaaß entkleiden darf.“ Wenn er aber sogleich hinzusetzt, es scheine hieran nicht blos die Unfruchtbarkeit des Stoffs schuld zu seyn, denn auch der unfruchtbarste Stoff könne durch die Kraft des

Dichter-

Dichtergenies gehoben werden, ſo ſagt er zwar nichts weiter, als was man in den meiſten Lehrbüchern der ſchönen Wiſſenſchaften lieſt; was aber, unſrer Meinung nach, ein Vorurtheil iſt, dem wir viele unlesbare Gedichte verdanken. Es iſt wahr, auch ein geringfügiger Gegenſtand kann durch die Sprache verſchönert werden; auch von niedrigen Dingen kann man erhaben ſprechen. Aber was entſteht auch daraus, als ein Misklang zwiſchen der Sache und dem Ausdruck, der uns bey aller Bewunderung, die wir der Kunſt des Dichters zollen, ein unwillkührliches Lächeln abnöthigt? Dieſe Empfindung hat ſich uns bey ſehr poetiſchen Stellen des Virgiliſchen Landgedichts häufig aufgedrängt. Wo wir Verſchwendung der Kunſt, wo wir Beſtreben und Anſtrengung ſehen, dem unpoetiſchen Stoff ein poetiſches Gewand überzuwerfen, da iſt kein reiner Schönheitsgenuß, da iſt nichts, als kalte Bewunderung möglich. Wenn je die Kunſt den Mangel an innerm Werthe, an eigner Wirkſamkeit des Stoffes erſetzen könnte, ſo müßte es in den Georgicis ſeyn. Und doch ſind wir von der Lectüre dieſes Meiſterſtücks des rhetoriſirenden Genies niemals weggegangen, ohne zu wünſchen, daß doch kein Dichter ſeine Talente an einem Stoffe verſchwenden möchte, der nicht leicht einen Funken der Begeiſterung in ſeine Seele werfen kann; ja deſſen innere Kälte, wie ſich Hr. H. ſelbſt ausdrückt, in einem ſteten Kampfe mit dem Feuer des Dichters liegt. Warum ſollen die Kräfte des

Genies in diesem unnützen Kampfe abgenutzt werden? Warum sollen sie sich nicht vielmehr mit einem fruchtbaren Stoffe vereinigen, welcher eine freye Aeußerung derselben nicht nur verstattet, sondern der sie auffordert und folglich stärkt?

Von den Lehrgedichten der Deutschen wird hier nur die Musarion in Betrachtung gezogen, ein Werk, dessen Schönheiten, zur Zeit seiner Erscheinung, von einem der ersten Philosophen Deutschlands und dem geschicktesten Analysten des Schönen, in unsrer Bibliothek entwickelt worden sind. Mit diesem Kunstrichter gleichen Schritt zu halten, war nicht wohl möglich; aber wir hätten wenigstens gewünscht, daß die Delikatesse seines Ausdrucks unserm Verf. zum Spiegel gedient hätte. „In die Länge und Queere dogmatisiren; eine wahre Lust ist es zu hören; dem Phanias den Kopf vollends zurechte setzen; das Stiergefechte der Schüler des Zeno und Pythagoras; der erzdumme Kleanth; alles dieses sind Ausdrücke, die sich in eine Kritik der Musarion am wenigsten hätten verirren sollen.

Die Satyre und die poetische Epistel sind beydes ächte Früchte des römischen Bodens. Hier treten auf der einen Seite Horaz, Persius und Juvenal, auf der andern vorzüglich Haller auf. Hr. H. sucht in der Charakteristik der Horazischen Satyre vornehmlich einige Vorurtheile zu widerlegen, die hin und wieder auf die Beurtheilung des Dichters eingewirkt haben. Uns dünkt, daß sie insgesammt aus Einem Irrthum geflossen sind.

Man

Man nahm an, Horaz ziehe gefliſſentlich gegen die Thorheiten ſeines Zeitalters zu Felde, und folglich ſey Unterricht, Belehrung und Beſſerung der Zweck ſeiner Muſe. So betrachtet, ſchien manchem ſein Salz unſchmackhaft und ſein Witz zu matt; ſo fand man freylich oft einen Mangel an Plan und Zweckmäßigkeit. Wer aber im Horaz nichts weiter finden will, als das, wofür er ſich ſelbſt gibt, einen philoſophiſchen Beſchauer des wirklichen Lebens; einen Mann von Sentiment, der über alles, was ihm in die Augen fällt, reflectirt, und alles in ſeinen eigenen Vortheil zu verwenden ſucht; einen Mann von Laune, der freylich öftrer Gelegenheit findet, die Handlungen der Menſchen zu belächeln, als ſie anzuſtaunen; der wird dieſen Dichter nie in die Hand nehmen, ohne neues Vergnügen aus ihm zu ſchöpfen, ohne ihn von neuem zu bewundern, und ohne ſelbſt an Einſicht und moraliſcher Vollkommenheit zu wachſen.

Eine ganz andere Geſtalt bekam die Sache unter den Händen des Juvenal. Er brauchte ſie als ein verwundendes Geſchoß. Horazens Anmuth und Liebenswürdigkeit, dieſe ihm eignen Grazien, entflohen bey dem Anblicke der entrüſteten Muſe. Zu den Satyren des erſtern kehrt man auch nach wiederholter Lektüre gerne zurück; denn wir finden den Dichter, deſſen Charakter wir lieben, in ſeinen Werken wieder. Juvenals Invektiven hingegen ermüden ſehr geſchwind; nicht weil es ihnen an Kraft und Nachdruck fehlt, ſondern weil ſie deſſen allzuviel haben. Dazu iſt ſeine Begei-

sterung, wenn uns nicht alles trügt, nicht sowohl, wie er uns glauben machen möchte, Zorn, Unwillen und Abscheu, als vielmehr jene Begierde durch das Neue, das Ueberraschende, das Riesenförmige in Erstaunen zu setzen; eine Begierde, die den besten Köpfen seines Zeitalters eigen war. Wir sehen gar zu oft den deklamirenden Rhetor, der jeden Gedanken aufschwellt und amplifizirt, keine Materie berührt, ohne sie zu erschöpfen, alles von allen Seiten zeigt, und die Kraft seines Ausdrucks selbst mit Wohlgefallen anstaunt. Das Vergnügen, welches aus der Kenntniß der Sitten, die er schildert, oder wohl gar aus der Vergleichung derselben mit den Sitten unsrer großen Städte entspringt, kann, als zufällig, bey der Beurtheilung seines Werths in keine Betrachtung gezogen werden.

Den Persius setzt unser Verf. in die Mitte zwischen Horaz und Juvenal. „Lebhafter, stärker, gedrungener, als Horaz, hat er weder die zermalmende Kraft, noch das verzehrende Feuer des Juvenal; philosophischer, als dieser, ist er gleichwohl mit der feinen Kunst, der Anmuth, dem leichtgefälligen Gang von jenem ganz unbekannt. Sein philosophisches System ist hart, ungeschmeidig, und seiner Natur nach poetischer Kunst und Darstellung nicht empfänglich. Dagegen versteht er durch Licht und Stärke seine Beweisgründe, durch die Reinheit seiner Moral, und die Wärme seines Gefühls, durch welche sich Gedanken und Ausdruck zuweilen bis zum Erhabenen emporschwingen,

schwingen, innig zu rühren. Auch die Wahl des Ausdrucks und die Sorgfalt, die er auf die Bildung des Verses gewandt hat, ist ein ihm eignes Verdienst. Aber oft artet auch seine Kunst in Raffinement aus. Seine Gleichn[illegible] und Tropen sind zuweilen gesucht, sein Ausdruck oft dunkel und geschraubt."

Mit Persius und Juvenal kann unter den Deutschen niemand als Haller verglichen werden. Horaz findet keinen, der ihm gewachsen wäre. Haller ist mehr Philosoph, als Juvenal; mehr Dichter, als Persius. Er übertrift beyde an Wahrheit des Gefühls; an Größe und Würde kömmt er ihnen gleich. An Eleganz, Richtigkeit und Wohlklang steht er beyden nach.

Zuletzt kömmt die Reihe an das Epigramm. Die Versuche der Deutschen, die griechische Einfalt nachzubilden, findet Hr. H. größtentheils misrathen. Es ist wahr. In den meisten Epigrammen unsrer Dichter hat das Vergnügen, das sie über ihren Einfall empfanden, allzu sichtbar auf den Ausdruck und die ganze Form eingewirkt. Wenn der griechische Dichter lobt; so vergißt er sich selbst über dem Gegenstand, dem er Weihrauch streut. Der neuere scheint nur die Absicht zu haben, an sich zu erinnern. Prätension aber verträgt sich nicht mit Einfalt.

„Im Grunde," sagt Hr. H. sehr richtig, „hat unsre Armuth von dieser Seite wenig Befremdendes. Die wirkenden Ursachen, wodurch der bildende griechische Geist sich zu jener Wahrheit des

Gefühls, und der sie stets begleitenden Einfalt entwickeln konnte, und die Gegenstände, woran beyde sich vornämlich gezeigt haben, das schöne griechische Clima, die Formen griechischer Schönheit, griechische Mythologie, griechische Kunstwerke u. s. f. alles dieses kömmt uns nicht mehr, so wie ihnen, zu statten. Was bey ihnen lebendiger Genuß war; das ist bey uns bloße Liebhaberey. Daher ist auch bey ähnlichen Gegenständen die Mittheilung so verschieden. Jeder gibt, was er zu geben hat; der eine mehr reine Empfindung, der andere mehr spielenden Witz. Und da dieser letztere an den Gegenständen, an welche das griechische Epigramm sich so gern anschloß, keine reiche Nahrung fand, so hat er sich öfter und lieber in einem Felde gezeigt, in welchem er nicht blos die Helfersrolle zu spielen fand."

Das Muster der neuern Epigrammatisten ist Martial; aber diesem ist keiner an Reichthum gleich, und keiner hat so wenig schlechte Münze unter einem so ungeheuren Vermögen. Von dieser Seite verdienen Logau und Wernike am ersten mit ihm verglichen zu werden; von beyden aber ist ihm Wernike am ähnlichsten. „An Leichtigkeit und Gewandheit, heißt es hier, und an feinem gespitztem Witz kömmt er freylich dem Römer nicht gleich. Er ist einförmiger und schwerer, und auch da mehr ermüdend, wo er nicht so geschränkt (?) ist. Bey ihm wirkt der Gedanke meist durch sich selbst, und selten kömmt ihm eine künstliche Wendung zu Hülfe. Statt durch den Ausdruck

druck zu blenden und durch den Vers zu täuschen, drängt er sich ungeduldig aus beyden hervor, und zersprengt, gleich einer schwellenden Frucht, die Hülse, worin er nicht Raum genug findet. Wenn er das Ohr durch manche Härte, den Geschmack durch manche Nachläßigkeit beleidigt, so söhnet er uns wieder durch den gediegenen vollwichtigen Sinn aus: und wenn er aus seinem Vermögen nicht allen den Vortheil zu ziehen weiß, den ein anderer wohl könnte, so wird er dafür auch nie reicher scheinen, als er ist."

Dieses Werk ist im Ganzen sehr gut geschrieben: aber nicht allenthalben hat der Verfasser gleiche Sorgfalt auf den Styl gewendet. Vornehmlich hätte er sich in seinen Metaphern und Gleichnissen weniger wiederholen sollen.

VII.

Museum für Künstler und Kunstliebhaber, oder Fortsetzung der Miscellaneen artistischen Inhalts. Herausgegeben von Johann Georg Meusel. Erstes — Zwölftes Stück. Mannheim, bey C. F. Schwan und G. C. Götz. 1787 — 1790. gr. 8.

Herr Hofrath Meusel zu Erlangen fährt unermüdet fort, sich um die Kunst und Kunstliebhaber verdient zu machen. Für beyde errichtete er dieses Museum, und setzt dadurch seine Miscellaneen artistischen Inhalts fort. Die bisherige Einrichtung dieser periodischen Schrift wurde zwar beybehalten, nur hat das Museum das Eigne und Neue, daß nützliche Aufsätze und Nachrichten aus Büchern, die gewöhnlich nicht in die Hände der Künstler und Kunstliebhaber kommen, ausgehoben und dadurch in stärkern Umlauf gebracht werden. Es ist dieses Museum in der That ein Institut, das Beyfall und Unterstützung verdient. Künstler und Kunstfreunde werden dadurch unter einander bekannter: jene erhalten Belohnung und Absatz, diese aber kommen zum Besitze vortreflicher Werke. Schlummernde Talente werden geweckt, junge Genies ermuntert, unbekannte, selbst verkannte Köpfe und ihre Arbeiten werden der unverdienten Dunkelheit entrissen und an das Licht gezogen.

zogen. Es enthält, außer theoretischen und ästhetischen Abhandlungen, welche meistentheils den Anfang eines Stücks ausmachen, artistische Neuigkeiten, Verzeichnisse und Preise von Kunstarbeiten, Beschreibungen derselben, Nachrichten von Gemälden, Kupferstichen, Tonkünstlern, Musikalien u. s. w. Es erscheint stückweise; sechs Stücke, wovon jedes sechs Bogen beträgt, macht einen Band aus, der mit einem Register versehen ist. Wir haben zwölf Stücke oder zwey Bände vor uns, deren Inhalt wir jetzt näher anzeigen wollen, nach der Weise, die wir bey der jedesmaligen Anzeige der Miscellaneen in dieser Bibliothek beobachtet haben.

I. Stück.

1) Gedanken über das Edle in der bildenden Kunst, von einem Künstler, der sich L. v. M. B. unterzeichnete. Die Natur und Wesenheit des Edlen, sagt er, bestehet im Vorzüglichen; sowohl in physisch- als moralischem Verstande. Die Kunst sollte daher jeden Gegenstand ausschließen, der unnütz oder schädlich ist. Das Edle, das die Anordnung der Theile hervorbringt, besteht darinn, daß alles und jedes die Stelle erhält, wo es die zweckmäßigste Wirkung thut. Sind Stellung und Bewegung des Körpers und der Glieder ungezwungen, für den Affekt, Gemüthszustand und die Handlung passend, dem Stande oder der Würde oder dem moralischen Charakter angemessen, ist der Ausdruck der Gemüthsbewe-

gungen

gungen und Leidenschaften weder zu stark noch zu schwach, und werden darnach die Muskeln und Formen des Körpers bearbeitet und gebildet; so entstehet das Edle, das gerechte Bewunderung verdient. Auch in der Bekleidung findet das Edle statt, und zwar in so ferne, als sie Empfindungen erregt und bedeutend ist; selbst die Haare lassen sich edel bearbeiten. Ferner können Farbengebung und Beleuchtung das Edle und seine Wirkung bis zur größten Kraft und Täuschung erheben. Um das Edle aber vollkommen zu erreichen, so muß auch die Ausführung und die Vollendung der Darstellung, mit einem Worte, der Styl, der Vollkommenheit so nahe, als möglich ist, kommen. Wodurch aber wird der Künstler in den Stand gesetzt, das Edle zu erkennen, zu empfinden, hervorzubringen? Betrachtung der Natur und der besten Werke der alten und neuen Kunst; das Lesen der besten moralischen, philosophischen, historischen, poetischen und theoretischen Schriften; das Nachdenken — und der Umgang mit gelehrten, gesitteten, edeln Menschen: das sind Mittel zur Bildung des Geistes und Veredlung des Herzens. 2) In dem 15ten Hefte der Miscellaneen S. 186. wurde gefragt, wer die Zeichnungen auf Art der Federrisse in dem Recueil des Desseins gravées d'après fameux Maitres, tirés de la Collection de l'Academie Electorale Palatine des beaux Arts à Dusseldorf (1780) verfertigt habe? Hierauf antwortet hier der Hr. Hofmaler Langenhöffel in Mannheim, daß jene Arbeiten von ihm

seyen.

seyen, und daß die Ursache, warum sein Name nicht darauf gesetzt worden ist, der Neid gewesen sey. Bey dieser Gelegenheit führt er noch seine übrigen vorzüglichern Arbeiten an. Er malte für den kleinen Speisesaal des Prinzen von Oranien zwey lange Seitenstücke, wovon jedes 22 Schuhe lang und 9 hoch ist; sie stellen den Sabinerraub und den Frieden vor. Außerdem verfertigte er noch sechs Thürengemälde en bas relief, mit Geschichten des Bacchus, die zu diesem Saale noch gehörten. Für die Gallerie in Düsseldorf lieferte er ein Gemälde, das die Medea vorstellt. 3) Artistische Bemerkungen auf einer Reise nach Augsburg und München von L. B. Junker. An dem untern Altare der Hauptkirche zu Nördlingen sah er ein herrliches Blatt von Albrecht Dürer, die Grablegung Christi. Am Hochaltare daselbst steht ein Crucifix von Holz in Lebensgröße, von dem er mit Entzücken spricht. Es kam aus Rom, und ist von Michael-Angelo. In Augsburg ist die Musikliebhaberey sehr gering, indem nur ohngefähr 22 Dilettanten sind. Auf dem Rathhause daselbst sind Kagers jüngstes Gericht, L. Cranachs Delila und Simson, und vier Thierstücke in Lebensgröße von Roos merkwürdig. Die Bildergallerie zu München, die der jetzige Churfürst von Schleißheim aus, dahin bringen ließ, und die sich in einem an dem Schloßgarten neu erbauten Pavillon befindet, schien ihm nicht so ausgesucht und so zahlreich zu seyn, als die Mannheimer. Es sollen aber noch bey 600 Stücke in

Schleiß-

Schleißheim hängen, worunter auch die bekannte sterbende Maria von Sandrart ist. Die übrigen Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen müssen wir übergehen, um nicht zu weitläuftig zu werden. 4) Nachricht von einem neuen Kunstetablissement in Berlin, welches ein dasiger Kaufmann, Hr. Johann Mark Pascal, stiftete. Die Absicht ist, merkwürdige Kupferstichwerke aller Art zu verlegen und herauszugeben. Der König hat dieser Kupferstichofficin das Prädikat: Königl. Hofkupferstichofficin, beygelegt, und ihr verschiedene Privilegien ertheilt. 5) Nachrichten von einem Portraite des Moses Mendelsson, gemalt von J. C. Frisch, und gestochen von J. G. Müller, einem der größten jetzt lebenden Kupferstecher. 6) Siebente Fortsetzung artistischer Bemerkungen auf einer Reise durch Gegenden des fränkischen Kreises. 7) Achte Fortsetzung dieser Bemerkungen. Die vorhergehenden stehen in den Miscellaneen, und diese betreffen noch Anspach, Oberndorf, ein nicht weit von Anspach entferntes fürstliches Lustschloß, und die Porcellainfabrik zu Bruckberg. 8) Nachricht von neuen Kupferstichen, welche Hr. Artaria im Verlage hat. 9) Jakob Dorner. Dieser Aufsatz, welcher Nachrichten von dem Leben dieses Künstlers enthält, ist aus dem pfalzbayerischen Museum vom J. 1786. St. 6 und 7. entlehnt. Dieser Maler ward zu Ehrenstätten, einem Marktflecken bey Freyburg im Breisgau, im J. 1741 gebohren. Sein erster Lehrer war Rösch, Ma-

ler

ler zu Freyburg. Im J. 1759 reiste er nach Augsburg, Trient, Padua, Venedig. Im J. 1762 wurde er zu München von Maximilian Joseph zum Hofmaler angestellt. Im J. 1766. befahl ihm der Churfürst, eine Reise nach den Niederlanden, Frankreich und England vorzunehmen: doch wurde die Reise nach England durch churfürstl. Befehl gehindert. Die Belohnung für die auf seinen Reisen gesammelten Früchte war ein besserer Gehalt, und die wirkliche Stelle eines Generalinspectors. Karl Theodor erhöhete ihn nachher zum wirklichen Hofkammerrath und zum zweyten Director der zu München eingerichteten Gallerie im Hofgarten. 10) Vermischte Nachrichten. 11) Todesfälle.

II. Stück.

1) Briefe über einige Gemälde der Reichsgräfl. von Schönbornischen Bildergallerie in Pommersfelden, von C. Lang. Diese Briefe enthalten Beyträge zu dem ersten Bande der Nicolaischen Reisen. Vorzüglich werden zwey Stücke des Fr. Mieris gerühmt; das erstere stellt Daphne und Apollo vor, das Gegenstück aber einen am Ufer schlummernden Held. Im J. 1786 wurden noch drey große Zimmer eingerichtet, und mit Gemälden von einem andern Lustschlosse, Gaybach im Steigerwald, angefüllt. Hier findet man die Denkmähler, welche Rembrandt, Rubens, Holbein, Kupezky, Wouwermann, van Dyck, und noch viele andere errichtet haben, um ihre Namen unsterblich zu machen. 2) Neunte Fortse-

kung artistischer Bemerkungen auf einer Reise durch einige Gegenden des fränkischen Kreises; sie enthält eine Beschreibung von Trieſsdorf. In dem alten Schlosse daselbst sieht man eine Flora auf Kupferblech von Sperling; in dem neuesten Schlosse, in dem sogenannten Falkenhause, sind die Wände im Vorzimmer mit abgebildeten Falken, einigen Hunden und Pferden behängt, erstere meistens von dem ehemaligen Hofmaler Liebhard. Ueber den Thüren sind verschiedene schöne Landschaften und Ruinen auf nassem Kalke, und im Speisesaale die Büsten der Ceres, Pomona, Diana und Flora gröſstentheils von Naumann grau in grau gemalt. Am meisten bewunderte der Reisende einen mit bunten Bändchen gestickten Kaminschirm von den Händen der Frau Markgräfin, dessen Guirlanden und herabhangender Blumenkorb den besten Malereyen gleich kommen. 3) Nachrichten aus Kopenhagen, von Hrn. Christian Schüle, welche neue Kupferstiche und Gemälde betreffen. 4) Nachricht von den Miniaturfarben des Hrn. Joh. Chph. Schmid in Nürnberg. 5) Schreiben über die Kunstarbeiten des Hrn. Ploos van Amstel in Amsterdam, und über die neuesten Schweizerischen Kunstwerke. Cornelius Ploos van Amstel, Mitdirector der Zeichneracademie, kam durch Ansicht französischer Kupferabdrücke en Crayon, und ohne die engländischen von Knapton und Pont gesehen zu haben, auf die Erfindung, ähnliche Abdrücke von Handzeichnungen in allen Farben zu machen, so daſs er dazu weder Grabsti-

chel,

chel, noch Aetznadel, noch Ponze braucht, sondern sie durch gewisse Grundfirnisse, Pulver und Feuchtigkeiten auf seine Platten überträgt. Dieses Schreiben ist datirt: Bern, am 1. März 1787. — 6) Nachricht von dem verstorbenen Bildhauer Joh. Baptista Pigalle. Er war zu Paris im J. 1714 gebohren. Sein Vater, ein Tischler und Bauunternehmer, bestimmte ihn zur Bildhauerkunst. Er übergab ihn dem Bildhauer le Lorrain, und in seinem 20sten Jahre dem le Moyne; aber er zeigte keine Anlage zum Zeichnen, und zum Modelliren verrieth er weder Geschicklichkeit noch Leichtigkeit. Dennoch bewarb er sich um den Preis der Akademie, aber ohne glücklichen Erfolg. Darüber beschämt, reisete er nach Italien; nach drey Jahren kehrte er nach Frankreich zurück, und verfertigte zu Lyon seinen Merkur. Als le Moyne diese Arbeit sah, küßte er ihn, und sagte: Mein Freund, ich wünschte, ihn gemacht zu haben. Nun ward er in die Akademie aufgenommen: durch verschiedene Arbeiten für die Frau von Pompadour konnte er sich endlich der Dürftigkeit entreißen, mit welcher er bisher zu kämpfen hatte. Die wichtigste Arbeit aber, die er je ausgeführt hat, ist sein Grabmahl des Marschalls von Sachsen in der St. Thomaskirche zu Strasburg, ohngeachtet alles — mit Recht und Unrecht vorgebrachten Tadels. Die Malerakademie zu Paris hatte ihn 1744 zu ihrem Mitgliede aufgenommen, 1745 wurde er Professoradjunct, 1752 Professor, 1770 Rectoratsadjunct, 1771

Rector, 1785 Kanzler, und 1769 war er zum Ritter des St. Misaelordens ernannt worden. Er hat, da er schon bey Jahren war, eine seiner Nichten geheurathet, und keine Kinder hinterlassen. Im J. 1785 am 20sten August starb dieser berühmte Künstler. — Es ist wirklich merkwürdig, daß sich die Talente bey diesem Künstler so spät entwickelten. Doch erzählt der größte noch lebende Portraitmaler, de la Cour, von sich: er habe eine so ungeschickte Hand gehabt, daß er glaubte, nie darüber Meister werden zu können. Ludovico Caracci hatte in seiner Jugend so etwas Langsames, Träges und Ungeschicktes, daß man ihn nur — den Stierochsen hieß; etwas ähnliches fand sich auch bey dem Dominichini. 7) Nachricht von einer neuen Art zu malen. Hr. Prof. Lavater in Zürich beschreibt sie zwar in einem Briefe an Hrn. von Mechel; aber am Ende kann man sich doch keinen deutlichen Begriff davon machen. Er nennt es ein unentdeckbares Arcanum, das aber doch so leicht ist, wie des Colombo Ey zu stellen, wenn man's gesehen hat. 8) Einige artistische Bemerkungen auf einer Reise nach Ludwigsburg und Stuttgard, im Junius 1787. von C. L. Junker. Er führt einige Arbeiten der beyden Maler, Hetsch und Heydlof, und des Bildhauers Schefauer, an. Hr. Prof. Müller arbeitet an der großen Platte des jetzigen Königs von Frankreich. Es sind ihm für diese Arbeit 30000 livres accordirt. In Stuttgard sind keine Gemälde zu suchen, aber in Ludwigsburg,

burg, von denen einige beschrieben werden. Das ganze herzogliche Orchester bestehet aus lauter Zöglingen der Academie. Keiner davon kam je aus Stuttgard; keiner erhält Erlaubniß, reisen zu dürfen. Das Orchester kann besetzt werden mit 16 Violinen, jede Violin achtmal; 2 Bratschen, 2 Contraviolons, 3 Violoncelle, 2 Fagotte, 2 Horn, 2 Flöten, 2 Hoboen, Trompeten und Pauken. 9) Vermischte Nachrichten. Der angeführte Hessel schreibt sich mit zwey ll, Hessell. Er hat eine eigene Maschine, der Hessellische Treffer genannt, erfunden, um bey Tageslicht eine Silhouette abzunehmen. Auch erfand er seitdem, wie Rec. weiß, eine neue Art, Silhouetten in Kupfer zu stechen; es ist nur Schade, daß solche Platten nicht viele Abdrücke gestatten. Er befindet sich noch gegenwärtig, da ich dieses schreibe, in Nürnberg. 10) Todesfälle.

III. Stück.

1) Vom Lohn der Kunst. Der Verf. dieses Aufsatzes will aus ältern und neuern Beyspielen beweisen, daß der Lohn der Kunst oft unverhältnißmäßig groß und übertrieben ist. 2) Johann Martial Greiner, ein Virtuose auf der Violine. Er ist in Constanz am Bodensee den 9ten Febr. 1724 gebohren. Als er sein erstes Concert, das Brander setzte, im Dom unter der Messe spielte, erhielt er großen Beyfall, und das gemeine Volk sagte: „Martial müsse das Geigen vom Teufel gelernt haben.“ Er kam auf seinen Reisen nach

Venedig, wo er mit einem Grafen Cigola Verdruß bekam, von diesem in das Gefängniß geworfen und endlich verurtheilt wurde, nach Serigo an der türkischen Gränze geschickt zu werden, um die Jungfer zu küssen. Durch einen Brief aber, den er, als er schon auf dem Schiffe war, durch zurückfahrende Matrosen an einen Handschuhmacher, Geiggi, schickte, wurde er wieder frey. Er erhielt nachher Dienste bey dem Herzoge von Würtemberg, kam aber zweymal auf die Liste der Reduction. Im J. 1775 kam er in die Dienste des Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg als Musikdirector. 3) Junge Tonkünstler unsrer Zeit. 4) Nachtrag zu der schönen Capelle in München. Es sollte heißen: Nachtrag zur Beschreibung der schönen ꝛc. Diese vier Aufsätze sind von Hrn. C. L. Junker. 5) Nachrichten von einigen in Berlin lebenden Künstlern. Diese sind: Dominikus Cunego, Franz Calze Cunningham, und Johann Conrad Krüger. 6) Fortsetzung des Verlagsverzeichnisses der Pascalschen Kupferstichofficin in Berlin. 7) Ueber Bausens Mondschein. Ein Brief von Hrn. Carl Lang den 15. Jan. 1788 datirt. 8) Johann Martin Fischer, Bildhauer in Wien. Hr. Fiessinger, Kupferstecher zu Freyburg im Breisgau, erzählt die Geschichte dieses großen Bildhauers, der sich oft kaum der drückendsten Noth erwehren kann. Fischer ward im J. 1741 den 2. Nov. bey Fyssen in der Pfarrey Hopfen gebohren. Schon sehr früh zeigte sich sein Kunsttalent durch Nachschnitzeln

aller

aller Dinge, die ihm vorkamen. Sein Vater, ein Landmann, ſchickte ihn deswegen zu einem Dorfbildhauer in die Lehre. Nach einigen Jahren kam er nach Wien zu dem damaligen Profeſſor der Bildhauerey Schletterer. Nachdem er bey dieſem fünf Jahre geblieben war, fing er an, für ſich ſelbſt zu arbeiten. Wegen einer für die Künſtler verfertigten anatomiſchen Statue wurde Fiſcher zum Mitglied der Akademie aufgenommen, und im J. 1786 zum Profeſſor der Akademie für Künſtler ernannt. Durch das beygefügte Verzeichniß ſeiner Arbeiten kann eine Stelle in den Nicolaiſchen Reiſen berichtigt werden, wo die vier Statuen in dem Garten des Hrn. Hofraths Spielmann, Ganymed, Hebe, Pſyche und Amor auf der Leyer ſpielend, nach Pauſanias, falſch angegeben werden. 9) Kunſtnachrichten von Bayreuth. Sie betreffen einige vortrefliche Männer dieſer Stadt, welche Kenner und Verehrer der Kunſt ſind, den nunmehrigen churmainz. Finanzminiſter, Hrn. von Seckendorf, den Landſchaftsrath Miedel, den Stadtcantor Stadler, den Secretair Wels, die Dichter Krauſeneck und Zehelein, den Hofgerichtsaſſeſſor Pfeifer, Juſtizrath König und Frau Juſtizräthin Dealna, die erſte Sängerinn daſelbſt. 10) Nachricht von einer zu Triesdorf unter freyem Himmel aufgeführten Oper. Es wurde die bekannte franzöſiſche Oper, Henri IV. oder die Jagdluſt, von einigen Adlichen auf dem daſigen grünen Theater aufgeführt. 11) Vermiſchte Nachrichten. 12) Todesfälle.

IV. Stück.

1) Gedanken eines Künstlers über den Unterschied des Geistes und Gebrauchs der alten und der neuen Kunst. 2) Einige Anmerkungen über den jetzigen Zustand der Malerey in England, von einem Künstler. Der Brief ist datirt: London, den 20. Jan. 1788. Unter andern wird gesagt, daß Reynolds Gemälde fast alle verbleichen, weil die Oelfarben von ihm mit Wachs und andern Ingredienzien vermischt werden. Die übrigen Maler, deren er erwähnt, sind Gainsborough, Romney, dessen Haus, wie eine Wildniß, voll von unvollendeten Portraits steht, und der historische Portraitmaler Coply. 3) Berichtigungen und Zusätze zu der im ersten Stück dieses Museums S. 87. f. ertheilten Nachricht von der Schmetterlingssammlung des Hessen-Homburgischen wirklichen Hof- und Commissionraths, Hrn. J. C. Schazmanns, in Burg Friedberg. Er hat die Schmetterlinge ganz nach der Natur und täuschend gemalt. Unter jedem Vogel erscheint ein Landschäftchen, in einer sehr angenehmen Manier getuscht. Außer 2 Quartbänden mit solchen Abbildungen, enthalten noch 8 Foliobände 150 theils große, theils kleine gemalte Schmetterlinge, mit darunter getuschten 120 Landschäftchen. Er wünscht, daß solche an einen Ort kämen, wo sie beständig ungetrennt bey einander bleiben könnten. 4) Nachricht von dem Werke: Voyage Pittoresque de Naples et de Sicile; nebst Auszügen. 5) Einige Auszüge aus der beyden Richard-

chardson's Abhandlung über die Malerey. 6) Nachricht von dem vortreflichen Copisten, Johann Leonhard Städtler, in Neustadt an der Aisch: von F. K. G. Hirsching, (der jetzt Magister legens zu Erlangen ist). 6) Vermischte Nachrichten. 7) Todesfälle.

V. Stück.

1) Ueber O-Kelly's Papagey; von C. L. Junker. 2) Einige Kunstnachrichten von Anspach. 3) Dergleichen von Erfurt und Weimar; von Karl Lang. 4) Beschreibung des Guettlerischen Vogelkabinets zu Nördlingen. Die ganze Sammlung besteht aus vielen inländischen und ausländischen Vogelgattungen, deren Anzahl sich gegen 400 beläuft. Die meisten Raub- und Singvögelgeschlechter sind, nach ihren Stellungen, von mancherley Situationen in derselben befindlich. Ohngeachtet einige schon vor länger als dreyßig Jahren verfertigt wurden, so trotzen sie doch der Unverweslichkeit. Die Frau Besitzerinn wäre vielleicht zu bewegen, dieses Kabinet für tausend Dukaten an Jemand zu überlassen. 5) Beschluß der Nachricht von der Voyage Pittoresque de Naples et de Sicile. 6) Von dem jetzigen Zustande der schönen Künste in Nürnberg, vorzüglich von dem dortigen Künstlerinstitut. 7) Carlsruhe. Dieser Aufsatz betrifft zum Theil den dasigen Kapellmeister, Hrn. Schmitthaur. 8) Maria Anna Kürzinger, eine noch nicht neunzehnjährige Künstlerinn im Malen, zu München.

chen. Dieser Aufsatz ist aus dem Pfalzbayerischen Museum 1786. S. 75. f. genommen. 9) Verzeichniß radirter Blätter nach eigenen historischen Gemälden und Zeichnungen, von Bernhard Rode in Berlin; schon im J. 1783 gedruckt und hier aufs Neue bekannt gemacht. 10) Vermischte Nachrichten.

VI. Stück.

1) Ueber den Verfall der Kunst. In England, sagt der Verf. dieses Aufsatzes, können alle Fremde an den akademischen Preisgewinnungen Antheil nehmen; dennoch müssen oft Künstler verhungern. London besitzt vielleicht, ohne die bloßen Liebhaber, die sich zum Zeitvertreibe mit Zeichnen und Malen beschäftigen, mehr denn 600 Künstler, die von der wenigen Liebhaberey, die daselbst ist, leben wollen. Kaiser Joseph der II. hat der Kunst, durch seine bekannten Verordnungen in Ansehung der Klöster und Kirchen, einen harten Stoß gegeben. 2) Gedanken über die Abhandlung vom Lohn der Kunst, im 3ten Stücke dieses Museums. Der Hr. Verf. behauptet, daß nur diejenigen Künste, welche den Hof kitzeln und vergnügen, oft übertrieben bezahlt werden, daß sich aber dieß nicht auf alle Künste überhaupt anwenden lasse. Wir führen aus diesem Aufsatze an, daß Markosini mit dem Fürsten Repnin in gleichem Gehalte stehe, und daß — versteht sich vor der Revolution — die Jagdhunde des Königs von Frankreich mehr Gehalt hatten, als die Akademie

der

der Wissenschaften. 3) Beschreibung eines der merkwürdigsten Gemälde von Albr. Dürer, vom J. 1518; welches unter der Vorstellung der sterbenden Mutter Gottes eine Menge interessanter Portraite, nemlich Kaiser Maximilian I., seine Gemahlinn Maria von Burgund, und seinen Sohn Philipp I., König in Spanien, nebst mehrern ihnen zugethanenen Personen, unter dem Bilde der Apostel darstellet. Dieses Gemälde befindet sich in dem Gräfl. Friesischen Museum zu Wien. Die Beschreibung rührt von dem Hrn. von Mechel her. 4) Etwas von dem verstorbenen Medailleur Johann Leonhard Oexlein in Nürnberg. Er wurde 1715 den 28. Jan. zu Nürnberg geboren, und starb daselbst den 26. October 1787, welches Jahr er als das 50ste Jahr seiner Bedienung eines Stadtmedailleurs zählen konnte. 5) Verzeichniß der Kunst- und Kupferstichwerke, die in der Waltherischen Hofbuchhandlung zu Dresden zu haben sind. 6) Recensionen. 1. Leben und Bildnisse der großen Deutschen, von A. Klein. 1785. 2. Betrachtungen über die kais. kön. Bildergallerie zu Wien. Bregenz 1785. 278 S. gr. 8. Beyde Werke erhalten das gebührende Lob. 7) Verzeichniß der Kupferstiche des Hrn. Abbe Saint Non. Von diesen Werken stehen schon ein Paar Anzeigen in unsrer Bibliothek. XXIV. 133. 333. XXV. 98. — 8) Nachrichten von dem Leben und den Werken des Tonkünstlers Sacchini; von Hrn. Framery. Dieß ist eine Uebersetzung aus dem Journal ency-

encyclop. 1786. T. VIII. P. III. p. 518. sqq. 9) Vermischte Nachrichten. 10) Todesfälle. Den Beschluß dieses sechsten Heftes und des ganzen ersten Bandes macht das Register.

VII. Stück.

1) Vom dissoluten Leben einiger Künstler; von C. L. Junker. 2) Verzeichniß von Bildnissen jetztlebender deutscher Gelehrten und Schriftsteller; von F. K. G. Hirsching. 3) Auszug aus einer Lobschrift auf Hrn. Watelet, von Hrn. Vicq d'Azyr. 4) Geschichte des Kupferstechers Schmitz in Düsseldorf; von der Frau von la Roche. Ist hier wieder abgedruckt aus Armbrusters Schwäbischem Museum. (Kempten 1785) B. 1. S. 29. f. 5) Lebensumstände des Kupferstechers Karl Matthias Ernst zu Kirchheim-Polanden. Er ward gebohren den 24 Febr. 1758. zu Mannheim. Drey Jahre lernte er bey Verhelst; sodann gieng er nach Basel zu Hrn. von Mechel. Nach einigen Jahren kehrte er in seine Geburtsstadt zurück, und erhielt im J. 1782 für eine Zeichnung den ersten Preis der Akademie. Zu Ende des J. 1783. wurde er an dem Nassau-Weilburgischen Hofe zu Kirchheim Hofzeichenmeister. 6) Nachricht des Hrn. Legationsrath Oelrichs in Berlin, einen ehemaligen berlinischen Kupferstecher, Lorenz Beger, betreffend. 8) Vermischte Nachrichten. 8) Ankündigung. 9) Todesfälle.

VIII.

VIII. Stück.

1) Ueber den ΔΗΜΟΣ, oder ob es möglich gewesen, das athenienſiſche Volk in einer Figur vorzuſtellen. Verſchiedene Gelehrte haben nemlich wegen der zwölf verſchiedenen Eigenſchaften die Möglichkeit eines Demos durch die Vorſtellung einer einzigen Figur beſtritten; der Hr. Verf. dieſes Aufſatzes aber verſuchte die Möglichkeit zu zeigen, daß der Demos, ohne Beyhülfe der Allegorie und der Sinnbilder, blos durch phyſiognomiſche Züge vorgeſtellt werden konnte. 2) Archäologiſche Beſchreibung vieler Stücke aus der Townleyiſchen Sammlung in London. 3) Schillinger; von C. L. J. (unker). Johann Jacob Schillinger, Hohenlohe-Oehringiſcher Hofmaler, bekam als Zimmergeſell Händel, wurde in das Gefängniß geworfen, kam wieder los, und entſchloß ſich nun Maler zu werden. Er bekam die beyden Künſtler in Stuttgard, Scotti und Guibal, zu Lehrmeiſtern. Auf Koſten ſeines Fürſten machte er eine Reiſe nach Italien. 4) Beſchreibung eines ſeltnen Alterthums. Es iſt eine Figur von Elfenbein, die eine meiſt nakte Frau von mittlerm Alter vorſtellt. Die Beſchreibung dieſes antiken Stücks iſt von Hrn. H. S. Hüsgen, der es auch beſitzt. Angelo Quirini in Venedig brachte es mit aus dem Oriente, und beſaß es lange als ein Heiligthum des grauеſten Alterthums. 5) Zehnte Fortſetzung artiſtiſcher Bemerkungen auf einer Reiſe durch einige Gegenden des fränkiſchen Kreiſes. Betrift großentheils den Heſſelberg

berg und das Kloster zu Anhaltzen. Das Merkwürdigste in letzterm ist der Altar, dessen Flügelthüren von Hanns Scheuffelein 1513 gemalt sind. 6) Ueber die bunten Kupfer. Ist genommen aus den im J. 1786 zu Leipzig erschienenen philosophischen Unterhaltungen. B. I. S. 203 - 222 — 7) Die Landschaft, ein Gemälde von Nicol. Berghem; die Beschreibung ist von P. Sprenger in Würzburg. 8) Ueber die neuerfundene Punzirkunst; von Ebendemselben. 9) Ueber ein von Hrn. Prof. Weitsch im J. 1787. vollendetes allegorisches Gemälde. Ist entlehnt aus dem 29sten Stück der gelehrten Beyträge zu den braunschweigischen Anzeigen vom 14ten April 1787. — 10) Fortsetzung des Verzeichnisses von Abbildungen jetztlebender Gelehrten, von F. K. G. Hirsching. 11) Vermischte Nachrichten.

IX. Stück.

1) Etwas über Gottvatersköpfe; von C. L. Junker. 2) Dieser weitläuftige Aufsatz betrift einen Streit, welcher zwischen dem Direktor der Malerakademie zu Nürnberg, Hrn. Joh. Eberh. Ihle, und einigen Mitgliedern derselben entstanden ist. 3) Urtheil über das Denkmahl des Lords Chatam in der Westmünsterkirche zu London. Hr. Bacon hat dieses Denkmahl, woran verschiedenes getadelt wird, verfertigt. 4) Auszug aus einem Schreiben von Neapel. 5) Anzeige neuer Kupferstiche. 6) Verzeichniß und Beschreibung einer

ner Sammlung geätzter Abdrücke ꝛc. von J. H. Tischbein zu Cassel. 7) Ueber Wenzel Hollar, von J. E. Gruner. Hollar wurde zu Prag 1607 gebohren, und starb in einem Alter von 70 Jahren in Gardners Lane in Westmünster. Er starb aber so arm, daß er eben Execution im Hause hatte. Sterbend bat er noch, daß man ihn doch nur auf seinem Bette sterben lassen möchte. 8) Verzeichniß einiger Gemälde von Raphael, welche im J. 1788 zu London verkauft, aber von einem Künstler für Copien erkannt worden sind. Es ist noch sehr zu bezweifeln, ob dieser Meister je in Oel gemalt habe, indem er behauptete, die Oelmalerey sey nur eine Arbeit für Frauenzimmer. 9) Vermischte Nachrichten.

X. Stück.

1) Abhandlung eines Künstlers über die Gruppe des Laokoon, worin die Fehler der beyden Knaben, wie auch deren schickliche Verbesserung, nebst vielem Unschicklichen, was über die Gruppe gesagt worden ist, angemerket wird. 2) Beschreibung einiger Gemälde aus der Sammlung des Kaufmanns Fischer, des Jüngern, in Potsdam. 3) Nachricht von Kunstsachen und Künstlern in der Reichsstadt Nördlingen; von Hrn. Joh. Müller, einem dortigen Maler. Verschiedene sehenswürdige Gemälde daselbst sind von Hans Scheuffelein, den Doppelmayr mit Unrecht unter die nürnbergischen Künstler setzt, indem er von Nördlingen gebürtig, und daselbst Zunftmeister oder

Raths-

Rathsherr war. In der Hauptkirche ist das jüngste Gericht ganz besonders gemalt, im J. 1503 mit dem Zeichen L. H. Bey dem Eingange der Hölle legt ein Teufel eine Weibsperson rücklings in das Feuer, und nothzüchtigt sie. 4) Neue in England erschienene Kupferstiche; von J. E. Gruner. 5) Recension des Catalogue raisonné de l'oeuvre de feu *Ge. Fred. Schmidt.* à Londres 1789. 8. 122 S. Mit dem Schmidtischen Bildnisse; von Ebendemselben. 6) Des Hrn. von Beroldingen Beschreibung von einem Seesturme nach Vernet; in Tuschmanier gestochen von Hrn. Hofbaumeister Schlicht in Mannheim. 7) Beschreibung einiger Bilder aus der Sammlung der churfürstl. Residenz zu München. Sie stehet schon im pfalzbayerischen Museum 1786. S. 158. f. 8) Neue Gemälde. Aus eben diesem Museum S. 96. f. entlehnt. 9) Vermischte Nachrichten. 10) Todesfälle.

XI. Stück.

1) Adam Elzheimers Leben, nebst einem Verzeichnisse seiner Gemälde und der nach ihm gestochenen Blätter. Er wurde 1574 zu Frankfurt am Main gebohren. Sein Vater war ein Schneider, nicht wie Ridolfi und de Piles behaupten, ein Töpfer. Sein Lehrmeister war Philipp Uffenbach. Nach zurückgelegten Lehrjahren reisete er nach Rom. Anfänglich trieb er das Großmalen, nachher aber widmete er sich ganz dem Kleinmalen. Er liebte die Einsamkeit, und

schenkte

schenkte nur wenigen Menschen seine ganze Freundschaft, vorzüglich den beyden Niederländern Peter Lastmann und Joh. Pinas, so wie dem Ernst Jacob Thomann von Hagelstein aus Lindau. Er hatte eine unbemittelte Römerin geheurathet, und mit ihr viele Kinder erzeugt. Die Einnahme für seine Arbeiten reichte für seine Haushaltung nicht zu. Er sah sich genöthigt, Schulden zu machen, und wurde endlich ins Gefängniß gesetzt. Ob er nun gleich nach einiger Zeit wieder frey gelassen ward, so war doch seine Gesundheit so zerrüttet, daß er bald darauf verschied. Einige Schriftsteller setzen seinen Tod ins J. 1620, andere ins J. 1610. Beyläufig wird auch von seinem Busenfreunde, Heinrich Goudt oder Gaud, geredet. Dieser Goudt hatte den Titel eines kaiserlichen Pfalzgrafen, daher ihn einige Schriftsteller aus Mißdeutung den Grafen Goudt nennen. 2) Beschreibung einiger in der lutherischen Pfarrkirche zu Marburg vorhandenen Epitaphien und Kunstdenkmahle. 3) Nachricht von den Ehrenbezeugungen der Engländer gegen einen Deutschen, Hrn. Musikdirektor Graf in Augsburg. 4) Nachricht von einer sehr schönen Flötenuhr. Der Künstler ist Johann Anton Rötig von Hachenburg gebürtig. Er hat viele Jahre bey den Künstlern Künznig und Röntgen zu Neuwied gearbeitet. 5) Fortsetzung des Verzeichnisses von Abbildungen jetztlebender Gelehrten, von F. K. G. Hirsching. 6) Beschreibung zweyer großen Altarstücke vom verstorbenen Hrn. Rath Tischbein. Beyde sind für die Hauptkirche

von Stralsund verfertigt, und im J. 1787 vollendet worden. 7) Vermischte Nachrichten. 8) Todesfälle.

XII. Stück.

1) Abhandlung über die unzuverläßige Nachahmung der Kupferstecherey. Ein Wort geredet zu seiner Zeit, da die Liebhaberey von Kupferstichen zu sehr sich verbreitet, und hingegen Malereyen darüber vernachläßiget werden. Den leidenschaftlichen Liebhabern der Kupferstiche wird dieser Aufsatz freylich nicht behagen; inzwischen lädt der Hr. Verf. desselbigen alle diejenigen, denen seine Gründe nicht einleuchten wollen, ein, den Gegenbeweis in diesem Museum zu führen. 2) Nachricht von einem Gemälde des churpfälzischen Hofmalers, Hrn. Langenhöffel, zu Mannheim. Es stellt die h. Familie vor, und ist für das Kabinet des Hrn. Domdechanten zu Speyer, Freyherrn von Hutten zu Stolzenberg, ausgeführt worden. 3) Galerie du Palais royal. Eine Beschreibung dieses kostbaren neuen Werks, das nach und nach zu Paris in Kupferstichen geliefert, und noch immer fortgesetzt wird. Es kommt in Cahiers, deren jeder gewöhnlich 6 Blätter enthält, und 12 livres kostet, heraus, wie wir es auch zu seiner Zeit in unserer Bibl. angezeigt haben. Bis jetzt sind 15 Cahiers erschienen. 4) Beurtheilung des Kleinischen Werks: Leben und Bildnisse der großen Deutschen 1 und 2ter Band. Sie ist von Karl Lang unterzeichnet. 5) Eine Gemäldelotterie in Zürich, nebst einem Urtheile Lavaters darüber. 6) Nachricht

richt von neuen englischen Kupferstichen, mit Bemerkung der Größe und Preise. 7) Aug. Gottlieb Spangenberg, ältester Bischof der Brüdergemeinde zu Herrnhut; sein Bildniß, nach Ant. Graf von Hrn. Professor und Hofkupferstecher Müller in Stuttgard gestochen. 8) Beschreibung eines Denkmahls für die Gattinn des churpfälzischen Hofgerichtsraths Traiteur. Es befindet sich auf dem katholischen Gottesacker zu Mannheim, und ist mit vielem Fleiße gearbeitet, von Hrn. Link, Hofbildhauer und Professor. 9) Das römische Carneval 1789. Berlin. 4. Empfehlung dieses Werks von J. E. Gruner. 10) Vermischte Nachrichten. 11) Todesfälle. 12) Register über das 7te bis 12te Stück oder über den zweyten Band.

Wir sehen der ununterbrochenen Fortsetzung dieses nützlichen Instituts mit Verlangen entgegen, und werden von Zeit zu Zeit die neuern Stücke anzeigen, um solche auch in unserm Wirkungskreise bekannter zu machen, und die darin enthaltenen Kunstnachrichten weiter zu verbreiten.

VIII.

An Herrn M**.

Sie haben es so gewollt, und es sey. Denn fürwahr es würde mir übel anstehen, wenn ich Ihnen darüber Vorwürfe machen wollte, daß die Täuschung Ihrer schönsten Hoffnungen, die Vernichtung so manches Plans, den Sie zur Verbesserung der deutschen Bühne entworfen hatten, die Vereitlung der unsäglichen Mühe, die Sie sich gegeben haben, den Geschmack der Schauspieler und durch diesen den Geschmack des Publikums zu bilden, — daß alles dieses Ihre gute Laune nicht hat stören können, und daß Sie noch unter einem fremden Himmel an den Schicksalen der dramatischen Kunst in Deutschland lebhaften Antheil nehmen. Ihre erste Liebe regt sich noch immer in Ihnen; und noch tragen Sie, wie es scheint, jene süßen Träume mit sich herum, die uns in unsern Jünglingsjahren beschäftigten, in denen wir die Wiederkehr der goldnen Tage des Schauspiels für möglich, und nur das für ungewiß hielten, ob Wien oder Hamburg, Mannheim oder Berlin den Ruhm des alten Athen erneuern würde.

In mir, mein liebster M**, sind diese goldnen Träume schon längst zerstört. Ich sehe die Meisterstücke der Kunst vernachläßigt, und die mittelmäßigsten Produkte gen Himmel erhoben. Der große und ungebildete Hause entscheidet über

den

den Werth der Schauspiele, und der Dichter, welcher das Publikum zu sich emporziehen sollte, läßt sich zu ihm herab, weil es klatscht und bezahlt. Dieses ist sehr natürlich, und es wäre ein Wunder, wenn es anders erfolgte. Auch gute Dichter sind ehrgeizig: sie wünschen die Früchte ihrer Mühe zu sehn und zu schmecken. Der gegenwärtige Beyfall ist gewiß, das Urtheil der Nachwelt liegt im Verborgnen; wer weiß, ob sie nicht noch unbilliger urtheilen wird, als die gegenwärtige Welt? Der lobbegierige Dichter wird daher jedes Mittel aufbieten, den Beyfall desjenigen Theils der Nation zu gewinnen, auf dessen Urtheil es am Ende doch ankömmt, ob ein Stück auf der Bühne bleiben soll oder nicht. Die Stimme des Volks wird ihm nicht nur die Stimme Gottes, sondern sogar die Stimme des guten Geschmacks scheinen. Das Volk aber will lachen oder weinen; und der dramatische Dichter, welcher sein Stück gespielt sehen will, wird es lachen oder weinen machen müssen, den Grazien und Musen zum Trotz, die ihr Antlitz verhüllen, und ihre Tempel verschließen, wenn sie die Sünden eines Volks an den Gesetzen der Schönheit sehen.

Glauben Sie wohl, daß die Iphigenie von Tauris noch nicht Einmal in Deutschland aufgeführt worden ist? Dieses Meisterstück der dramatischen Kunst, das wir niemals lasen, ohne unsere Seelen durch eine stille Begeisterung erhoben und in das Land der Ideen verzückt zu fühlen, existirt nun seit vier oder fünf Jahren, ohne daß das Publi-

kum eine Vorstellung desselben verlangt, oder ein Schauspieldirektor gewagt hätte, es seinem Publikum vorzuschlagen. — Sie wissen, wie sehr es sich Schröder hat angelegen seyn lassen, dem ausschweifenden Hange des Publikums für gräßlichen, verwirrten und mörderischen Spektakel Einhalt zu thun. Er versuchte es vor einiger Zeit die Alzire zu geben. Das Haus war voll, das Stück fand den Beyfall, den es so vollkommen verdient. Schröder wünschte sich Glück; denn er glaubte, den Sieg gewonnen zu haben. Aber zu früh. Das Stück ward einige Zeit darauf wiederholt und — das Haus war leer. Man hatte sich verabredet: Schröder solle es sich vergehen lassen, den Geschmack des Publikums tyranniſiren zu wollen. Man sey entschlossen, an französischen Stücken keinen Gefallen zu finden. — Ein lobenswürdiger Patriotismus; den Gesinnungen eines Bauren ähnlich, der eine Passionspredigt in der Stadt hörte, und sagte: Hier weine ich nicht; denn ich bin hier nicht eingepfarrt. —

Dieses ekle Publikum, das nach der Iphigenie nichts fragt, und die Alzire nicht sehen will, ist im Begriff, einen Herrn von Kotzebue in dem Tempel aufzustellen, den vormals Racine, Voltaire und Lessing einnahmen. Die Söhne des Thespis deklamiren sich heiser an den Werken dieses fruchtbaren Schriftstellers, der in dem Laufe von anderthalb Jahren die Welt mit sechs oder sieben Schauspielen erfreut hat. Menschenhaß und Reue, das Kind der Liebe, Bruder Moritz, die

India-

Indianer in England, die Sonnenjungfrau, die edle Lüge, der weibliche Jacobiner Clubb, der Papagey — dieß sind die Titel der Werke, bey denen das gegenwärtige Publikum lacht und weint. Ich werde Ihnen nicht von jedem einzelnen reden. Seyn Sie getrost. Gar zu lange sollen Sie nicht aufgehalten werden.

Denn in dieser langen Gallerie sehen sich die meisten Gemälde ziemlich gleich; ein Umstand, der Ihnen, bey einer so großen Fruchtbarkeit, nicht auffallen kann. Auch der beste Kopf hat gewisse Lieblingsideen, die ihm immer zuerst einfallen. Haben diese vielleicht das erstemal Beyfall erhalten, so wird er schwerlich der Begierde widerstehen, das, was er am leichtesten produzirt, von neuem und abermals von neuem vorzubringen, bis es alt und abgenutzt ist. So haben Sie fast in allen Stücken des Hrn. von K. dieselben Personen. Einen Philosophen, der die hergebrachten Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft — bisweilen auch die Vorschriften der Sittlichkeit — mit hoher Miene herabsetzt; auf die Ungleichheit der Stände schmäht, und wo möglich, — zum Beweis der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen — eine Misheurath thut. Eine Frau, die ihrem Manne untreu, oder ein Mädchen, das zu früh Mutter wird, seinen Fehltritt im Elend bereut, und endlich durch Aussöhnung oder die Hand des Philosophen glücklich wird. Ein oder ein Paar naive Mädchen, ein oder ein paar lustige Frauen, die der reuigen Büßerinn, oder einer schmachtenden Verliebten

zur Folie dienen. Einen adelstolzen Narren, männlichen oder weiblichen Geschlechts, zum Gegenstück des Philosophen; und endlich ein halbes Dutzend Tölpel, die rührenden Scenen aufzumuntern, und die Gallerie in Athem zu erhalten.

Dieselbe Gleichförmigkeit herrscht in den Situationen. Die naiven Mädchen werfen sich, mit einer ganz eignen Grazie, irgend einem Mann an den Hals, der nur allzuglücklich ist, ein solches Kind der Natur zur Frau zu machen und auszubilden. Das gefallne Weib reizt durch ihre erhabene Tugend die Liebe eines rechtschaffenen Mannes, der ihr seine Hand anbietet, und natürlicherweise von ihr zurückgewiesen wird. Ihr Geheimniß wird ihr entlockt und so der Kampfplatz eröfnet, auf welchem die vorurtheilsfreye Philosophie die Einwendungen der weiblichen Delikatesse besiegen kann. Erkennungsscenen, Scenen der Großmuth, Ohnmachten und ähnliche Theaterstreiche zieren noch überdieß jedes Stück.

So sind auch manche Fehler in diesen Schauspielen beynahe einheimisch. Ich will deren nur zwey berühren, neben denen jeder andre unbedeutend ist. Erstlich, Mangel an innrer Nothwendigkeit, ohne welche kein allgemeines Interesse möglich ist. Fast immer ist es der Zufall, der in der Begebenheit die Hauptrolle spielt. Ein Ohngefähr schürzt den Knoten, damit ein andres Ohngefähr ihn lösen könne. Man kömmt und geht, man sieht sich und sieht sich nicht, man verliebt sich und wird sich ungetreu, immer wie es die

eigen-

eigensinnige Laune des Zufalls oder besser — das Bedürfniß des Dichters haben will. — Ein zweyter Fehler, der bey diesem Dichter häufig sichtbar wird, ist ein Mangel an Geschmack, an moralischem und an Schönheitsgefühl, der sich in der Wahl der Charaktere, in ihrer Gruppirung, in der Anordnung der Scenen, im Ausdruck der Leidenschaften, in dem außerwesentlichen Schmuck offenbart. Ich verlange nicht, daß Sie mir auf mein Wort glauben sollen, aber indem ich Ihnen Beweise meiner Anklage vorlegen will, befinde ich mich in einer wahren Verlegenheit, unter der Menge von Beyspielen zu wählen, die sich mir darbieten.

Lassen Sie uns indeß bey Menschenhaß und Reue stehen bleiben; dem ersten und ohne Zweifel auch dem besten Stück dieses Dichters, an dessen Handlung aber der Zufall keinen geringen Antheil hat. Eine junge Frau entlauft ihrem würdigen Mann mit einem nichtswürdigen Verführer. Der Mann versinkt in einen bittern Menschenhaß und etablirt sich endlich in dem Park eines gräflichen Schlosses, wo er, als ein Sonderling, die Neugierde des ganzen Dorfs reizt. Auf demselben Schlosse lebt seine geflüchtete Frau als Aufseherinn der Wirthschaft, unter dem Namen der Madam Müller. Sie sehen, die Sache hat sich durch den weisen Rath der Vorsehung gar nicht übel gefügt. Drey ganzer Monate bleibt sie in dieser Lage. Keines sieht das andre; keines bekümmert sich um das andre. Denn Madam Müller ist keine so neugie-

rige Frau, die etwa einen Blick auf den sonderbaren Unbekannten werfen sollte, wenn sie ihn im Parke spaßieren gehn sieht; und der Unbekannte, der ein entschiedner Menschenfeind ist, wird sich natürlicherweise nicht um Madam Müller bekümmern, ohnerachtet sie ihm bey seinen Handlungen der Großmuth immer in den Weg kömmt. Denn sehn Sie, der Himmel mußte es so schicken, damit die ungetreue Frau Zeit gewinnt, durch eine Menge edler Handlungen, die sie gleichsam im Angesichte ihres Mannes thut, ihre vorige Schuld wieder gut zu machen, und unter einem verdeckten Namen die Hochachtung des Mannes zu gewinnen, der sie als seine Frau verachten mußte. Zum Lohn ihrer Reue und Tugend weiß es der Himmel ferner so einzurichten, daß der Gutsbesitzer den Einfall bekömmt, mit seiner Familie das Schloß zu beziehen, und — bewundern Sie noch einmal die weise Fügung des Schicksals, — daß er bey seinem ersten Spaziergang ins Wasser fällt. Natürlicherweise muß der Unbekannte, der sich in der Nähe befindet, zu Hülfe eilen, und den Verunglückten retten. Nach dieser Handlung, zu welcher ihn seine natürliche Herzensgüte trieb, nimmt die Menschenscheu wieder ihren Platz ein, und er — läuft davon, weil der Dichter weiß, daß man ihm nun desto gewisser nachlaufen werde. Die Neugierde der ganzen Familie ist aufs höchste gespannt, den Retter ihres Hauptes kennen zu lernen, und ihm ihre Dankbarkeit an den Tag zu legen. Dieses soll durch eine Einladung zum Abendessen geschehen.

schehen. Der Menschenfeind schlägt sie zwar anfänglich, wie man leicht denken kann, aus; läßt sich am Ende aber doch bereden, weil sein bester Freund, der glücklicherweise ein Schwager des Grafen und auf Urlaub hier ist, sich über Hals über Kopf, in wen anders, als Madam Müller? verliebt hat; und bey Erblickung seines alten menschenfeindlichen Kriegskameraden auf den guten Einfall geräth, ihn zum Freywerber zu machen. So mußte es kommen, wenn sich die beyden Ehegatten mit einander aussöhnen sollten. Denn was wäre aus dem ganzen Schauspiele geworden, wenn sich die ehrlichen Leute einen einzigen Tag früher erblickt hätten? und Sie sehen also, wie klug es der Dichter gemacht hat, seinen Thon so und nicht anders zu formen.

Auf eine ähnliche Weise muß in dem Kinde der Liebe der Himmel dem Dichter in die Hände arbeiten. Auch hier ist eine der Hauptpersonen ein Mädchen, die ihre Tugend einem Baron von Wildenhain preis gegeben hat. Der Baron vergißt sie, und sie kommt an den Bettelstab. Glücklicherweise kömmt denselben Tag, da sie sich von Krankheit und Kummer verzehrt, auf die Straße verstoßen, und dem Tode nahe sieht, ihr Sohn, ein junger Soldat, auf Urlaub zurück, trift sie auf dem Wege an und erfährt jetzt zum erstenmal, daß er ein Kind der Liebe sey. Die Mutter bedarf Unterhalt und Stärkung; der Sohn ist von Geld entblößt. Er lauft auf die Straße, um zu betteln, und seine Aerndte ist kärglich. Doch

wenn

wenn die Noth am größten ist, so ist der Retter gemeiniglich in der Nähe, sollte es auch durch ein Wunder seyn. So will es hier der gute Genius des jungen Soldaten, daß er gerade auf der Stelle einen langen Monolog über die Hartherzigkeit der Menschen hält, wo der Baron von Wildenhain, wahrscheinlich auch durch seinen Schutzgeist herbeygeführt, jagend vorüberkommen muß. Der junge Mensch verlangt einen Gulden Almosen, und, so sonderbar diese Bitte aus dem Munde eines rüstigen Soldaten klingen muß, so können sie doch überzeugt seyn, daß der Baron, der ein sehr guter und menschenfreundlicher Mann ist, sie ihm nicht abgeschlagen haben würde, wenn nur der junge Mensch nicht gerade das Wichtigste vergessen und die Ursache, warum er bettelte, verschwiegen hätte. Gleichwohl geschieht dieß nicht ohne Grund; denn mit der Comödie war es aus, wenn er sie sagte; und in diesem Falle wissen Sie wohl, daß das Publikum, welches doch einmal sein Geld für so und soviel Akte bezahlt hat, dem Dichter erlaubt, seine Personen sagen und verschweigen zu lassen, was er will. In dem gegenwärtigen Fall ist der Gewinn, der aus dieser glücklichen Reticenz gezogen wird, doppelt und dreyfach. Einmal, daß das Stück fortspielen kann; zweytens, daß wir eine herrliche Scene bekommen, in welcher der verzweifelnde Sohn seinem eignen Vater den Degen auf die Brust setzt, um ihm seine Börse abzuzwingen. Wir zittern schon wegen eines Vatermords; aber glücklicherweise sind Leute

in

in der Nähe, die den verwegenen Räuber entwaffnen, und ihn ins Gefängniß bringen; und so — von einem Glücksfall zum andern — geschieht die Erkennung zwischen Vater und Sohn, auf welche die Heurath des Barons mit seiner ehemaligen Geliebten ganz natürlich folgt.

Wie oft, mein Freund, wenn wir aus dem Schauspiele kamen, und unsre Empfindungen analysirten, um endlich zu den Grundsätzen der Kunst emporzusteigen, wie oft kamen wir dann überein, daß der dramatische Dichter allem Glauben an die Providenz entsagen, und sich selbst an die Stelle der Vorsehung setzen müsse, wenn er uns täuschen und ein allgemeines Interesse hervorbringen wolle. Denn nur dasjenige kann allgemein interessant seyn, was aus nothwendigen, von unsrer Vernunft als solchen erkannten Ursachen abgeleitet, und auf irgend einen moralischen Zweck gerichtet ist. Der Zufall, das heißt, diejenigen Begebenheiten und Vorfälle, deren Ursachen wir aus einer dunkeln Vorstellung von allgemeiner Zweckmäßigkeit der Natur mehr ahnden, als erkennen, darf dem Dichter, welcher eine Begebenheit aus dem großen Zusammenhange der Natur heraushebt, gar keinen Vortheil verschaffen, ihm gar keine Verlegenheit ersparen sollen. Jene Nothwendigkeit ist von der Idee eines pragmatischen Gedichts unzertrennlich. Ein Gedicht ist kein poetisches Ganze, wenn ihm diese Eigenschaft fehlt.

Einheit, Einheit, dieß ist das große Gesetz, nach welchem die Natur zu arbeiten scheint, und dem

dem sich auch die Dichtkunst, die Nachahmerinn der Natur, unterwerfen muß. Aber die Natur will nicht in ihren einzelnen Theilen, sie will in ihrer ganzen Verfahrungsart nachgeahmt seyn. So wie in der ganzen Verbindung der Dinge, — von einer menschlichen Vernunft gedacht — Einheit, Nothwendigkeit und Zusammenhang ist, so muß auch in jedem Werke des Dichters, dieses Schöpfers im Kleinen, eine unzerstörbare Verbindung zwischen Ursache und Wirkung, zwischen Absichten und Zwecken seyn. Dieses aber schließt in den Begebenheiten den Zufall, in den Handlungen das Plötzliche und Unvorbereitete, die Phantasien und Grillen aus.

Phantasien und Grillen glaubten wir auf dem Theater alles dasjenige nennen zu dürfen, was kein nothwendiges Resultat des Charakters und der Umstände ist. Ein Mensch, welcher blos durch Eindrücke regiert wird, die er von außen empfängt, kann nicht poetisch seyn. Aber auch der bestimmteste Charakter kann in einem Zusammenstoß von Umständen, ohne Verletzung der Einheit, aus sich selbst heraustreten; wenn wir nur jenes Zusammentreffen der Umstände und ihre Einwirkung deutlich genug zu erkennen im Stande sind. Lassen Sie uns sehen, was der Hr. von K. von dieser Seite geleistet hat.

Ein Mann von vortreflichem Herzen wird betrogen, gemißhandelt, an seiner Ehre gekränkt. Er entzweyt sich mit der Welt und sucht in den Armen der Liebe sein Glück. Ein vierzehnjähriges

Mädchen

Mädchen wird das Ziel seiner Wünsche und in ihrem Besitze findet er die Zufriedenheit, die ihn bisher geflohen hatte. Aber auch sie wird ihm nach einigen Jahren ungetreu. Der letzte Faden ist zerschnitten, der ihn an die Menschen fesselte, und das Herz, aus welchem Liebe und Wohlwollen in reinen Strömen hervorquoll, wird mit Bitterkeit und Menschenhaß erfüllt.

Bis dahin ziemlich gut. Denn ganz gut, dünkt mich, hat es unser Dichter doch nicht gemacht. Wenn wir uns für einen Misanthropen interessiren, wenn wir ihm nicht blos ein flüchtiges Mitleiden schenken sollen, so ist es wohl nicht genug, daß er ein Mensch von gutem Herzen sey, er wird uns auch als ein achtungswürdiger, geistvoller Mann erscheinen müssen. Wir sind sehr geneigt zu glauben, und, wie mir es scheint, nicht ohne Grund, daß wer immer von andern Menschen betrogen worden, immer Undank für Wohlthaten eingeärntet hat, höchst unvorsichtig in seiner Wahl zu Werke gegangen, und daß es ihm vielleicht an der Beurtheilungskraft fehlen müsse, ohne die man auf keinen hohen Grad von Achtung und folglich auch auf kein tiefes Mitleiden Anspruch machen kann. Und so etwas scheint wirklich der Fall bey dem Misanthropen Meinau zu seyn. Denn erstlich macht er sich in seinem Vaterlande verhaßt, weil er klüger seyn will als andere Leute: das heißt, weil es ihm gerade an dem fehlt, was er so gern gehabt hätte. Dann hängt er sich an Menschen, die ihn liebkosen, ihn verhätscheln,

Geld

Geld von ihm borgen, und ihn betrügen; der eine seiner Freunde bringt ihn um sein halbes Vermögen, der andre entführt ihm seine Frau. Meinau erscheint uns — bey dem Mangel an Kenntniß näherer Umstände, als ein Thor, und ein solcher verdient sein Schicksal wenigstens zur Hälfte. Wenn er aber endlich von dem Charakter seiner übelgewählten Freunde auf die totale Verderbniß der ganzen übrigen Welt schließt, so bedauren wir den ehrlichen Mann, der in seinem Unglück die Logik vergessen hat.

Meinau ist das Gegenstück zu Lucians Timon. Auch diesen hatte seine Gutmüthigkeit und Menschenliebe — oder, sagt Merkur, um mich des rechten Ausdrucks zu bedienen, sein Unverstand und sein Mangel an Beurtheilungskraft — ins Unglück gebracht. Er schwört den Menschen einen tödlichen Haß. Wer sich ihm naht, den begrüßt er mit tüchtigen Steinwürfen, oder droht ihm den Hirnschädel einzuschlagen. Bravo Timon! Was man thut, muß man nicht halb thun.

Der Misanthrop des Hrn. von K. hingegen schwankt unaufhörlich zwischen Menschenhaß und Menschenliebe. Jenes scheint nur seine erlernte Rolle zu seyn, in der er sich durch Raisonnement zu erhalten sucht, gleich als sey er durch einen Verstandesfehler, nicht durch die äußern, seine Leidenschaft erregenden Umstände hineingerathen. Wenn es die Absicht des Dichters war, ihm dadurch unsre Achtung zu gewinnen, so hat er auch

diesen Zweck verfehlt, und die Regeln der Wahrscheinlichkeit ohne allen Vortheil aufgeopfert. Meinau, der allen Menschen die schwärzesten und verächtlichsten Gesinnungen leiht, wird oft durch den Anblick des Elends gerührt; dann wirft er sein Geld mit vollen Händen weg, und theilt Wohlthaten aus, die wahrhaftig für den die größten Wohlthaten sind, der sie erzeigt. Handlungen, welche eine unwillkührliche Aufwallung der Sympathie, oder der Verdruß über den Anblick des Elendes, den Grundsätzen zuwider, erzeugt, geben einem Menschen wahrlich einen sehr geringen Anspruch auf Achtung und Beyfall. Wenn er sich dann doch wenigstens diese Regungen der Menschenliebe zum Vorwurf machte — aber er sucht sogar die Gelegenheit auf, wohl zu thun.

Ein noch weit auffallenderes Beyspiel von der Sorglosigkeit des Hrn. von K., wenn es darauf ankömmt, Handlungen und Gesinnungen als poetisch wahrscheinlich, d. h. als nothwendig darzustellen, bietet uns die Sonnenjungfrau dar; ein Stück, dem man es wahrlich nicht ansieht, daß es seine Entstehung dem Willen einer schönen Seele verdankt.

Die Scene dieses Schauspiels, das — zu Deutschlands Ehre sey es gesagt — obgleich von einem beliebten Dichter, dennoch eine sehr kalte Aufnahme erhalten hat, ist in Quito, bey dem Tempel der Sonne. Alonzo, ein Spanier, wirft bey einem Feste seine Augen auf eine der Sonnenjungfrauen, Cora, und verliebt sich in sie. Sie

wirft zu gleicher Zeit ihre Augen auf ihn und — derselbe Erfolg. Sie sehen, daß unsre schönen Geister noch immer an die prädestinirte Liebe glauben, die in der wirklichen Welt eben so selten, als in den Romanen abgenutzt ist. Die beyden Leute sind sterblich in einander verliebt, und die große Schwierigkeit ist nun, wie sie einander näher kommen sollen. Denn diese Liebe, welche einen so geistigen Anfang nimmt, ist doch nichts weniger als geneigt, mit dem leidigen Anschauen zufrieden zu seyn. Die arme Cora von unübersteiglichen Mauern eingeschlossen; der unglückliche Alonzo aus dem Tempel ausgesperrt — sie mögen seufzen, weinen und schmachten, soviel sie wollen, die Mauern werden dadurch keinen Zoll breit niedriger. Was geschieht? Die Götter — denn den Göttern wird ja so leicht, was dem hülflosen Dichter so schwer wird — die Götter haben Mitleiden mit dem zärtlichen Paare. Ein wohlthätiges Erdbeben zersprengt die Mauer. Alonzo ist bey der Hand; Cora ist auch nicht weit; beyde scheinen auf dieses Wunder gewartet zu haben. „Hier öfnet sich die Erde, dort ihre Arme, ihn zu umfangen.“ Die Rendezvous gehen durch den Riß fort, den niemand bemerkt, und die natürliche Folge derselben, ist wiederum — eine Schwangerschaft.

Vergessen Sie nicht, daß Cora eine Priesterinn der Sonne ist, und daß ein schweres Gesetz ihr ewige Keuschheit auferlegt. Sie ist nicht verführt; denn sie kömmt ihrem Liebhaber mit offnen Armen

entge-

entgegen; sie hat auch keine andere Entschuldigung, als das unvermeidliche Schicksal, mit welchem alle gutwilligen Schwestern ihren Fehltritt zu bemänteln suchen. Aber hier haben Sie wiederum Gelegenheit, die Klugheit unsers Dichters zu bewundern. Cora ist mit jenem Gesetze ganz unbekannt; mit einem Gesetze, bey dessen Beobachtung jeder Einwohner des Landes interessirt ist, und welches Alonzo, der Entweiher des Sonnentempels, vortreflich kennt. Es ist in der That ein vortreflicher Einfall des Hrn. von K., daß Cora durch ihren Liebhaber mit der Sünde und dem Gesetz zuerst bekannt gemacht wird.

Doch dieß war es nicht eigentlich, warum ich Sie in den Sonnentempel geführt habe. So geht's. Bey einem jeden Werke dieses Dichters gibt es so viel zu bemerken, daß man sein Ziel leicht aus den Augen verliert. Was schadet es auch? Einem Spaziergänger kömmt es auf einen kleinen Umweg nicht an.

Wenn Cora mit den positiven Gesetzen ihres Standes — aus begreiflichen oder unbegreiflichen Ursachen — nicht bekannt ist, so sollte sie doch wenigstens wissen, was einem Mädchen überhaupt ansteht: sie sollte ihre moralischen Verbindlichkeiten kennen; oder sie sollte endlich — um auch nur das wenigste von ihr zu fordern — einige dunkle Empfindungen von Schamhaftigkeit und Anstand haben. Sie wissen, was Engel sagt: „Von jedem Alter, jedem Stande, jedem Geschlechte haben wir gewisse Gattungsbegriffe festgesetzt, die

wir in den einzelnen Individuen wieder zu finden erwarten; und obgleich Ausnahmen von der Gattung möglich sind, so sind sie doch immer weniger wahrscheinlich, als die unter der Regel begriffnen Fälle.“ Und eine solche unwahrscheinliche Ausnahme der widrigsten Art ist die Geliebte Alonzos. Sie versichert zwar, die Tugend sey ihr heilig; aber alles, was sie weiter sagt und thut, zeigt nur allzugut, daß sie nicht weiß, was sie sagt. Die Keuschheit wenigstens kann sie unmöglich unter die Anzahl der Tugenden rechnen, die einem Mädchen heilig seyn müssen. Sie ahndet nicht einmal, etwas unrechtes gethan zu haben, da sie sich den Umarmungen des Spaniers überließ. — Doch ich muß Ihnen eine Probe geben, wie unser Dichter sich ausdrückt:

Cora. . . . Lieber Alonzo, ich bin jetzt oft krank.

Alonzo. Im Ernst?

Cora. Im Ernst. Ich bin recht oft krank. Aber das muß so seyn. *) Denn bald, bald werd' ich Dich nicht allein mehr lieben. — — — — Nicht wahr, Alonzo, eine Mutter ist doch ein ehrwürdiges Geschöpf?

Alonzo. Wie kömmst du darauf?

Cora. Ahndest du noch nichts? (mit der reinsten und schuldlosesten Freude) Ja ich werde Mutter seyn. — —

Was meynen Sie, mein Freund, zu diesen Mädchenhaften Aeußerungen? Wo ist hier Wahrheit

*) Das muß so seyn? Nun so gar unwissend ist Cora doch nicht!

heit und Sittlichkeit? Wo ist auch nur die Achtung, die man dem Publikum schuldig ist? Glaubt sich dieser Dichter der Natur zu nähern, indem er sich am weitesten von ihr entfernt? Glaubt er vielleicht, daß das Gesetz, welches dem Mädchen Bewahrung der höchsten Reinigkeit anbefiehlt, daß die Schaam, welche das gefallne Mädchen zu Boden drückt, welche sich selbst in der jungen Frau, die zum erstenmal Mutter wird, nicht verläugnet, daß dieses alles nicht Gesetz der Natur, sondern Folge unsrer willkührlichen, bürgerlichen Einrichtung sey? So scheint es beynahe. Denn nicht nur in dem gegenwärtigen Stück schweigt dieser Ruf der Natur, (wie bey den übrigen Sonnenjungfrauen, denen es insgesammt nur an Gelegenheit gefehlt zu haben scheint, um in Coras Zustand zu gerathen;) sondern auch anderwärts behandelt Hr. von K. die wohlgegründeten Begriffe von weiblicher Tugend mit einem so paradoxen Leichtsinn, daß er ihren Verlust fast nur in Rücksicht auf bürgerliche Verhältnisse wichtig zu achten scheint. Im Bruder Moritz verliebt sich dieser Sonderling — den der Dichter als einen sehr vernünftigen Mann und einen richtigen Beurtheiler des Werthes der Dinge zu zeigen bemüht gewesen ist, dessen Paradoxie in weiter nichts bestehen soll, als daß er den Kern von der Schaale zu unterscheiden versteht — er verliebt sich, sage ich, in ein Mädchen, die gleichfalls das Unglück gehabt hat, in aller Unschuld ein Kind zu bekommen. Sie gesteht ihm ihr Vergehen, um ihn von dem Vorsatze, sie zu

heirathen abzubringen. Er setzt ihr folgende Tirade, in welcher der Verfasser ganz das Ansehen hat, seine eignen Grundsätze vorzutragen, entgegen. „Du wirfst mir da schon wieder ein Vorurtheil in den Weg und ich — ich stolpre nicht. Sieh diesen Diamanten, (Diamant) er ist schön, vom reinsten Wasser, er ist mein. Ich bin nicht der erste, der ihn besaß, aber wills Gott! ich werde der letzte seyn, er soll mit mir begraben werden, und da macht mir sein Besitz eben so viel Freude, als hätt ich ihn selbst aus den Minen von Golkonda herausgeholt. (!!) Mädchen, ich fühle, daß du mich glücklich machen wirst, so wie du da vor mir stehst. Du sprichst von einer Zeit, in welcher du besser gewesen, als jetzt? Und ich sage Dir, Du bist jetzt besser, als damals. Deine Unschuld war Unwissenheit, Gewohnheit. Du warst gut, weil man Dir gesagt hatte, man müsse gut seyn. Jetzt weißt du, warum du gut bist; jetzt bist du tugendhaft! Und ich sollte das Glück meines Lebens einer Grille opfern? Ich sollte eine Rose nicht brechen, weil ein Schmetterling einen Augenblick mit ihr buhlte? — Was Du einst warst, darnach hab' ich kein Recht zu fragen. Ich weiß, was Du jetzt bist und was du mir seyn wirst. Frägst du mich doch auch nicht, ob ich immer ein sittsamer Jüngling gewesen, ohne alle Liebeley? und in meinen Augen haben beyde Geschlechter gleiche Rechte" u. s. w.

Ich bin müde, Ihnen mehr Beyspiele anzuführen, und ich fürchte, Sie werden schon an den gege-

gegebenen mehr als zur Genüge haben. Ich will also kurz zusammenfassen, was ich an den Charakteren des Hrn. von K. auszusetzen finde. Sie sind insgesammt zu grell. Sie zeigen fast alle nur Eine Seite, ohne Mannichfaltigkeit, ohne allmählige Entwickelung. Was einer in der ersten Scene ist, das ist er in eben dem Grade auch in allen folgenden; und der Dichter scheint kein Mittel zu kennen zwischen dem Fehler, seine Personen aus ihrem Charakter fallen, und dem, sie immer auf einerley Weise handeln und reden zu lassen. Dieses gilt von den Hauptpersonen wie von den Nebenpersonen. Die Kunst unsrer besten dramatischen und Romanen-Dichter, die verschiedenen Ingredienzien eines Charakters nach und nach an das Licht zu bringen, eine durch die andere zu beleuchten, und so endlich den Charakter in seiner völligen Ründung darzustellen, scheint er eben so wenig zu kennen, als die Kunst, die Begebenheit selbst, allmählig, durch wahrscheinliche Mittel, dem entscheidenden Punkte nahe zu bringen. Für das Studium des menschlichen Herzens sind daher seine Stücke von einem äußerst niedrigen Werthe. Man sieht wohl, daß diese Menschen Empfindungen und Leidenschaften haben, weil sie es sagen: aber von der Leidenschaft selbst und ihrem Wesen erfährt man nichts weiter, als was man hinzubringt.

Denn daß man ja alles recht genau erfahre, dafür hat der Hr. von K. überall gesorgt. Will er uns wissen lassen, daß jemand für seine Ausbildung gearbeitet, sich Talente und Kenntnisse er-

worben hat, so läßt er dieß nicht etwa aus der Denkungsart, den Sitten und dem Ausdrucke dieser Person errathen, sondern wir müssen es gemeiniglich geradezu aus ihrem eigenen Munde erfahren. Die Madam Müller, in Menschenhaß und Reue, sieht den Bruder ihrer Gebieterinn zum erstenmal, und in der ersten Viertelstunde kramt diese bescheidne und niedergeschlagne Frau eine solche Menge von Kenntnissen aus, daß wir sogar den Namen des Componisten erfahren, dessen Sonaten sie spielt. Ich dachte dabey an unsern M**, der mich bey der ersten Bekanntschaft, in einer halbstündigen Unterredung, ohne Affektation, mit dem ganzen Schwall seiner Romane, Schauspiele und Dialogen bekannt machte. Eine andere sinnreiche Allegation, *) jener des Crösus ähnlich, da er den Scheiterhaufen bestieg, können Sie in dem Kinde der Liebe finden; und der Sonderling, der sonst wenig liest, weiß seine Lektüre so gut zu nützen, daß er dem Dichter zu einem unerwarteten Ausgange verhilft. Bisweilen bilden auch die Personen ihren Styl sogleich nach ihrer neuesten Lektüre. Meinau erscheint im ersten Akte mit Zimmermanns Einsamkeit in der Hand. Im vierten Akte kommt er mit einer Tirade angestochen, von der man schwören sollte, sie wäre aus jenem Buche entlehnt. „Wenn du wüßtest, wie mich jedes fremde Menschengesicht anekelt, wie ich lieber auf Millionen Nadeln sitzen möchte, als auf einem gepolsterten Stuhle in euren eleganten Zirkeln;

*) O Zadig! S. 118.

Zirkeln; wie mir das auf den ganzen Tag meine beste Laune verderbt, wenn ich nur von ferne einen Menschen auf mich zukommen sehe, dem ich nicht mehr ausweichen kann, und vor dem ich also den Hut abnehmen muß" u. s. w.

So wäre ich denn unvermerkt auf den zweyten Theil meiner Beurtheilung gekommen, in welchem ich Ihnen zu zeigen versprach, daß es dem Hrn. von K. an einer gewissen Eigenschaft fehle, die weder Genie noch Kunstfleiß ersetzt, ich meyne an Geschmack. Dieser Mangel zeigt sich überall in den gröbsten Verletzungen der Einheit des Tons, der ziemlich oft der Ton der schlechten Gesellschaft ist; in einer unleidlichen Vermischung des Komischen mit dem Ernsthaften, der Würde mit dem Gemeinen und Niedrigen; in schneidenden Contrasten der Charaktere sowohl, als der Situationen.

Ich habe Ihnen schon in dem Anfange meines Briefes gesagt, daß in allen diesen Stücken einige Tölpel vornehmen und niedern Standes auftreten, welche die edle Bestimmung haben, theils auf eine indirekte Weise, theils, wie der österreichische Kasperle, geradezu und ohne Umschweife, das Zwergfell der Zuschauer in Bewegung zu bringen. Neben einem vernünftigen Mann kömmt immer ein Narr zu stehen, und immer ein so ekelhafter platter und nichtswürdiger Narr! Der Graf von der Mulde in dem Kinde der Liebe, der Graf von Stierenbock im Bruder Moritz, Schmid in den Indianern, dieß sind unsers Dichters Narren aus

der bessern Classe, und doch glauben Sie mir, wenn ich Ihnen die Bekanntschaft dieser Menschen näher als dem Namen nach machen sollte, lieber wollte ich auf das Vergnügen Verzicht thun, Ihnen zu schreiben.

Das Komische der eigentlichen Lustigmacher, welche in diesen Schauspielen Schaarenweise auftreten, besteht entweder in gewissen angewohnten Redensarten, die sie bis zum Ekel wiederholen, oder auch darin, daß sie ihre Dummheit, ihre schlechten Gesinnungen, ihre Niederträchtigkeit ohne Zurückhaltung, mit der größten Schaamlosigkeit und Einfalt, an den Tag legen. Eine Kammerjungfer, welche unaufhörlich von der vornehmen Kutscherfamilie spricht, aus der sie entsprossen ist; ein Wirth, der von seinem Weine rühmt, daß er einen tüchtigen Satz zurücklasse; ein Dichter, welcher ein Frühstück zur Hervorbringung der Begeisterung braucht, und unzählige dergleichen Karrikaturen, laufen einem überall in den Weg, gerade wo man sie am wenigsten erwartet hätte. Doch nein — nachdem ich eine so beträchtliche Anzahl Kotzebuischer Schauspiele gelesen habe, bin ich immer darauf gefaßt, nach jeder ernsthaften und rührenden Scene, eine Harlekinade zu sehen, welche die Quelle der Thränen verstopfen, und das Lachen mit dem Weinen paaren soll.

Das Gemeine, das Niedrige, das Platte, scheint recht eigentlich die Sphäre zu seyn, in welcher sich dieser Dichter gefällt. Würde er sonst immer wieder darauf zurückkommen, würde er so dabey verweilen, wenn es nicht con amore geschähe?

schätze? Er besitzt unstreitig das Talent zu rühren; ein schätzbares Talent, wenn es mit Sparsamkeit genützt wird: denn an sich wird Rührung doch nicht der letzte und einzige Zweck eines Werks der schönen Kunst seyn können, so wenig, als die Motion, welche die Rührung hervorbringt, die Absicht ist, warum man das Schauspiel besucht. Aber gleichwohl ist auch hier meist mehr Geschwätz als innige Empfindung, und ich wüßte aus allen diesen Schauspielen nicht Einen herzerhebenden, nicht Einen wahrhaft großen Zug auszuheben. Fast alle Charaktere sind von einer gemeinen Natur, und selbst da, wo er absichtlich Gemälde des Edelmuths aufstellen will, fällt er entweder in das Romantische und Paradoxe, oder ein unwiderstehlicher Hang zieht ihn aus der Höhe in die Tiefe hinab. Belege zu dieser Anklage sind durch alle seine Stücke zerstreut. Ich will Sie nicht damit heimsuchen, und Sie werden mir es wahrscheinlich Dank wissen, daß ich Zeit und Papier zu etwas besserm spare, als platte Einfälle abzuschreiben. Sind Sie indessen begierig, die Stärke des Kotzebueischen Geistes in seinem ganzen Umfange kennen zu lernen, und scheuen Sie gleichwohl das Postgeld für die Uebersendung der ganzen Werke dieses Dichters, so will ich Ihnen einen Auszug aller seiner schlechten Einfälle von *** verfertigen lassen, dessen sichern Takt für alles Platte und Niedrige, so wie sein schallendes Lachen wir oft bewundert und angestaunt haben.

Es ist Zeit, daß ich schließe. Wenn ich Ihnen zu lange bey diesem Schriftsteller verweilt zu haben scheine, so schieben Sie dieses auf die Macht des Beyspiels, das meine Nation mir giebt. Und Sie wollen es ja selbst, daß ich auch die Meteore an unserm Himmel beobachten, und Ihnen meine Beobachtungen mittheilen soll.

Zunächst werde ich Sie mit den neuesten Werken eines Schriftstellers bekannt machen, den Sie schon seit langer Zeit als Schauspieler und Dichter schätzen. Bis dahin leben Sie wohl.

IX.

Vermiſchte Nachrichten.

Deutſchland.

Berlin bey Vieweg dem ältern. Hohe Ausſichten der Liebe. Von Franz v. Kleiſt. 31. S. kl. 4. auf geglättetem Papier mit einer ſchönen Vignette von Bolt nach Cipriani. Dieſer junge Dichter, der einen den deutſchen Muſen ſo werthen Namen führt, verräth glückliche Anlagen, eine lebhafte Phantaſie und ein warmes Gefühl; ſeine Verſe ſind ſehr ſanft und wohlklingend. Doch ſind mit dieſen Vorzügen auch weſentliche Mängel verbunden, die die gerechte Kritik, zum Beſten des Verf., nicht mit Stillſchweigen übergehen darf. Der Ton iſt faſt durchgehends zu geſpannt, der Plan iſt nicht ſichtbar, die Uebergänge ſind nicht genug verſchmolzen, und der Ausdruck wird oft, durch den allzureichen Schmuck, ſo ſchielend, daß man den Sinn des Dichters nur mit Mühe und zuweilen gar nicht errathen kann.

Holde Zauberinn der Freude,
Fantaſie, dein Göttertraum
Schimmert mir im Feuerkleide
Mit der Hoffnung Glanzgeſchmeide
An des Aethers goldnem Saum!

Welch eine ſonderbare Idee! Die frohen Träume der Phantaſie ſchimmern am Saume des Aethers!

Wie

Wie kann man dem Aether einen Saum zuſchreiben?

Auf! ſchon glüht Empfindungsflamme
In der Seele tiefſtem Schoos,
Hoch entkeimt aus Götterſtamme
Reißt ſie von dem Erdendamme
Der Verbindungen ſich los,
Fliehet vor des Laſters Schlamme u. ſ. w.

Iſt dieß Sprache der Empfindung? Flamme reimt ſich freilich gut auf Damme, ſonſt aber findet nicht das mindeſte Verhältniß zwiſchen beyden ſtatt. Die Antitheſe von dem tiefſten Schoos und hoch entkeimt (!) iſt zu ſpielend, und wie ſeltſam und dunkel iſt der Ausdruck Erdendamm der Verbindungen.

In Minnona's Zauberblick
Strahlt mir Gott und Welt zurück.

Eine Hyperbel, die man ſelbſt dem Wahnſinn der Liebe nicht verzeiht. Auch müßte es wohl heißen: Aus M. Blicke —

Leicht aus Roſenglut geſponnen
Iſt der Liebe Morgenkleid,
Aus des Schöpfers Hand entronnen,
Und von Grazien erſonnen
Zu des Lebens Seeligkeit!

Das Widerſinnige dieſer Vorſtellung iſt zu einleuchtend, als daß es einer Entwicklung bedürfte. Gleicher Tadel trift folgende Zeilen:

An des Buſens Schwanenbogen
Hab' ich Wonne eingeſogen,

Wonne

Wonne, wie kein Gott sie trank,
Wie sie nie vom Himmel rann,
Und kein Cherub sie ersann.

Eine Strophe weiter hin tritt Zevs auf, dann erscheinen wiederum Engel u. s. w.

Wenn der Thau die Halme näßt,
Häos aus der Dämmrung Schleyer u. s. w.

Eine Aeos oder Eos kennen wir wohl, aber keine Häos. Man sollte nie Gelehrsamkeit affektiren, die man nicht besitzt. — Ein großer Theil der dunkeln und gezwungenen Ausdrücke entstand gewiß aus der von dem Verf. gewählten Versart, die sehr auf den Wohlklang berechnet ist, aber auch, zumal in unsrer reimarmen Sprache, ungemeine Schwierigkeiten hat, die sich vielleicht nur mit Aufopferung wesentlicherer Vorzüge überwinden lassen.

Halle: Horazens Brief über die Dichtkunst, übersetzt von G. W. C. Starke. 1791. 4o. S. 8. Abermals ein verunglückter Versuch. Hr. St. spricht zwar von Beyfall, den die ausgestellten Proben seiner Arbeit erhalten hätten; allein das beweist weiter nichts, als daß es Leute gibt, die es so genau nicht nehmen, und rauhe, holprige, prosaische Zeilen schon für Verse gelten lassen, wenn ein bestimmtes Sylbenmaaß auch nur so so beobachtet ist.

Oftmals täuschet uns Dichter, verehrtes Geschlecht der Pisonen,
Gar ein blendendes Ideal. Kurz strebt' ich zu seyn, und

Wurde

Wurde dunkel, ich wollte nur Leichtigkeit athmen, und Kraft und
Mächtiges Feuer ersterben. Der preßt sich zur Größ' — und er schwillt nur u. s. w.

S. 31. Alle fallen dem bey, der das, was frommet und das, was
Reizet, verwebt, und den Leser vergnügt, indem er belehrt. Sein
Werk u. s. w.

Ebendas. Doch gibt's Fehler, denen man willig verzeihet, denn auch die
Saite versagt wohl den Ton, den Hand und Wille begehrt, und u. s. w.

S. 32. So ist mir, wer Vieles versteht, ein Chöril, den ich zwey bis
Dreymal, wo's ihm gelang, mit Lachen bewundre, so wie michs
Dauert, so oft der gute Homer entschlummert, und doch wen u. s. w.

Horazens Verse sind bisweilen etwas nachläßig, aber niemals liederlich. Daß der Sinn selten ganz verfehlt worden, ist bey einem so oft und gut übersetzten Stücke kein Verdienst.

Berlin bey Maurer: Ovids Verwandlungen. Aufs neue verdeutscht. Erster Theil, das erste bis fünfte Buch enthaltend. 1791. 130. S. gr. 8. Der Uebersetzer schon verdeutschter Werke, der seine Vorgänger, und zwar den besten von ihnen, nicht in manchem Betracht hinter sich zurücklaßt, verschwendet seine Zeit und Mühe auf eine höchst unnütze und undankbare Weise. Wir fürchten sehr, daß dem Vers. dieses Versuchs dieser Vorwurf

Vorwurf gebühre. Seine Ueberſetzung iſt treuer, oder vielmehr wörtlicher, als die im Jahr 1785 erſchienene von einem gewiſſen Ferdinand ***, in Rückſicht auf Schönheit, Angemeſſenheit des Ausdrucks, Wohlklang der Verſe ꝛc. ſteht ſie ihr unendlich nach.

Vor der Erde, dem Meer und alles bedeckendem Himmel
Hatte des Weltalls ganze Natur nur einerley Anblick,
Chaos genannt; eine rohe und unbearbeitete Maſſe,
Nichts als eine untaugliche Laſt, und zuſammengeworfne
Stets zwieträchtige Stoffe nicht wohl verbundener Dinge.
Noch ertheilte der Welt ſein Licht kein ſtrahlender Titan;
Phöbe verjüngte auch nicht die neuerwachſenden Hörner.
Weder ſchwebte die Erd', von eigner Schwere gewogen,
In der ringsum gegoſſenen Luft; noch Amphitrite
Hatte die Arme geſtreckt am langen Rande der Erde
u. ſ. w.

Von eigner Schwere gewogen, ponderibus librata ſuis. Es iſt doch gut, wenn man, eh man zur Feder greift, ein wenig unterſucht, ob das auch einen Sinn gibt, was man niederſchreiben will? Wie konnte der Verf. terrae und tellus beydes durch Erde überſetzen? Wie lächerlich klingt es bey ihm: „Vor der Erde (V. 1.) d. h. eh noch Erde war, war da, wo Erde war (V. 15) —

Doch auch leichtere Stellen gelingen dem Verf. nicht viel besser.

Aber indeß erfüllen Pyroeis und Aethon und Phlegon
Und Eous das vierte, Sols geflügelte Roße,
Mit dem Flammengewieher die Luft, und stampfen am Riegel.
Wie ihn Thetys unwissend, was jetzt dem Enkel bevorstand,
Wegstieß, und der unendliche Weltraum wurde geöffnet,
Rissen sie aus, und schnitten mit luftdurchschwungenen!! Füßen
Die begegnenden Nebel hindurch, und gehoben von Flügeln
Eilten sie dem von Osten zugleich gekommenen Wind vor.

Hat sich hier auch nur die mindeste Spur von dem Geist, der Leichtigkeit und dem ungekünstelten Wohllaut der ovidischen Verse erhalten?

Berlin bey Mylius: Des P. Ovidius Naso Verwandlungen mit Anmerkungen für junge Leute, angehende Künstler und ungelehrte Kunstliebhaber, versehen von August Rode. Zwey Theile. 365 und 423. S. gr. 8. 1791. Unbedingt geben wir dieser prosaischen Uebersetzung vor jener versificirten den Vorzug. So weit sie auch von der Vollkommenheit entfernt, so nachläßig oft der Ausdruck, so gesucht er wiederum ist, so wenig Sorgfalt auf Numerus und Vermeidung auffallender Härten gewendet worden (Als also — also alles)

les) so sonderbarer und schleppender Wortfügungen Hr. R. sich nicht selten bedient (weder gerade Trompeten noch gekrümmte Hörner gab es aus Erz — das dritte nach diesem erfolgte das eherne Geschlecht tertia post illam successit a. p.) so unedel oft die Sprache ist — so lesen wir doch mittelmäßige Prose unendlich lieber, als mittelmäßige Verse. Die Anmerkungen finden wir, so weit wir sie durchgangen, aus guten Quellen geschöpft, und zweckmäßig.

Hildburghausen bey Hanisch: Anleitung zur Bildung des Geschmacks für alle Gattungen der Poesie von W. F. Hezel, der W. D. etc. etc. etc. Erster Theil 294. S. Zweyter Theil 144. S. 8. 1791. Der Hr. Hof-Pfalzgraf ist so sehr von dem Werth seiner sämmtlichen Werke und so auch von der Nutzbarkeit gegenwärtiger Schrift überzeugt, daß es Thorheit wäre, ihn eines Bessern belehren zu wollen. „Daß mein Büchlein seinem Zweck entspricht, dafür spricht schon gemachte Erfahrung lauter, als irgend ein gestrenger Herr von Bücherrichter schreyen kann!!“ Wir wenden uns also von Hr. H. zu unsern Lesern, und sagen diesen in aller Stille, daß dieses Buch nichts als eine höchst entbehrliche und gedankenlose Compilation aus Sulzer, Eschenburg, Schütz ꝛc. ist. Was Hr. H. von dem seinigen hinzugethan, ist unbedeutend oder unrichtig. Wie sehr sein eigener Geschmack noch Ausbildung bedürfe, beweisen die elenden Verse, die er nicht selten neben die schönsten Poesien als Muster aufstellt. Z. B. I. 252.

Jetzt ist die kalte Winterzeit
Mein Schindeldach ist überschneyt,
Das ganze Feld ist kreideweiß,
Mein Weiher ist bedeckt mit Eis.

Ich aber bleib bey hellem Muth,
Mein Pfeifle Tobak schmeckt mir gut,
Von mir wird mancher Span geschnitzt,
Wenns Weible bey der Kunkel sitzt.

Die Kinder hüpfen um mich 'rum
Und singen Heisa Dudeldum u. s. w.

Stax.

Stax schreyt und eifert mit Gewalt,
Und schilt auf Wollust, Trunk und Schwärmen;
Doch seht, der Winter ist sehr kalt,
Drum muß die junge Magd ihn wärmen.

Der abgewiesene Arzt.

Ein Bauer ließ den Doktor kommen,
Vom starken Husten frey zu seyn,
Er kommt und hustet selbst.
»Nun hab ich schon vernommen,
»Ihr könnt vom Husten nicht befreyn;
»Es thut mir leid, Euch zu beschweren,
»Geht heim und lernt erst euern Husten wehren.«

Der Verf. dieser beyden herrlichen Produkte ist nicht genannt. Sollte es der Hr. D. selbst seyn? Doch wenn auch nicht; schon daß er sie schön findet, ist einem Geschmackslehrer nicht zu verzeihen. Nun auch ein paar Proben von des Verf. Urtheilen und Litteraturkunde. Das Rondeau ist ein französisches Dichtungsspiel ohne Werth. O Hr. D. das einzige Rondeau A la Fontaine ist mehr

werth,

werth, als Ihr ganzes dickes Buch! „Das Heldengedicht des Trissino ist schlecht.“ Dieß Urtheil klingt sehr komisch aus dem Munde eines Mannes, der die ebenangeführten Verse musterhaft findet. Aber, ein Wort im Vertrauen Hr. D.: Haben Sie den Trissino gelesen? Können Sie ihn lesen? „Zachariäs Renommist ist ein Muster der komischen Epopöe.“ O der erleuchtete Lehrer des Geschmacks! „Das Wunderbare in der Iliade könnte man abschneiden, ohne daß sich das Ganze verringerte. Alles bleibt auch dann immer noch groß genug.“ O gewiß und zu groß noch für Leute, die „Fortunens Pranger von Bürger für ein fürtreflich Gedicht halten, das eine große Aehnlichkeit mit der Satyre der Asiaten haben soll.“ Gern wollten wir den Asiaten dieß fürtrefliche Gedicht schenken, und Hrn. Hs. Anleitung mit ihren asiatischen Geschmacksurtheilen dazu. Im II. Th. S. 51. gibt Hr. H. ein sehr lustiges Recept zu einem Lustspiel. „Statt der gewöhnlichen, armseligen, episodischen Scenen ists besser, wenn einer oder ein paar Personen ihre Gedanken über das bereits Geschehene, oder über die gegenwärtige Lage der Sachen, oder über das, was noch geschehen soll, ihre Gedanken äußern.*) [Und das wäre nicht episodisch? Nicht armselig?] Sie können Betrachtungen anstellen, wodurch das

*) Diese Periode hat den Fehler, daß sie zu viel Gedanken enthält. Ein Vorwurf, den man Hrn. H. — zur Steuer der Wahrheit sey es gesagt — sehr selten machen kann.

in der Handlung liegende lehrreiche und Unterrichtende im hellsten Licht erscheint. Nur muß das nicht der Dichter auf eine alltägliche Art thun, sondern feine treffende Anmerkungen zu machen, und den moralischen oder philosophischen Wahrheiten ein Licht oder Kraft zu geben wissen, wodurch sie auf immer lebhaft und unvergeßlich bleiben. Und hier können treffende Sentenzen, Maximen und Beobachtungen in ihrem vollen Lichte erscheinen. Kurz, ein Lustspiel dichten, ist schwer, und nur guten Köpfen zu rathen." Und was ist denn Ihrer Meinung nach leicht? Und welche Dichtungsart rathen Sie schlechten Köpfen an? „Muster einer Heldenoper ist Otto der Schütz!" Bey Anführung der schönen Lessingschen Allegorie: Ich bin wahrlich nur eine Mühle und kein Riese u. s. w. bemerkt Hr. H. mit einer weisen Miene: „Hier zeichnet Lessing sein Verhalten bey gewissen kritischen Angäffen in einer feinen Allegorie mit Anspielung auf die Begebenheit des Don Quixote mit der Windmühle." So profund gelehrt, so bedeutend sind Hr. Hs. Bemerkungen durchaus. Stephanie und Willi werden unter die besten Lustspieldichter gerechnet. — Berni soll Bojardos Orlando inamor. vollendet und umgearbeitet haben! Das erstere that nicht B., sondern Agostini, und Umarbeitung ist Bs. Travestirung so wenig, als Scarrons travestirter Virgil eine Umarbeitung der Aeneide ist. — Die ausländischen Namen sind meistens entstellt. Morganta — Ricciodetto — Casotte — Araucona — Arau-

Arauca — Gnidi — Erugoni — Guinault — Lope de Vega. Hr. H. klagt über Druckfehler; allein warum hat er sie in den Erratis nicht verbessert? — Aus den angeführten Stellen kann man sich schon ohngefähr einen Begriff von dem Styl des Hrn. Hofpfalzgrafen machen: hier sind noch ein paar kleine Proben. I. Th. 274. „Das Mädchen von Orleans von Voltaire gehört ebenfalls hieher, und ist treflich: nur unbeschelden und zügellos in Sitten, und leichtsinnig in der Religion (ein Gedicht!) noch mehr, als in der Henriade.“ S. 276. „Meisterstück ist der Orlando fur. In diesem Gedichte herrscht zwar Regellosigkeit des Zusammenhangs (so wie in Hrn. Hs. Styl eine große Verwirrung der Ordnung) ist aber (wo bleibt der Nominativ?) dabey voll unendlich vollkommner Dichtung.“ 279. „Unter den Neuern ist die Messiade ein Meisterstück, das mit jeder Nation um den Rang streitet, verdient Kritik, Zergliederung und — studirt zu werden!“ Auf eine solche Trivialität, und Absurdität (denn, verdient die Messiade unter allen Epopäen allein studirt zu werden?) mußte freylich durch einen Gedankenstrich aufmerksam gemacht werden!

Stuttgard: Vermischte Gedichte von D. E. F. Hübner. Mit Klaviermelodien von Abeille. Erste Sammlung 1790. 271. S. 8. Zweyte S. 232. S. 8. 1791. Durch zwey dicke Bände voll Verse hat Hr. H. den vollständigsten, unumstößlichen Beweis geführt, daß es ihm

gänzlich an poetischem Genie, und fast eben so sehr an Geschmack fehle. In den verschiedensten Gattungen hat er sich versucht, in keinem aber die Schranken des Mittelmäßigen überstiegen. In einigen, besonders dem Epigramm, sinkt er noch tiefer zum Schlechten und Platten herab.

Grabschrift eines Hörnerträgers.

Zwey Hörner deckt dieß Grab,
Doch wähne nicht, es hab'
Ein Bock hier seine Ruh,
Es war ein Mann, wie du.

Folgendes Ding soll naiv seyn:

Die heilige Siebenzahl.

Kaum sieben Winter war ich alt,
So schielt' ich schon nach Mädchen,
Und wußte, wer die Schönste war
In meinem Vaterstädtchen.

Schon spielt' ich gerne blinde Kuh,
Und wohl auch Pfänderspiele,
Und hatt' im Spiel, ich weiß nicht was
Für närrische Gefühle.

Mich lockte zwar ein Purpurmund
Bereits zu frohen Küssen,
Doch tiefversteckte Reize wollt'
Ich damals lieber wissen u. s. w.

S. 79. 2r B. ein ganz neumodisches Sonnet aus zwey achtzeiligen Strophen! Bisweilen fällt der Verf. gar ins Pöbelhafte I. B. S. 51. In einer Uebersetzung des niedlichen italienischen Liedchens chi puo mirarvi? kömmt folgende Strophe vor:

Sie sey nicht spröde
Doch nicht zu blöde,
Ein wenig schnurrig,
Doch nicht zu kurrig.

Am erträglichsten gelingt dem Verf. noch der Erzählungston in der Romanze und Ballade. Die Erfindung aber ist auch hier meist sehr armselig. Z. B. Ein Fräulein verliebt sich in einen Waldbruder, der sie in seine Klause aufnimmt, und — — Der Vater kömmt mit Roß und Mann, seine Tochter zu holen. Eh dieß aber geschieht, schlägt sie der Einsiedler mit einem Beile todt, und vergräbt nicht etwa den Leichnam, sondern verbirgt ihn — im Stroh, wo ihn der Vater natürlich gleich findet.

Und als der Vater kam und fand
Die liebe Tochter todt,
Da befahl er seine Seele Gott
Und starb vor Noth und Gram.

Der Eremit wird nicht, wie man erwartet, nach Urthel und Recht, gerädert oder geköpft; er stirbt eines viel poetischern Todes. Der Donner erschlägt ihn, und

Drey Teufel jagen alle Nacht
Sobald die Glocke zwölfe kracht
Ihn um die Zelle her!

Rom (Wien) Das Mädchen von Orleans, travestirt von Ritter Fas. Erster Band. 1791. 294. S. 8. Herr Blumauer hatte noch vor diesem Verf. den Einfall, die Pucelle zu burleskisiren, wie er denn auch wirklich eine Probe dieses

ſeltſamen Unternehmens in ſeinem Muſenalmanach bekannt machte. Jetzt kömmt ihm ein anderer zuvor, der ſeine Manier ſo ziemlich zu treffen weiß. „Ein großer Theil unſers leſenden Publikums, beſonders Damen von feiner Empfindung, trugen Scheu, der berüchtigten P. d'Orleans ein Plätzchen auf ihrer Toilette zu vergönnen oder mußten ſie Wohlſtands halber hinter den Gardinen verbergen, weil ſie öfters mit zu auffallender Nudität einherging, und es doch immer für züchtige Augen nicht ganz ſchicklich war, neugierige Blicke darauf zu werfen. Dieſem nun ſuchte man hierin mit einem ſaubern Milchflor nach der neueſten Mode abzuhelfen u. ſ. w.“ Wundershalber wollen wir doch ein paar Nuditäten des Franzoſen neben den Schleyer des Deutſchen ſtellen:

Deja trois dez roulans ſur ſon *beau ſein*
Vont decider au jeu de Saint Guilain
Le quel de deux doit tenter l'aventure — —
Die böſen Buben kollerten
Gar auf ihr rundes Bäuchelchen
Ums beſte Loos den Würfel.
Jambe meurtrie et la feſſe ecorchée — —
Und ach! Sorelchen war zerdrückt,
Ihr Klebt zerrieben und zerſtückt
Das Hemdchen vorn und hinten.
Parler ainſi, mettre Agnes toute nue
C'eſt même choſe; et la belle eperdue etc.
Sie rang und bat, umſonſt; Er packt
Und kollert ſie aufs Bette,
Und hielt ſie man ganz faſernakt — —

Le maletier —
Brûla soudain d'une flamme nouvelle:
Il lâcha prise, et j'eus la preference.

Da ficht den Galgenschwengel,
Wer weiß was für ein Teufel an,
Er läßt die halbgesprengte Bahn
Und kömmt auf mich geschossen.

Dem Pöbel verzeiht man es, wenn er keinen Unterschied zwischen Witz und Zoten machen kann; allein was soll man von dem Geschmack einer Nation denken, bey der Ritter, Schriftsteller, die für Damen von Stande schreiben, eine solche Sprache führen und auf Beyfall rechnen können?

Strasburg, Gedichte eines Franken am Rheinstrom. 1791. 246. S. Die Franzosen prophezeihen große Dinge von dem Einfluß der neuen Reihe der Dinge auf ihre Poesie; allein die seit dieser Zeit erschienenen Gedichte entsprechen diesen hohen Erwartungen wenig. Vielleicht ist es im Buch des Schicksals beschlossen, daß wir Deutsche mehr politische und poetische Vortheile von dieser großen Revolution haben sollen, als die Franzosen selbst. Diese Gedichte eines jungen Mannes, der sich unter der Vorrede August Lamey nennt, verrathen, als erste Versuche betrachtet, sehr glückliche Anlage. So roh und ungefeilt der größte Theil derselben noch ist, so fehlt es doch wenigen ganz an schönen Stellen. Welcher gute Dichter dürfte Verse, wie folgende, nicht für die seinigen erkennen? Sie sind aus dem ersten Gedichte: An das Volk.

Sie dachten nicht daran, die stolzen Wüthrige,
Daß du sie stürzen kannst von ihrer Schwindelhöh.
Du fährest plötzlich auf: die bunten Wimpel wallen;
Ein Riese stehest du, und wirst nicht wieder fallen.
Sie locken dich umsonst zurück zur Sklaverey:
Du hast gekämpft, gesiegt, du bist auf ewig frey.
Das neugeborne Kind, schon groß durch seine Siege,
Zerdrückt, wie einst Alcid, die Schlang in seiner Wiege.
Der Hierarchen Fluch zerflattert in der Luft;
Der Adel flieht umsonst zu seiner Ahnen Gruft,
Die sichre Zuflucht einst, die Freystatt seiner Ehre:
Nicht Gräber schützen ihn, nicht jene mehr Altäre.
Seht, Stolze, das Panier, das dräuend vor euch steht,
Seht, und erkennet nun des Volkes Majestät.

Nicht weniger gut dünken uns nachstehende Strophen aus einer Ode an Deutschland.

Noch vergaß nicht der Sohn gänzlich der Mutter; noch
Liebt der Franke dich auch, edles Germanien!
Hört in freudiger Ehrfurcht
Deiner hohen Gesänge Chor.
Deinen Haynen auch tönt Stimme der Freyheit noch;
Deine Barden beseelt heilige Wahrheit auch,
Bald in spielende Scherze,
Bald gekleidet in strengen Ernst.
Deine Sprache, sie fließt flüchtig durch Bluhmen hin,
Mahlet sanftes Gefühl, hebet der Tugend Reiz,
Schmelzt in zärtliche Thränen
Weicher Seelen Empfindungen.

Aber

Aber stark und voll Kraft straft sie das Vorurtheil,
Unterdrückung und Schmach, schützet das Menschenrecht,
Und die Hohen des Landes
Schreckt nicht selten ihr Donnerton.
Deine Lieder vernimmt auch der Alsatier!
Kein verächtlicher Stolz fernet sein Herz von dir.
Ewig rühmt sich der Franke,
Daß er Enkel Thuiskons ist.

Stuttgard: Verwandelte ovidische Verwandlungen. Ad modum *Blumauer*i. Mit Anmerkungen. Erstes Buch. 1790. 12. Bog. 8. Zweytes und drittes Buch. 1791. 12. Bog. 8. Leider nur zu sehr ad modum *Blumaueri*, und was noch schlimmer ist, ohne einen Funken von dem ächten Witz, um dessentwillen man jenem Dichter manche Unart verzeiht, die bey einem Versemacher, wie dieser Ungenannte, ganz unerträglich ist. Nur Eine Probe von der schalkhaften Laune des Verf. So kann es ihm nicht schwer fallen, sich funfzehn Bücher hindurch vollkommen gleich zu bleiben. Die Nymphe Koronis erzählt, wie Neptun ihr nachgestellt habe.

Als er dieß sah, verfolgt er mich
Mit Fluchen und mit Toben;
Schon hatt' er mir, noch jetzt heb' ich,
Das Röckchen aufgehoben.
Ich flehte Erd und Himmel an,
Ist niemand, der mich retten kann,
Von diesem geilen Bocke.

Minerven rührte meine Noth,
Sie schützte mich zur Stunde.
Empor flog ich auf ihr Gebot
Vom zähen Erdengrunde.
Neptun seufzt kläglich: Vögeln zu
Fliegst du mein Kind? Ach locktest du
Mich auch dir nach zu — Vögeln!«

Solches Zeug wird in Deutschland zu einer Zeit gedruckt, in der noch ein Wieland, Klopstock, Ramler, Utz, Weiße, Gotter u. s. w. leben und dichten.

Leipzig: Gedichte von J. C. Fröbing. 1791, bey Weidmann. 276. S. 8. Hr. F. hat sich als Volksschriftsteller vortheilhaft bekannt gemacht, als Dichter aber wird er schwerlich den Lorbeer davon tragen. Unter den vermischten Liedern, Erzählungen und Gelegenheitsgedichten finden wir auch nicht Ein Stück, das uns des Druckes werth schiene. Die launig seyn sollenden Stücke sind gezwungen und frostig. Nur unter den geistlichen Gedichten sind einige, die ausgezeichnet zu werden verdienen, und die Mühe einer sorgfältigen Feile belohnen können. Manchen sonderbaren, mystischen Ausdruck wünschten wir vorzüglich vertilgt:

Sterbend schielt der Tod hinauf — —
O wie ist mein Herz zerrissen,
O wie klopfet mein Gewissen — —
Und ich reiße mich vom Staube,
Und dein Kreuz umfaßt mein Glaube — —
Wahrheit, Schirmerinn der Schwachen,
Gib uns, um uns stark zu machen,
Deines Mundes mächtgen Stab.

Leipzig

Leipzig bey Kummer: Nachgelassene Schriften des verstorbenen Prof. Musäus. Herausgegeben von seinem Zögling A. v. Kotzebue. Mit Kupf. 1791. 235. S. 8. Mit großem, doch mit Wehmuth und Schmerz vermischtem Vergnügen lasen wir diesen Nachlaß eines unsrer launigsten und originellsten Schriftsteller. Spuren seines Humors, seines Witzes, seines edlen Herzens und der ganz eigenthümlichen Wendung seines Geistes finden sich auch in dem kleinsten und flüchtigsten Aufsatz, der seiner Feder entschlüpfte. Wenn jemand nicht alles hier Gesammelte des Druckes werth achten sollte, so werden wir mit ihm nicht streiten. Um manchem Aufsatze Geschmack abzugewinnen, muß man den liebenswürdigen Humoristen persönlich gekannt haben. Die Züge aus dem Leben des guten Musäus werden immer einigen Werth behalten, bis wir etwas Besseres erhalten. Der Ton dieser kleinen Denkschrift ist, besonders im Eingang, äußerst widerwärtig. Es herrscht darin statt Empfindung Affektation und ein ängstliches Bestreben, bey kaltem Blute warm und tiefgerührt zu scheinen. Der Titel nachgelassener Schriften ist nicht ganz passend, indem einige Aufsätze längst gedruckt waren: z. B. der modische Lebenslauf eines unmodischen Weltbürgers; Lästige Polizeyanstalt für Spaziergänger. Einige von den Gedichten würde man nicht vermißt haben; in den kleinen Gelegenheitsstücken aber an seine Gattinn herrscht eine Herzlichkeit, eine Wahrheit der Empfindung, eine Jovialität, die ihnen

etwas

etwas Anziehendes geben, das manche ungleich poetischere Produkte nicht haben. Die Briefe an Mad. G. schildern kleine häusliche Scenen mit der ihm eigenen Drolligkeit, und enthalten Spuren eines komischen Genies, das unter günstigern Umständen und bey einer frühern Ausbildung Meisterstücke hervorgebracht haben würde. Seine äußerst beschränkte Lage, die Dürftigkeit, in welcher er sein ganzes Leben zubrachte, haben sein Genie nicht ersticken können, allein sie raubten ihm doch bey seinem ohnehin sanften und furchtsamen Charakter das vernünftige Selbstvertrauen, die Größe und den Adel der Denkungsart, ohne die alle Werke der Muse immer etwas Kleinliches, Schwaches und Hinfälliges an sich tragen müssen.

Leipzig bey Weidmann: M. Valerius Martialis in einem Auszuge lateinisch und deutsch, von K. W. Ramler. Fünfter Theil. 1791. 432. S. 8. Mit diesem Bande beschließt Hr. R. seinen Auszug, dessen ersten Theil wir ausführlich beurtheilt haben. Er hat sich nicht, wie man Anfangs zu glauben Ursache hatte, auf eine Auswahl der vorzüglichsten Stücke eingeschränkt, sondern alles verdeutscht, was nur nicht gegen die guten Sitten verstieß, selbst solche Stücke, deren Schönheiten in der Uebersetzung ohnmöglich zu erhalten waren, oder die nur durch Noten verständlich gemacht werden konnten, ja selbst die Xenia und Apophoreta. So wird nun freylich der ungelehrte Leser, der nur genießbare, schöne Poesie sucht, nur dem kleinsten Theil des Buchs Geschmack

schmack abgewinnen können; gleichwohl aber hat Hr. R. keine vergebliche Arbeit unternommen. Seine Uebersetzung nebst den lehrreichen Anmerkungen bleibt für junge Leute, die den Martial studiren wollen, ein sehr schätzbares Handbuch, und vertritt die Stelle eines fortlaufenden Commentars. Der Anhang aus dem Catull enthält nur die kleinern epigrammatischen Gedichte. Wir sagen nichts zum Lobe der Uebersetzung. Ist der Nachdruck, die Feinheit und Eleganz des Originals nicht ganz erreicht, so ist sie doch auch selten ganz verfehlt. Einige kleine Sonderbarkeiten fielen uns auf. Hr. R. hat sich sehr, etwas zu sehr in die Diminutiven verliebt, und braucht sie oft da, wo wir im Original keinen Grund dazu sehen.

Gemelle Castor et Gemelle Castoris
Dir Kastors Zwillingsbrüderchen, und Kastor dir!
Aureolum malum, das Goldäpfelchen.
quod meae puellae
Donarunt Veneres Cupidinesque
— den meinem Mädchen neulich
Die Cupidchen und Charitinnchen schenkten.

Englische Litteratur.

London. The Shakspeare Gallery. A Poem. By Mr. *Jerningham*. Rob. 1791. 4. Jedermann kennt das große, den Nationalgeist der Britten ehrende Institut, das zu diesem Gedicht Veranlassung gab. Der Verf. desselben, ein Dichter von anerkannten Verdiensten, hebt einzel-

ne Scenen aus Shakſpeare's Werken aus, und ſtellt ſie ſo kräftig und maleriſch dar, daß der Künſtler, der ſie zu ſeiner Arbeit benutzen will, manche glückliche Idee daher entlehnen kann. Zur Probe ſetzen wir das ſchöne und verdiente Lob der Boydelſchen Unternehmung her:

Oft have we heard the pure of taſte complain
Of mawkish Portraiture's eternal reign;
Of exhibitions which the art diſgrace,
And pall the eye with many a vacant face.
Let Miniature erect her fairy ſchool,
And 'mid her gewgaws unmolested rule;
Let her bright dome each pleas'd Narciſſus ſeek,
To her let Beauty hold her ſummer cheek!
In fond alluſion to the month of May,
Let her the youthful bride's gay form diſplay;
Let her delineate on her iv'ry plane,
The nuptial ſimper of the happy ſwain!
From theſe we turn to ſcenes of higher aim,
Where Eagle-Genius ſoars to nobler game;
Where Fancy, Reaſon, Taste, in one conjoin'd,
Unfold the workings of th'impaſſiond mind,
Now to the laurell'd, academic band,
To ev'ry artiſt's emulative hand
Munificence upholds her ſacred prize,
And bids the daring reach it from the ſkies.

An Heroic Epiſtle to the King. With a Poſtſcript to the Hon. William Pitt Eſq. dedic. to Peter Pindar Eſq. by his affectionate couſin Thomas Pindar. Ridgway. 4. 1791. Eine glückliche Satyre auf das panegyriſche

sche Neujahrsgedicht des jetzigen Hofpoeten. Die Manier und Laune des Ungenannten hat in der That viel Aehnlichkeit mit der des geistvollen, aber ungefeilten Esq. Wenigstens stechen seine Verse unendlich vor dem großen Haufen ähnlicher Versuche der Nachahmerschaar hervor.

Original Miscellaneous Poems. By *T. Smith.* 1790. 184. p. 8. Hr. S. zeigt sich in diesen Versuchen als einen Mann von edlen, frommen Gesinnungen und feinem Gefühl, aber selten als Dichter. Hätte er seine Gedanken in schlichter Prosa vorgetragen, so würde man wenigstens von ihm gerühmt haben: si laudem non meruit, vitauit culpam. Young ist das Muster, nach welchem er sich gebildet zu haben scheint.

Poems, consisting of Miscellaneous Pieces and two Tragedies. By the late *James Mylne.* 435. p. 8. 1790. Der Sohn des verstorbenen Verf. hat die Ausgabe dieser Gedichte besorgt, von denen er selbst gesteht, daß sie die letzte Feile nicht erhalten haben. Dieß würde man indeß gerne übersehen, wenn die Mängel und Unvollkommenheiten nur durch schöne und große Züge vergütet würden: dieß aber ist der Fall fast gar nicht. Das beste Stück in der ganzen Sammlung dünkt uns das Trauerspiel: The british Kings.

Poems chiefly in the Scottish dialect by *And. Shirresh.* 480. p. 8. 1790. Der Verf. ist ein hülfsbedürftiger, lahmer Buchbinder. Wer darf mit dem Schicksal rechten? so hart es

auch ſcheint, daß die Natur dem Mann, dem ſie Vermögen zum Bücherbinden, nicht zum Büchermachen gab, das erſtere raubte, ohne ihm das letztere zum Erſatz zu ſchenken.

Laurel of Liberty. A Poem. By *Robert Merry*. Member of the Roy. Acad. of Florence. Bell. 1790. 4. Hoher Freyheitsſinn, der feurigſte Enthuſiasmus für Vertheidigung der Menſchenwürde und Rechte beſeelt dieſes Gedicht. Ob der kaltblütige Philoſoph alle Behauptungen des Dichters billigen kann, iſt eine andere Frage, deren Beantwortung hieher nicht gehört. Auch in poetiſcher Rückſicht iſt das Gedicht, bey allen ſeinen Schönheiten, nicht tadellos. Der Ausdruck iſt ſehr oft gezwungen, und die Gedanken verlieren ſich zuweilen ganz unter dem unnützen, ja ſchädlichen Wortprunk, in den ſie gehüllt ſind, und der ihre eigenthümliche Schönheit mehr verſtellt, als erhöht. Wir können uns nicht enthalten, folgende ſehr ſchöne Stelle den Leſern mitzutheilen:

Immortal ſpirit! who direct'ſt the whole,
Eternal nature's vivifying ſoul!
Intelligence! to all ſuperior, join'd
To boundleſs matter, the controuling mind!
Haſt thou amidſt thy works of wonder plac'd
This atom, earth, with varying beauty grac'd,
With circling groves that deck the laughing hills,
With radiant rivers and meandring rills,
Majeſtic mountains in rich verdure gay,
And ſummer ſeas where frolic breezes play;
Taught in full pride the burnish'd roſe to blow
And fragrant lilies ſpread their leafy ſnow,

Taught

Taught in rapt choir the featherd race to riſe,
And pour their ſtreamy warblings o'er the ſkies;
Sent from its living ſource, the day's proud light
And tend'rer beams to bleſs the penſive night;
And *here* ſhall helpleſs man in ſorrow dwell
The victim of deſpair, *here* ſhall he tell
And endleſs tale of woe, how bound in chains,
He leads a life of warfare and of pains;
The ſocial compact, ſelfishly withſtood,
While reptiles feed and fatten on his blood?
'Too long, alas! has deſp'rate force prevail'd
And ev'ry human priviledge aſſail'd,
Too long has myſt'ry wove her ſpell profound,
And falſe opinion fix'd a gen'ral wound;
Fell battle rages, tumults ſhake each land,
And wretches agonize as fools command.
Yes, whereſoe'er deſpotic fury goes,
Its ſteps are marked by rapine and by woes,
Minds, when ſubdued, their native good reſign,
While round the heart the meaner paſſions twine;
Cold ſordid cautiouſneſs each ardour quells,
And ignorance triumphs then and pride compels,
Then friendship ſickens, virtuous love retires,
Hope diſappears and truth itſelf expires etc, etc.

The new Parliamentary Regiſter in a Series of poetical Epiſtles. Dedicated to *Charles Ansley*, Eſq. Author of the New Bath Guide. Ridgeway 1791. Eine treffende Satyre auf die bey den Parlamentswahlen eingeriſſenen Misbräuche, auf deren Abſtellung jetzt ein großer Theil der engliſchen Schriftſteller bey jeder Veranlaſſung dringt. Mr. Simkin B. beſchreibt

in Briefen an ſeine Mutter die Geſchichte ſeiner Wahl, ſeinen Eintritt ins Parlament u. ſ. w. Der Verf. beſitzt ein herrliches Talent, allein ſein Geſchmack iſt ſehr ungebildet, und ſein moraliſches Gefühl, entweder nicht ausgebildet, oder abgeſtumpft. Einige Ausfälle gegen die königliche Familie ſind empörend. Hier iſt eine Probe von dem Witz des Verf. Sir Gregory Gooſe, gleichfalls ein neugewähltes Parlamentsglied,

is a brisk little man, and I hear
Much ſurpriz'd at not beeing created a peer;
But of late they have made ſuch a number, dear mother,
That the houſe has no room, I ſuppoſe, for another.
This is right, for if peers are of uſe in the ſtate,
The more it muſt proſper, the more they create.
The people in France muſt have ſurely been mad,
Who ſo precious a ſtock of nobility had,
To abolish them all by a ſavage decree,
Nor leave themſelves even a ſingle marquis;
What brutes of the heads of their betters to trample!
While we, to avoid the pernicious example,
Their coarſe and unmannerly conduct affords,
Seem almoſt to be growing a nation of Lords.

Und nun noch eine Stelle, aus der man den Unterſchied zwiſchen der engliſchen und deutſchen Preßfreyheit erſehen kann, der nicht geringer iſt, als der Abſtand zwiſchen engliſcher und deutſcher Freyheit überhaupt;

No

No hero of Rome or of Greece, I 'll be ſworn,
When in victory's chariot triumphantly born
Ever look'd (while the cannon proclaimed his approach)
So auguſt as king George in his gingerbread coach.
What immenſe ſatisfaction to loyal beholders,
To ſee his white wig, flowing down his ſhoulders!
With an air how majeſtic! he mounted the throne
To pronounce an oration that was not his own!
For it ſeems 't would be held of all order a breach,
If he had the leaſt ſhare of compoſing his ſpeech;
Which ſingular fact, you'll obſerve, will explain,
The immenſe contradictions thoſe ſpeeches contain;
For his majeſty never, as far as I find,
Was accuſed of too eaſily changing his mind;
And we know that he rather would risk his dominions,
Than meanly relinquish his royal opinions.

Memoirs of his own life. By *Tate Wilkinſon*, Patentee of the Theatres Royal York and Hull. 4 voll. 12. Robinſ. 1790. Sehr unterhaltend und in mancher Rückſicht auch belehrend iſt dieſe Geſchichte eines verdienſtvollen Schauſpielers. Sehr früh entwickelte ſich ſeine Neigung und ſein Talent für die Bühne. Im achtzehnten Jahr betrat er ſie zum erſtenmal, aber mit ſo wenig Beyfall, daß der Direktor ihm geradezu ſagte, es werde nie ein erträglicher Schauſpieler aus ihm werden. Das Schickſal verfolgte

ihn anfangs auf alle mögliche Weise. Bey einer Truppe in Kent ward ihm ein Benefizstück verwilligt; durch einen unglücklichen Zufall aber war das Haus so leer, daß nach Abzug der Kosten die Einnahme nicht mehr, als 10 gl. und zwey Lichter betrug. Seine Liebe zum unstäten Leben trieb ihn durch alle Städte beyder Königreiche, vorzüglich aber fand er in Irrland durch sein Talent der Nachäffung Beyfall. Garrik nahm ihn unter seine Truppe mit einem guten Gehalt, weil er Footen, den Garrik heimlich haßte, sehr komisch nachäffte. Von Garrik, Foote, Johnson und andern berühmten Männern findet man gute Schilderungen und Anekdoten. Foote besaß weit mehr gesellschaftliche Talente und Kenntnisse als Garrik, sein Witz war ungleich blendender und lebhafter. Dabey aber hatte er auch die Schwachheit, das Wort stets allein führen zu wollen. Wenn sonst jemand in der Gesellschaft eine gute Anekdote erzählte oder einen glücklichen Einfall hatte, so war es um seine Laune gethan, und er äußerte seinen Verdruß und seine Eifersucht ohne Zurückhaltung. Er war sehr mitleidig und großmüthig: doch trug er alles, was er that, zur Schau. Er war sehr gastfrey; wer seinen Wein lobte, konnte nicht genug trinken. Ohnerachtet der großen Summen, die er sich erwarb, hinterließ er so wenig, daß es nicht zu den Begräbnißkosten hinreichte. — — Auch Garrik war sehr geizig auf Lob und Schmeicheley. Er war äußerst zurückhaltend, und alle seine Worte standen auf Schrauben, weil er immer fürchtete,

man

man möchte ihm ein Verſprechen abliſten. Glaubte er unter aufrichtigen Bewunderern zu ſeyn, ſo brachte er Zeug vor, das man keinem achtjährigen Knaben verzeihen würde. Johnſon war einſt mit einer großen Geſellſchaft auf Garriks Villa in Hampton, und meiſt ſtumm und nachdenklich, bis endlich ein Bücherſchrank, für ihn der allerintereſſanteſte Gegenſtand, ſeine Aufmerkſamkeit erregte. Er zog die am ſchönſten gebundenen Bücher heraus, ſchlug ſie auf, las die Titel und warf ſie mit einem unnachahmlichen Ausdruck von Verachtung auf die Erde. Garrik ſah dieſem Manöver mit Erſtaunen und Aerger und die ganze Geſellſchaft mit großer Erwartung zu. Endlich konnte ſich Garrik nicht länger halten, und rief voll Wuth aus: Why, d-n it Johnſon, you - you will deſtroy all my books! Johnſon blickte hier auf, machte eine lange Pauſe, faßte Garrik ſcharf ins Auge, und ſagte mit großer Kaltblütigkeit: Look', ee, David, you do underſtand plays, but you know nothing about books. — Auf Wilkinſon zurückzukommen, bemerken wir nur noch, daß er ſich ſehr ausführlich und warm gegen Churchills freylich allzuſtrenges und unbilliges Urtheil vertheidigt, das er in folgenden Verſen über ihn gefällt hatte:

„Shadows behind of Foote and Woodward came,
Wilkinſon this, Obrien was that name,
Strange to relate, but wunderfully true,
That even ſhadows have their ſhadows too!
With not a ſingle comic power indu'd,
The firſt a mere, mere mimick's mimick ſtood.“ —

Of the origin and progress of Language. Vol. V. 8. 470. p. 8. Cadell. 1789. Die ersten Bände dieses Werks haben wir in einer deutschen Uebersetzung erhalten, die aber nunmehr ins Stecken gerathen zu seyn scheint. Dieß ist sehr zu bedauren, denn bey allem Sonderbaren, bey allen Grillen und Paradoxen enthält dieses Werk des gelehrten Monboddo eine Menge der feinsten und scharfsinnigsten Bemerkungen über die Bildung der Sprache überhaupt, und den Charakter der alten Sprachen insbesondere. In diesem Bande handelt er von dem historischen und didaktischen Styl, und wägt die Verdienste eines Livius, Dionys von Halikarnaß, Cäsar, Polybius, Xenophon, Plato, Aristoteles, und unter den Neuern Buchanan, Milton, Lyttleton ꝛc. Auch dieser Band trägt das charakteristische Gepräge von dem Geiste des sonderbaren Mannes. Er verräth die genaueste Kenntniß der alten Philosophie, die, wie man glauben sollte, ihm selbst einen Platz unter den Philosophen verschaffen müßte, dabey aber einen fast unbegreiflichen Aberglauben und eine kindische Leichtgläubigkeit (er glaubt an Dämonen, die er für die Aeltern der Heroen hält, und stimmt einem Plotinus und Porphyrius bey, die Fasten und Diät für ein Mittel ausgeben, mit höhern Wesen in Gemeinschaft zu kommen.) Alles Neue ist ein Greuel in seinen Augen, und er blickt auf alles, was nicht den ehrwürdigen Rost des Alterthums an sich trägt, mit Verachtung. Er ist der eifrigste Bewunderer von Platos Götterlehre und Aristoteles

ſtoteles Philoſophie. Ohne Studium der alten Philoſophie, behauptet er, könne man es in keiner Kunſt und Wiſſenſchaft zu etwas bringen: Locke wäre ein elender Philoſoph, (a wretched ph.) Ariſtoteles hingegen etwas mehr, als ein Menſch. Die Begebenheiten der neuern Geſchichte, meint er, wären nicht der Mühe werth, daß man ſie erzähle, kein Mann von Genie werde es ſeiner würdig achten, die Geſchichte der letzten 50 - 60 Jahre zu beſchreiben. Die jetzige Generation in ganz Europa ſey ſo verdorben, daß kein ander Mittel zur Verbeſſerung übrig bleibe, als das einſt vom Heraklit vorgeſchlagene, alle Menſchen, die über zehn Jahre alt wären, aufzuhängen u. ſ. w.

A Simple Story. By Mrs. *Inchbald.* Robinſ. 1791. 4. voll. 12. Es iſt eine ſeltne Sache, daß eine ſo fruchtbare Feder ſo viel Gutes liefert. Dieſer Roman gehört, ſeiner Fehler ohnerachtet, unter die ſehr wenigen von ausgezeichnetem Werth, die ſeit mehrern Jahren in England erſchienen ſind. Es herrſcht in dieſer Compoſition, ſo wie in dem Charakter der Verfaſſerinn ein männlicher Geiſt. Sie ſchildert den Menſchen und das menſchliche Leben mit kräftigen und kühnen Zügen, und erträgt die Leiden deſſelben mit philoſophiſcher Gleichmuth. Der Styl iſt ſimpel, doch elegant. Die Hauptcharaktere ſind mit ungemeiner Kunſt und Wahrheit gezeichnet. Die Begebenheiten, ſo mannichfaltig ſie ſind, entſpringen alle aus Einer gemeinſchaftlichen Quelle; ſie überraſchen, ohne die Wahrſcheinlichkeit zu verletzen.

Die

Die Erwartung bleibt ſtets geſpannt. Die Kunſt, mit der die Verfaſſerinn dem Ganzen durchaus draſche Form gegeben, gibt ihm einen Reiz mehr. Auf das ungezwungenſte entwickeln ſich die Charatere im Dialog. — Zu den beſſern Romanen der neueſten engliſchen Litteratur gehört auch

Sempronia, 3. Voll. 12. 1790. Der Briefſtyl hat viel Geſchmeidigkeit, das Intereſſe der Handlung iſt nicht ſtark, doch ermattet es nie ganz. Das Ganze iſt nicht vortreflich, aber faſt jede Seite läßt in dem Verf. noch viel unentwickeltes Talent ahnden, das nur einer ſorgfältigen Wartung bedarf, um einſt etwas ſehr vorzügliches zu liefern.

The Louſiad, an heroi-comic Poem. Canto III. By *P. Pindar* Eſq. With an engraving by an eminent Artiſt. 1791. 43. p. 4. Der Titel dieſes neuen Produkts der ungezogenen Muſe P. P. läßt etwas ſchlimmeres erwarten, als man bey näherer Einſicht wirklich findet. Plan hat dieſes Gedicht ſo wenig, als irgend eines von dieſem Verf., aber witzige, ſarkaſtiſche Verſe die Menge. Die königliche Familie bleibt auch dießmal nicht verſchont. Zur Probe ſetzen wir die Stelle her, in der der Dichter das Schickſal der Prinzeſſinnen beklagt:

Now Morpheus o'er each Princeſs ſtole,
And clos'd thoſe radiant eyes that vainly roll!
Eyes! Love's bright ſtars! but doom'd in vain to ſhine;
For, ah! what ſhall you ſay „thoſe orbs are mine"

Then

Then what are eyes, alas! the brighteſt eyes,
Forbid to languish on a lovers ſighs?
The pouting lip, the ſoft luxuriant breaſt,
If coldly fated never to be preſs'd?
Ah vainly thoſe like dew-clad cherries glow;
And this as vainly vies with Alpine ſnow!
The breath that gives of Araby the gales
The voice that ſounds enchantment what avails?
The Juno form, the purple bloom of May,
Gifts of the graces, all are thrown away etc. etc.

No Abolition of Slavery or the univerſal Empire of Love; a Poem. 1791. 24. p. 4. Nicht mit Gründen, ſondern mit Witz erhebt ſich der Verf. gegen die Motion einiger Menſchenfreunde im Parlamente den Sklavenhandel abzuſchaffen. Immerhin mag die Ausführung dieſer Sache vor der Hand nicht thunlich ſeyn, ſo viel bleibt doch gewiß, daß es eine ſehr wichtige, ſehr ernſthafte Sache iſt, die man aus guten Gründen nicht auf eine ſcherzhafte Art behandeln ſollte. Die Sklaverey, ſagt der Ungenannte, läßt ſich doch nicht ganz abſchaffen, ſo lange die Liebe ihre Macht behält. Wir ſind Sklaven unſerer Gebieterinnen; warum ſollten die Negern nicht unſre Sklaven ſeyn? Dieſer Grund hält nicht einmal, als Scherz betrachtet, Stich; denn wer glaubt wohl noch in unſern Tagen an die Sklaverey der Liebhaber?

An Epiſtle to Warren Haſtings Eſq. late Governor general of Bengal. 1791. Stockd. 22. p. 4. Der Verf. iſt ein warmer Freund Haſtings. Er gibt ihm die größten Lobſprüche, und prophezeyht, daß

„When

„When proud oppreſſion withers in the grave,
And honors riſe to decorate the brave;
Then ſhall his name adorn th' hiſtoric page;
Inſpire the patriot and inſtruct the ſage;
While grateful kingdoms reprobate his woes
And give to endleſs infamy his foes.“

Dieß muß die Zeit lehren.

A Picturesque Tour through Holland, Brabant and Part of France made in the Autumn of 1789. Illuſtrated with Copper-Plates in Aquatinta from drawings made on the ſpot. By *Samuel Ireland.* 2. Voll. 8. 230 and 209. p. gr. 8. 1790. Die Idee einer maleriſchen Reiſe durch Holland hat gleich auf den erſten Blick etwas Sonderbares: denn in keinem Lande der ganzen Erde trägt die Natur mehr Spuren von der Herrſchaft der Kunſt, und nirgend gewährt ſie dem Auge weniger maleriſche Scenen. Reiſe durch Gemäldeſammlungen wäre ein ſchicklicherer Titel für dieß Buch geweſen: denn den allergrößten Theil deſſelben nehmen Nachrichten von Gemälden, Beſchreibungen derſelben, Anekdoten von Künſtlern ꝛc. ein. Die Kupfer hat Cornel. Apoſtool in Amſterdam verfertigt.

An Elegy occaſioned by the Rejection of Mr. Wilberforce's Motion for the abolition of Slave Trade. 1791. 4. Der Verf. macht dem Unterhauſe heftige Vorwürfe, daß es den Antrag des Hrn. W. verworfen. Er zeigt einen edlen Eifer für die gute Sache der Freyheit und Menſchenwürde; allein die Heftigkeit, mit der

er

er gegen die Glieder des Parlaments ſpricht, die andere Grundſätze hegen, ſchadet dem Eindruck des Ganzen.

The Odes of Anacreon. Translated from the Greek by the Rev. *D. H. Urquhart*. M. A. Cadell. 122. p. 8. Die große Simplicität und Leichtigkeit, die zu dem Irrthum verführt, daß nichts leichter ſey, als ihn zu überſetzen, hat unſtreitig die ungeheure Menge ſolcher Verſuche in allen neuern Sprachen hervorgebracht. Allein die Beſchaffenheit derſelben, nur äußerſt wenige ausgenommen, iſt der ſicherſte Beweis, wie ſchwer das, was man für ſo leicht hält, in der That iſt. Zur Probe dieſer Ueberſetzung, die oft vollkommen das Anſehen einer Traveſtirung hat, mag folgende Ode dienen:

Ode 39. To himſelf.

When I drink wine, my raptured ſoul
Woos all the Muſes o'er the bowl;
When I drink wine, my cares are gone
To winds that beat the ocean blown;
When I drink wine the ſportive god
Whirls me thro' ſcented air abroad;
When I drink wine 't is then I bind
Garlands with faireſt flowers entwin'd
Which round my temples as I fling
The halcyon calm of life I ſing.
When I drink wine and freely uſe
Ointments which odorous ſweets diffuſe
I claſp my girl, my arms between,
And worship Beauty's peerleſs queen.

When

When I drink wine the wreathed bowl
Midſt much-loved friends expands my ſoul;
Whene 'er my lips full bumpers ſtain
This only is ſubſtantial gain:
This I'll ſecure, whate 'er befall,
Since death 's the common lot of all.

The Actis and Deidis etc. i. e. The Acts ands Deeds of the Illuſtrious Champion Sir William Wallace Knight of Elrisle. 3. Voll. 12. Murray 1790. Ein neuer Abdruck eines bekannten ſchottiſchen Gedichts, nach der alten und richtigen Orthographie. Es iſt mit Noten, Erläuterungen und einem Gloſſarium verſehen. Das Werk iſt äußerſt ſauber gedruckt.

Lindor and Clara or the britiſh Officer: a Comedy in 5. acts. By Mr. *Fennel.* 118. p. 8. 1791. Dieſes Stück, das bis jetzt noch nicht auf das Theater gekommen iſt, hat einzelne gute Scenen, aber in den Charaktern nichts hervorſtechendes, und eine Menge Unwahrſcheinlichkeiten. Die Fabel iſt aus einer Erzählung entlehnt. Dieß iſt ſehr bequem für den Dichter, für die dramatiſche Poeſie aber immer nachtheilig. Die Schauſpiele werden romanhaft und doch alltäglich. Die Perſonen ſprechen in dieſem Stück durchaus entweder witzig oder empfindſam. Alles, wie bey uns, wo der große Hauſe der dramatiſchen Dichter, und ſelbſt mancher der beſſern, aus einer ſtrafbaren Nachſicht gegen den ſchlechten Geſchmack des Publikums, Natur und Wahrheit ganz aus den Augen ſetzen.

Poems

Poems by *Hugh Downman*. M. D. 256 p. 12. 1790. Robinſ. Hr. D. iſt mehr Dichter für den Verſtand, als für das Herz oder die Phantaſie. Schöne, poetiſche Züge ſind bey ihm ſelten, gute Gedanken und richtige Bemerkungen häufig. Auch das Mechaniſche der Poeſie hat er nicht ſehr in ſeiner Gewalt. Folgendes Sonnet dichtete der Verf. in den ſchottiſchen Hochlanden.

I de not blame theſe rocks, and barren hills,
This deſart wilderneſs that round me lyes,
Wild glens, where Nature rude has fix'd her ſeat,
Dark heaths o'er which the ſcreaming l'eagle flies,
While the fierce winds my tottering manſion beat;
For ſavaye pain, the worſt of human ills
To ſcenes of pure and exquiſite delight
Where round me caſt, meadows and fairy groves
All that might captivate the wondring ſight,
Tho' by ſoft ſtreams ſhould Echo murmuring Doves,
Tho' warm Eteſian gales ſhould gently play
And Philomela tune her ſweeteſt ovice,
Poſſeſſing whom, night envies not the day,
Pain, ſavage Pain, forbids me to rejoice.

Franzöſiſche Litteratur.

Das Nouveau Theatre des Grecs iſt nun mit dem 13ten Bande, 605 S. 8. geendigt. Dieſer letzte Band enthält die Frösche, die Ekkleſiazuſen und den Plutus des Ariſtophanes. Hierauf folgt eine Concluſion generale, Supplement, das Verbeſſerungen und Zuſätze enthält, ein Verzeichniß der erklärten griechiſchen Wörter, und ein Regiſter über das ganze Werk.

Traité de l'arrangement des mots trad. du Grec de D. d'Halicarnasse, avec des reflexions sur la langue franç. comparée avec la langue grecque et la tragédie de Polyeucte de P. Corneille avec des remarq. par. M. l'A. *Batteux*. Paris. 1789. 424. p. 8. B. gehört unter die Klasse von Schriftstellern, die allgemein als seicht ausgeschrieen sind, und die man doch allgemein mit gutem Vortheil benutzt. Ein großer Theoretiker ist er freylich nicht, aber gewiß ein Mann von dem feinsten Geschmack, von Kenntniß und Beurtheilungskraft. Auch dieses Werk liefert nicht wenig Beweis seines glücklichen Scharfsinns und seiner Beobachtungsgabe. Er vergleicht die französische und griechische Sprache aus zwanzig verschiedenen Gesichtspunkten. Die Revision dieser Betrachtungen und Urtheile wird jedem Kenner beyder Sprachen Unterhaltung, und wenn auch nicht immer Belehrung, doch Veranlassung zu weiterm Nachdenken geben.

Epitre à la Societé Helvetique lue dans son assemblée publique à Olten le 29. May 1790. gr. 4. Der Enthusiasmus, mit dem dieses Gedicht von der Versammlung aufgenommen wurde, mochte freylich wohl größtentheils seinen Grund in der Liebe und Neigung der Schweizer gegen alles Vaterländische haben. Sprache und Versifikation haben etwas steifes und ungeschmeidiges, doch fehlt es nicht an einzelnen schönen Stellen und glücklichen Versen.

Les Soupers de Vaucluſe par M. *R. D. L.* de pluſieurs Academies. Ferney et Paris 1789. T. I. 315. T. II. 335. T. III. 288 p. 8. Unterhaltungen von Perſonen aus der großen Welt über Gegenſtände der Geſchichte ꝛc. vorzüglich aber der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. Für einige wenige unterhaltende Züge muß man mit viel Langeweile büßen. Die häufig eingemiſchten Poeſien ſind von ſehr verſchiedenem Gehalt. Einige Kleinigkeiten ſind ganz artig.

Que cette Veſtale a d'appas!
Heureux celui que ſon coeur aime!
Ce bandeau ne lui meſſied pas,
Il a tout l'air d'un Diadême:
S'il deſcendoit deux doigts plus bas,
On la prendroit pour l'Amour même.

à la Marq . . .
en lui préſentant un ſouci.

Je ne t'offrirai point de lis,
Ta blancheur les ſurpaſſe.
Quelle eſt la roſe ou le rubis
Que ta bouche n'efface?
Le ſouci, quoique peu brillant,
Me reſte ſeul à prendre;
Tes yeux frippons en donnent tant!
Qu'il faut enfin t'en rendre.

Cyane Roman grec. Par le Baron *de Bilderbeck*. Strasbourg et Neuwied. 1790. 190. p. gr. 8. Der Handlung der Geſchichte fehlt es oft etwas zu ſehr an Intereſſe und Wahrſcheinlichkeit: einzelne Szenen aber ſind glücklich

erfunden, und mit Kunst und Feinheit behandelt. Die Form ist meist dialogisch: allein der Dialog ist nicht körnig und rund genug. Griechische Namen führen die Personen allerdings, Sitten und Charaktere aber sind durchaus nicht ächt griechisch. Man sieht nur zu deutlich, daß der Verf. die Griechen nur durch das Medium französischer und deutscher Schriftsteller kennt.

Le Patriotisme brabançon. Pièce nationale en 3 actes en prose. Lille. 1790. 90 p. 8. Der Geist, in dem dieses Stück geschrieben ist, kann man aus dem Motto desselben ahnden:

— falsa sub imagine recti
Decipiunt stolidos, ac Religionis in umbra
Mille actus veritos, et mille piacula condunt.

Die Hauptanführer der niederländischen Unruhen sind hier mit den schwärzesten Farben geschildert: doch da der Verf. offenbar Parthey ergriffen hat, so bedarf die Richtigkeit seiner Gemälde wohl einer weitern Prüfung. Der poetische Werth des Stücks ist äußerst gering.

Angleterre ancienne ou Tableau des Moeurs, usages, armes, habillemens etc. des anciens habitans de l'Angleterre c'est-a-dire des anciens Bretons, des Anglo-Saxons, des Danois et des Normands, trad. de l'Anglois de Mr. *Joseph Strutt*. T. I. 324. p. 4. Paris 1789. T. II. 23. p. avec LXVII. planches. Wir zeigen die Uebersetzung dieses schätzbaren Werkes an, da das Original uns nicht vorgekommen ist, und wir es doch nicht ganz mit

Still-

Stillschweigen übergehen dürfen, da es so gute Beyträge zur Geschichte der Künste, vorzüglich der Baukunst, Malerey und Zeichenkunst liefert. Die Kupfer sind sehr sauber gestochen. Wir wollen nicht hoffen, daß der französische Verschönerungsgeist sich beym Copiren thätig erwiesen habe.

Observations critiques sur l'exposition à l'Academie des beaux-Arts à Berlin en 1789. 1790. 62 p. Man muß sich wohl hüten, den Urtheilen und Nachrichten des ungenannten Verf. ohne weitere Prüfung zu trauen. Partheylichkeit, ja selbst Erbitterung, haben ihm offenbar an den meisten Stellen die Feder geführt. Dieß ist desto mehr zu bedauern, da er sonst wirklich ein Mann von Einsicht und Geschmack zu seyn scheint. Da, wo ihn Leidenschaft nicht zur Ungerechtigkeit verleitet, urtheilt er sehr richtig und treffend.

Kunstnachrichten.

England.

Bell's new Pantheon; or Historical Dictionary of the Gods, Demi Gods, Heroes etc. together with their temples, priests, Altars etc. as well as descriptions of their figures, representations and symbols collected from Statues, Pictures, coins etc. The whole designed to facilitate the study of Mythology, History, Poetry, Painting etc. Richly embellish'd

with characteristic prints. In Two Vol. Royal Quarto. 308. p. and 100 plates. 2. l. 2 sh. Bell. 1790. Ein sehr nützliches Werk, das im Ganzen mit Kenntniß, Geschmack und Fleiß ausgeführt ist, ob es gleich der Kritik noch mancherley Blößen gibt. Oft hat der Verf. eine Menge Notizen und Urtheile ohne Ordnung durcheinander geworfen, die den Anfänger mehr verwirren, als belehren, und die kühnsten und unwahrscheinlichsten Vermuthungen neuerer Kunstrichter nimmt er zu oft als ausgemacht an. Die Kupfer sind von sehr verschiedenem Werth, und manche Abbildungen sind offenbar nicht nach Antiken gemacht. Jupiter, Antinous und Herkules sind ganz entstellt; Mars, Neptun u. a. modern. Von manchen ist die Erklärung unrichtig. Der Meleager im Vatican heißt hier ein Merkur; Pan, der den Olympus unterrichtet, Pan und Apollo. Eine Menge Namen sind ganz falsch geschrieben. Perospi statt Verospi, Maßinis statt Maßimi, Pisenius statt Pescennius.

London. Die berühmte Sammlung musikalischer Instrumente und Musikalien des verstorbenen Herzogs von Cumberland, die aus einer ungeheuern Menge Arbeiten von fast allen Componisten in Europa seit 200 Jahren bestand, ward den 17. Februar öffentlich versteigert. Händels, Haydn's, Bawgarters, und einiger weniger Andern Werke wurden sehr theuer bezahlt: sehr viele aber gingen für Makulatur hin. Die Instrumente wurden gleichfalls nicht hoch getrieben. Eine Or-

gel von Green von ungemein ſchönem Ton mit einem Fortepiano ward mit 76 Pfund bezahlt. Eine Violine von Stainer, die bereits 121 Jahre alt iſt, ein Inſtrument, das immer von den Liebhabern ſehr hochgeſchätzt ward, erſtand Hr. Beadyll vor nicht mehr denn 130 Guineen. Eine andere Violine von demſelben Meiſter nebſt einem Violoncello und einer Bratſche gingen für 138 Guineen hinweg. Die beſte und berühmteſte Bratſche ward auf 50 Guineen getrieben.

The Day-Spring, eine Landſchaft nach einem Gemälde von Bott, geſtochen von Byrne und Schumann, Preis ½ Guin.

Adam and Eva aus Miltons verlornem Paradies in Ovalform, geſtochen von Bartolozzi, Byrne und Pouncy, nach Zeichnungen von Cipriani und Hearne. Pr. ½ Guin.

A view of the Trial of W. Haſtings Eſq. nach E. Dayns von R. Pollard geſtochen. Reich an Erfindung und ſchön ausgeführt.

Mr. Holman and Miſs Brunton in the Characters of Romeo and Juliet, von J. Parck nach M. Brown, farbig; der Moment iſt die Scene im Gewölbe.

Ein großes Blatt von W. Woollet nach einem Gemälde von Zuccarelli ſtellt die vierte Scene des erſten Akts von Makbeth vor.

Peter Simon hat zwey vortrefliche Platten nach J. Downman geliefert. Die Sujets ſind aus dem Tom Jones entlehnt. Die erſte ſtellt den erſchrocknen Jones in ſeinem Morgenbeſuch

vor, den er vor dem Bette seiner geliebten Molly abstattet: die zweyte Jones und Sophien auf einem Sopha sitzend, und den alten Westen, der hereintritt, seine Einwilligung zu ihrer Verbindung zu geben.

Zwey angenehme Landschaften, eine Morgen- und Abendstunde hat W. Smith nach J. Taylor gestochen.

The return from market, eine niedliche ländliche Scene von E. Knight nach einem Gemälde von F. Wheatly behandelt.

Zwey große Platten von V. Green nach J. G. Stuck: The birds nest: eine Mutter zeigt ihren, sie umringenden, Kindern ein Vogelnest: The Lap-Dogs, gleichfalls eine Mutter, die mit Wohlgefallen den Spielen ihrer Kinder mit diesen Thieren zusieht.

Eine schlafende Aglaja, die ein Cupido mit einer Rosenkette an einen Lorberbaum fesselt, sehr fleißig und fein von Th. Burke nach einem Gemälde von Angelika Kaufmann behandelt.

Frankreich.

L'Aristocrate et le Démocrate, zwey Blätter, eilf Zoll hoch, und acht Zoll breit.

Le Coupe-tête de M. Guillotin, ein Blatt in schwarzer Kunst. Pr. 24 S.

Vue perspective d'un projet de palais de legislature, 20 Zoll breit, 13 hoch, der Nationalversammlung gewidmet und vorgelegt von Florentin Gilbert, Baumeister. Pr. 9 L.

Portrait

Portrait de Louis XVI. zur Suite von den Portraits Heinrichs IV. und Sully gestochen von Janinet und den von Michael de l'Hopital und Necker gestochen von Boillet.

Portraits de Joseph Boruwlaski, de' la femme et d'un de leurs enfans. (Boruwlaski ist eine vollkommen wohl proportionirte Mannsperson, und doch kaum drey Fuß hoch. Er hat sein Leben selbst in englischer Sprache geschrieben; wovon wir auch schon eine deutsche Uebersetzung haben. Eine französische ist angekündigt.)

Der königliche Maler Hr. Boze hat vor kurzem das Portrait des ältern Mirabeau in Lebensgröße vollendet. Es ist vollkommen ähnlich. Neben dem großen Redner sieht man die Figuren von Frankreich, der Freyheit, Minerven, die die Rechte des Menschen dictirt, und die Wahrheit, die die Opfer des Despotismus aus den Kerkern befreyt. Es soll von einer sehr geschickten Hand in Kupfer gebracht werden. Die Höhe wird 20 und die Breite 13 Zoll betragen. Der Subscriptionspreis ist 18 liv.

Le Maréchal-des Logis, nach einem Gemälde des königlichen Malers Wille von seinem Vater, dem königlichen Kupferstecher Wille, dem König von Preussen gewidmet. Pr. 24 liv.

Femme de Français Mieris. Nach einem Gemälde dieses bekannten niederländischen Malers: von J. J. Klauber, königl. Kupferstecher.

Von der Sammlung der Jabinschen Sammlung der Bildnisse sämmtlicher Deputirten

der Nationalverſammlung iſt der erſte Band fertig worden, der außer einem ſehr ſinnreichen Frontiſpitz 200 Portraits enthält. Es erſcheint Heftweiſe; jeder Heft, der 8 Portraits liefert, koſtet 4 Liv. das Format iſt 4to.

Sainte Geneviève des Bois, Comteſſe de Brabant, geſtochen von der Demoiſ. Moriette nach einem Gemälde von Huet.

Salle de l'Aſſemblée Nat. à Verſailles, vue au moment de l'abandon de tous les privileges dans la nuit du 4 au 5 Aout 1789. nach einer Zeichnung von dem königlichen Maler Monnet von Helman. 6 Liv. 12 S.

L'Amour de la gloire foule aux pieds les ſerpens de l'envie, geſtochen von C. Julien nach dem Originalgemälde ſeines Onkels S. Julien königlichen Malers. Pr. 9 Liv. Der Pendant zu einem andern Stücke deſſelben Verf. L'Etude qui repand des fleurs ſur le tems.

Portrait de Charles IX. nach Albin, einem Maler und Zeitgenoſſen des Königs, geſtochen von Maſſard. 1 Liv. 4 S.

Portrait de M. l'abbe Maury. Nach B. d'Argeſci, geſtochen von Godefroy. 15 Zoll hoch, 12 Zoll breit. Subſcriptionspreis 6 Liv.

Erigone, nach einem Gemälde W. v. Meers, geſtochen von Maſſard. 20 Zoll breit, 18 Zoll hoch. Pr. 12 Liv.

Les apprêts du ballet (11 Zoll hoch, 14 Zoll breit) ein Mittelſtück zu l'Accident imprevu und la Sentinelle en défaut, nach Gemälden

mälden von Lawrence, geſtochen von Treſca. Pr. 6 Liv.

Vue perſpective du Champs de Mars, jour du Serment civique prononcé par la Nation françoiſe aſſemblée à Paris le 14 Juillet 1790 par *J. B. Chapui*, kolorirtes Blatt 6 Liv. mit Einfaſſung 12 Liv.

La preuve virginale von Allais nach einem Gemälde von Boquet. Pr. 6 Liv.

Paſcal Paoli, né à Roſtino en Corſe, von B. L. Henriquez geſtochen. Pr. 6 Liv. avant la lettre und 3 Liv. avec la lettre.

Barnave, dédié aux hommes libres, ein Bildniß in Lebensgröße, gemalt und geſtochen von J. Audebert. 6 Liv.

Portraits des Grands Hommes, Femmes illuſtres et ſujets mémorables de France, gravés en couleur, 40ſte und 41ſte Lieferung, enthält die Bildniſſe von Rene' Descartes, von Bernard le Bovier de Fontenelle, von dem Baron de Barbazan und dem Grafen de Belle-Isle.

Portrait de Mirabeau, en profil, von Chretien nach einer ſehr ähnlichen Büſte von Boze geſtochen. 2 Liv.

Portrait de M. Beaulieu dans le role de Ricco, gezeichnet von Bauzil, geſtochen von Verite'. 12 S. buntfarbig.

Portrait du Couſin Jacques, von Violet gezeichnet und Jouris geſtochen.

La Mére de Famille, nach einem Originalgemälde von H. Fragonard, geſtochen von Romanet

manet. 17 Zoll breit und 13 und ½ Zoll hoch. Pr. 9 liv.

Das Portrait des Hrn. de la Tude, deſſen Geſchichte bekannt iſt, von Veſtier gemalt und geſtochen, 4 liv.

Les deux friſes de l'Arc de Triomphe élevé au Champ de Mars pour la fédération de 14 Juillet 1790, avec les inſcriptions, 26 Zoll breit, 6 Zoll hoch, in engliſcher Manier, geſtochen von den Kindern des Kupferſtecher Maſſard. Koſten 5 liv.

Galerie du Palais Royal gravée d'aprês les Tableaux des differentes Ecoles qui la compoſent, avec un abrégé de la vie des Peintres et une déſcription hiſtorique de chaque Tableau. Von dieſem Werke enthält die neue Lieferung, Num. 21 folgende Gemälde: Le Répos nach Caſper Netſcher, geſtochen von C. E. Gaucher; le Frappement du Rocher, nach N. Pouſſin, von Duclos und Dambrun; l'Homme entre le vice et la vertu, nach Veroneſe von de Launay dem Jüngern; la ſainte Famille, nach F. Albane von Couché, und Soleil couchant, nach Cl. Lorrain von Couché und Lorieux. Der Preis wie die vorigen zu 12 liv.

Die 22te Lieferung enthält: l'Offrande à Venus, de *Gaſpard Netscher*, geſtochen von le Mire; Moyſe marchant ſur la couronne de Pharaon, de *Nicolas Pouſſin*, von Bertaux und Dambrun; Judith et Holoferne.

de

de *Lucas Cambiaso*, von N. Maviez; Jupiter et Danae, de *T. Rothenhammer*, von de Launay dem jüngern; la Fille de Paul Véronèse, Tableau de Véronèse, von Romanet, et les deux montagnes, de *J. Griffier*, von Lünard.

Guillaume Tell, ein Blatt von Karl Guttenberg nach einem zu London verfertigten Gemälde von Füesly gestochen, 18 Zoll hoch, 24 Zoll breit, kostet 12 liv.

La Comparaison des petits Pieds, ein Blatt nach Louis Boilly von Alexander Chaponnier.

Le petit Prédicateur et l'Education fait tout, zwey Gegenbilder, 18 Zoll hoch, 15 Zoll breit, nach Fragonard von Delaunay gestochen.

Portrait de M. Hayden, célèbre Compositeur de Musique, von Bartolozzi nach einem Gemälde von Dit, Maler des Herzogs von Orleans, gestochen, kostet 6 liv.

Von der Histoire de France représentée par figures avec discours ist die 22ste Lieferung erschienen, die die Begebenheiten von 1022 bis 1044 unter den Regierungen Roberts und Heinrichs des I. enthalten.

Von dem Museum de Florence die 30ste Lieferung, mit den Vorstellungen der Bildsäulen Mars, Merkur, Hermaphrodite, des Amor, der die Pfeile abschießt, des Amor und der Psyche, und des Gottes Prôstes.

Les

Les Amis de la Constitution aux Mânes de Mirabeau, mort le 2 Avril 1791. Ein Blatt von P. Leiy, Maler der Akademie zu Marseille, mit vielem Geiste gezeichnet und geätzt.

Von den Tableaux, Statues, bas-reliefs camées de la Galerie de Florence et du Palais Pitti, gezeichnet von Wicar, einem Schüler des Hrn. David, und unter der Aufsicht des Hrn. Lacombe gestochen, mit antiquarischen Erläuterungen von dem ältern Hrn. Mongez, Mitglied der königlichen Akademie der Aufschriften, ist die 8te Lieferung erschienen, die wie die vorigen 18 Liv. kostet.

Heroisme du jeune Desilles, né à St. Malo le 7 Mars 1767. Ein Blatt von Godefroy gezeichnet und gestochen.

Henri IV. et Gabrielle, La vengeance des Nymphes et le Reveil tardif: diese drey Blätter von Mouchi gestochen, das erste nach einer Zeichnung von Karl Eisen, die zwey andern nach Zeichnungen von Grangeret, können Gegenbilder ausmachen: jedes zu 3 Liv.

Von den Antiquités d'Herculanum, ou les plus belles peintures antiques, et les Marbres, Bronzes, Meubles et Ustensiles etc. des Herrn David ist der 8te Band in 4to zu 54 Liv. und in 8vo zu 36 Liv. erschienen:

Derselbe gibt auch die 21ste Lieferung von der Histoire de France, représentée par figures, gravées par M. *David* et accompagnée de Discours, sur papier velin in 4to zu 8 Liv. aus.

Henry

Henry IV. ramené au Louvre après le coup funeſte qu'il reçut dans la rue de la Féronnerie le 6. Mai 1610. Ein Blatt 15 Zoll hoch, 20 breit, von Ronſonette. Pr. 6 liv.

Hiſtoire générale et particuliere des religions et du culte de tous les peuples du monde tant anciens que modernes par M. *Delaulnaye*. Dieſes Werk, das die Cérémonies und Coutumes Religieuſes de tous les peuples du monde, repreſentées par des figures, deſinées de la main de *Bernard Picard* auf eine beſſere Art erſetzen ſoll, wird in 300 Blättern, nach Zeichnungen von Moreau dem Jüngern und unter ſeiner Aufſicht geſtochen, erſcheinen. Es wird 12 Bände groß 4to einnehmen; jeder Band vier Lieferungen, und der Lieferungen jede ungefähr 15 Blätter enthalten, wovon der Preis 15 livres für die Subſcribenten ſeyn wird: auf Papier ſuperfin vélin d'Eſſonne mit figures avant la lettre 30 liv. Mit Didotſchen Lettern. Die erſte Lage, die den Diſcours préliminaire, das Frontiſpiz und die Erläuterung enthält, wird bereits ausgegeben. Ein Mehreres von der Einrichtung beſagt ein ausgegebener Proſpectus.

Nachricht vom Tode des Hrn. Falconet.

Den 26. Jänner dieſes Jahrs ſtarb Etienne Falconet, königl. Bildhauer und alter Profeſſor der Akademie, in ſeinem 76. Jahre an der Gicht, die ſchon ſeit ſechs Jahren ſeiner Hand den Meiſſel entriſ-

entrissen. Er war von geringer Herkunft, deren er sich nicht schämte, und nur durch seine Talente überwand er die Hindernisse, die ihm Natur und Glück in den Weg warfen. Dem berühmten Le Moine soll er durch Köpfe, die er bey einem Drechsler drehte, bekannt worden seyn, und sich in dessen Schule, so spät er dazu kam, durch unermüdeten Fleiß gebildet haben. Er wurde sehr jung in die Akademie, nämlich 1754, aufgenommen, und im folgenden Jahre Adjoint à Professeur, d. i. Gehülfe der Professoren. Seinen Ruf dankte er hauptsächlich der bekannten Statue Peters des Großen zu Petersburg, wo der Held in der Handlung vorgestellt wird, daß er einen Felsen zu Pferde hinaufsetzt und die Schlange des Neides tödtet; ein kühner und sinnreicher Gedanke. Seine Uebersetzung und Commentar der Bücher des Plinius, die Malerey und Bildhauerey betreffen, so wie seine übrigen Schriften, die 1787 zusammengedruckt erschienen, haben ihm auch einen ausgebreiteten litterarischen Ruhm erworben, und sind reichhaltig für Künstler und Kunstfreunde. Gegen die Miteiferer in seiner Kunst war er trocken und unduldsam, doch desto feuriger gegen die, die sich seine Freundschaft einmal zu erwerben gewußt hatten.

Inhalt.

Erſtes Stück.

I. Ueber den dramatiſchen Roman Seite 3
II. Saggio di Lingua Etruſca e di altre Antiche d'Italia, per ſervire alla Storia de Popoli delle Lingue e delle Belle Arti. 19
III. Beſchluß der Recenſion von Kants Kritik der Urtheilskraft. 39
IV. Vermiſchte Nachrichten.
Berlin. J. E. Leſſings Kollektaneen zur Litteratur, und Leben des Sophokles; beydes herausgegeben von J. J. Eſchenburg. 91
Leipzig. G. Schaz neue Ausgabe der Meinhardtſchen Ueberſetzung von Home's Grundſätzen der Kritik, in 3 Bänden. 94
Gotha. Zum Andenken der Frau von Buchwald von Fr. W. Gotter. 100
Mainz. Denkmahl J. H. Vogts. 101
Berlin. Geſpräche über Faunen, Satyrn, Panen und Silenen. 101
Braunſchweig. Der Einſiedler von Warkworth, eine Ballade aus dem Engliſchen von J. H. Campe. 102
Halle. J. H. Georgi's kleinere Gedichte. 103

Italien.

Collection de poeſias Caſtellanas ect. in italiäniſche Verſe überſetzt und erläutert von dem Grafen J. B. Conti. 104
Dell' origine della poeſia rimata. 105

Holland.

Quintus Horatius Flaccus door *R. van Ommeren.* Seite 106
Zeedelyke Toneeloeffeningen. 106
De Kunſt van Nabootzing door Gebaarden, door *J. J. Engel.* 107
De Meſſias in 20 Zangen door den beroemden Dichter *Klopſtock* in't Ned. vertaald door C. *Groeneveld.* 107

Däniſche Litteratur.

Poeſier af *Jens Zeelitz.* 108
Det tabte Paradies, et episk Digt af *John Milton*, of dat Engelske overſat ved *J. H. Schoenheyder.* 108

Franzöſiſche Litteratur.

Diſcours et Mémoires par l'auteur de l'Hiſtoire de l'Aſtronomie. (Herrn Bailly.) 109
Almanac de Muſes 1791. 110
Les foux de Seville, Comédie ſur la Revolution belgique par Mr. *Paul de Montreuil.* 114
Lettres à Emilie ſur la Mythologie par Mr. *de Mouſtier.* 114
Le Couvent, Comédie par Mr. *Laujon.* 115
Poeſies diverſes par Mr. *Guiétand.* 115
Nouveau Recueil de gaîté et de philoſophie, par un Gentilhomme retiré du monde. 116
Des Genres poëtiques, poëme. 117
Cantate patriotique, avec des Réflexions préliminaires. 117
Éloge de François-Apolline *de Guibert.* 118
La Chaumière indienne, par *J. B. H. de St. Pierre.* 118
Ma Confeſſion ſur quelques poëtes vivans; ou les jugemens alphabetiques (von de Cubieres.) 118

Deme-

Demetrius, ou l'Education d'un prince, ouvrage en 20 livres, par Mr. *Chambers.* Seite 119
De l'organiſation des ſpectacles de Paris, ou Eſſay ſur leur forme actuelle, ſur les moyens de l'améliorer par rapport au public et aux auteurs ect. (von Hrn. Framery.) 119

Engliſche Litteratur.

Reliques of Irish poetry; by Miſs *Brooke.* 121
The gentle Shepherd, a Scotch-Paſtoral, by *Allan Ramſay;* attempted in English by *Marg. Turner.* 122
The Galaky: conſiſting of a Variety of ſacred and other Poetry; by *W. Belcher.* 123
The Indians; a Tragedy. 123
The German-Hotel, a Comedy. 124
Poems and Imitations by *W. Churchey.* 125
Poems by *W. Sothely.* 126
Belgia, a Poem in four books. 127
King Aſa, a Poem in ſix books, by *T. May.* 127
An Excurſion to Brighthelmſtone, made in the Year 1789. (von H. Wigſtead, mit Kupfern in aqua tinta von Rh. Rowlandſon) 127
Poems by *J. Sterling.* 128
A Diſſertation containing two Odes of Horace. 129
Poems by *D. Deaton* jun. 129
Reflections on Peace and the Seaſons; a Poem by *W. Pow.* 130
Reflection, a Poem in four Cantos. 130
Female Characters in married Life: an Epigrammatic-Satire, humbly addreſſed to the wife without a fault. 130
Transactions of the Royal Society of Edinburgh, Vol. II. 131

Carmen ſaeculare; a Secular Ode on the French Revolution; (lateiniſch und engliſch, von Dr. Geddes.) Seite 133
The plays and poems of *W. Shakſpeare*, with the Corrections and Illuſtrations of various Commentators; by *Edmond Malone*. 134
Lettres from Simkin the Second to his dear Brother in Wales. 135
Original miſcellaneous Poems. 135
Poems by *S. Pearſon*. 136
Modern Poets, a Satire. 136
Poems on ſeveral Occaſions, by *James Henry Leigh*. 137
The School for Arrogance, a Comedy by *Th. Holcroft*. 138
Memoires of the literary and philoſophical Society of Mancheſter, Vol. III. 138
The Death of Cain in five books, by a Lady. 141
The Theory of moral ſentiment by *Adam Smith*, Sechſte Ausgabe, nebſt Nachrichten von ſeinem Leben. 142
A complete Dictionary of Muſic, by *John Hole*. 144
Raſpe Beſchreibung von James Taſſie Cabinet geſchnittener Steine, in engl. und franz. Sprache. 145

Kunſtnachrichten.

Zwölfte Nachricht von der Ausſtellung der Kunſtwerke zu Augsburg. 148
Neue Kupferſtiche von Weiſe in Caſſel, nach Tiſchbein und Börner. 150
Neue engliſche Kupferſtiche. 150
Verſchiedene Kunſtnachrichten aus London. 157
Desgleichen aus den Niederlanden. 158
Desgleichen aus Schweden. 160

Zweytes Stück.

V. Ueber den Genius der Alten und seine Verbindung mit dem Menschen. Seite 163

VI. Versuch einer Vergleichung der deutschen Dichter mit den Griechen und Römern; von J. J. Hottinger. 183

VII. Museum für Künstler und Kunstliebhaber, oder Fortsetzung der Miscellanien artistischen Inhalts: herausgegeben von J. G. Meusel. 1stes bis 12tes Stück. 220

VIII. Ueber die Schauspiele des Herrn von Kotzebue; ein Schreiben an Herrn M. 244

IX. Vermischte Nachrichten.

Berlin. Hohe Aussichten der Liebe von F. v. Kleist. 269

Halle. Horazens Brief über die Dichtkunst, übersetzt von G. W. C. Starcke. 271

Berlin. Ovids Verwandlungen, aufs neue verdeutscht (in Versen.) 272

Dieselben in Prosa übersetzt von August Rode. 274

Hildburghausen. Anleitung zur Bildung des Geschmacks von W. F. Hezel. 275

Stuttgard. Vermischte Gedichte von E. F. Hübner. 279

Wien. Das Mädchen von Orleans, travestirt vom Ritter Fas. 281

Strasburg. Gedichte eines Franken am Rheinstrom. 283

Stuttgard. Verwandelte ovidische Verwandlungen; ad modum Blumaueri. 285

Leipzig. Gedichte von J. C. Fröbing. 286

Nachgelassene Schriften des verstorbenen Prof. Musäus; herausgegeben von A. v. Kotzebue. 287

M. Valerius Martialis, in einem Auszuge, lateinisch und deutsch, von K. W. Ramler. Seite 288

Englische Litteratur.

The Shakspeare Gallery, a Poem by Mr *Fernyngham.* 289
An heroic Epistle to the King, with a Postscript to te hon. W. Pitt; dedic. to P. Pindar by his affectionate cousin *Thomas Pindar.* 290
Original miscellanous Poems, by *T. Smith.* 291
Poems, consisting of miscellaneous Pieces and two Tragedies by *James Mylke.* 291
Poems chiefly in the Scottish Dialect by *And. Shirresh.* 291
Laurel of Liberty, a Poem by *Robert Merry.* 292
The new Parliamentary Register in a series of poetical epistles, dedicated to *Charles Ansley.* 293
Memoirs, of his own life, by *Tate Wilkinson* (eines Schauspielers.) 295
Of the origin and progress of Language (vom Lord Monboddo) Vol. V. 298
A simple Story, by Mrs. *Inchbald.* 4 Voll. 299
Sempronia. 3 Voll. 300
The Lousiad, an heroi-comic Poem, Canto III. by *P. Pindar.* 300
No Abolition of Slavery or the universal Empire of Love, a Poem. 301
An Epistle to W. Hastings, late Governor general of Bengal. 301
A picturesque Tour trough Holland, Brabant and Part of France, by *Sam. Ireland.* (Mit vielen Kupfern in Aquatinta von Corn. Apostool) 302

An

An Elegy occasioned by the Rejection of Mr. Wilberforce's motion for the abolition of Slave-trade. Seite 302
The Odes of Anacreons, transl. by *D. H. Urquhart.* 303
The Acts ands Deeds of the illustr. Champion Sir *W. Wallace.* 3 Voll. 304
Lindor and Clara, or the british Officer, a Comedy by Mr. *Fennel.* 304
Poems by *Hugh Downman.* 305

Französische Litteratur.

Der 13te und letzte Band des Nouveau Théâtre des Grecs. 305
Barteux Vergleichung der griechischen und französischen Sprache. 306
Epitre à la Societé helvetique à Olten. 306
Les Soupers de Vaucluse par *R. D. L.* 307
Cyane, roman grec par le Baron *de Bilderbeck.* 307
Le Patriotisme brabançon; Pièce nationale. 308
Eine französische Uebersetzung von Strutts Schilderung der alt-englischen Kleidung, Gebräuche, Sitten u. s. w. mit vielen Kupfern. 308
Observations critiques sur l'exposition à l'Academie des beaux-arts à Berlin en 1790. 309

Kunstnachrichten.

Bells neues Pantheon; oder historisches Wörterbuch zum Studium der Mythologie. Mit hundert Kupferplatten. 309
Auction der vom Herzog von Cumberland gesammelten Musikalien und Instrumente. 310
Neue englische Kupferstiche. 311
Neue französische Kupferstiche und Fortsetzungen von Kunstwerken. 312
Nachricht vom Tode des berühmten Bildhauer Falconet. 319

Druckfehler.

S. 194. Z. 12. ist zu lesen: deren Phantasie mit der ꝛc.

In der Verlagshandlung dieses Journals ist so eben fertig geworden:

Kurzer Abriß der Entstehung der französischen Revolution von Thomas Payne, Gesandschafts-Sekretär des Amerikanischen Congresses zu Paris. Mit Anmerkungen des Uebersetzers. 8. 8 Gr.

Geschichte der Baukunst der Alten von D. C. L. Stieglitz. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Beyträge zur Kenntniß vorzüglich des Innern von England und seiner Einwohner, in Briefen (von Herrn Kütener, der sich seit acht Jahren in England aufhält.) Zweytes Heft. gr. 8. 9 Gr.

Die Liebe, ein Roman in Briefen. Zwey Theile. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Lehrsätze der mediciniſchen Polizeywissenschaft, mit eingestreuten litterarischen Anmerkungen, zum Gebrauche akademischer Vorlesungen, entworfen von D. E. B. G. Hebenstreit. gr. 8. 20 Gr.

Anhang

zum 42sten Bande

der

Neuen Bibliothek

der schönen Wissenschaften

und der freyen Künste.

Da dieser Aufsatz zu lang ist, um ihn, dem Wunsche des Hrn. Verfassers gemäß, in dieses Journal aufzunehmen; so lassen wir ihn lieber, als einen Anhang, besonders drucken, zumal da ihn viele Kunstliebhaber zu besitzen wünschen möchten, die dieses Journal wohl lesen, aber nicht sich anschaffen.

Die Herausgeber.

Leben
Albrecht Dürers,

des

Vaters der deutschen Künstler.

Nebst

alphabetischem Verzeichnisse der Orte,

an denen seine Kunstwerke aufbewahret

werden.

Möglichstvollständig beschrieben

von

Johann Ferdinand Roth,

Diakonus bey St. Jakob in Nürnberg.

Leipzig,

in der Dykischen Buchhandlung,

1791.

Vorerinnerung.

Seit geraumer Zeit wende ich meine Mußestunden an, zu dem Doppelmaierischen Werke von Nürnbergischen Künstlern Ergänzungen und Fortsetzungen zu sammeln. Das folgende Leben Dürers ist ein Bruchstück dieser Sammlung. Man vergleiche das, was Arend, Schöben, Klein lieferten, mit meinen Nachrichten, so wird man, wie ich mir schmeichle, diese Arbeit nicht für überflüßig ansehen.

In dem Verzeichnisse der Orte, an denen Dürerische Kunstwerke gefunden werden, schränkte ich mich nur auf öffentliche Kunstkabinette oder wenigstens solche ein, welche Fideicommisse sind, weil Kabinette der Privatpersonen zu häufig der Zerstreuung Preiß gegeben werden.

Von Dürers Holzschnitten, Kupfer- und Eisenstichen lieferte ich kein Verzeichniß, weil dieses schon durch Knorr, Hüschen und von Heinecke geschehen ist.

Vorerinnerung.

Uebrigens versteht sichs schon von selbst, daß meine Arbeit, wenn ich gleich Dürers Leben möglichst-vollständig zu liefern strebte, dennoch unvollkommen sey, und noch mancher Berichtigungen, Ergänzungen und Zusätze bedürfe. Um diese von Kennern der Litteratur und Kunst zu erhalten, erbat ich mir von den Herren Herausgebern der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste, darin ein Plätzchen für diese meine Arbeit. Jede Verbesserung und Vervollständigung derselben wird mir höchstwillkommen seyn, wird von mir dankbarst benützt werden, sobald ich im Stande seyn werde, meine Fortsetzung des Doppelmaierischen Werks dem Drucke übergeben zu können.

Nürnberg
im August 1790.

Roth.

Erstes Kapitel.

Von Albrecht Dürers Vorfahren, Aeltern und Geschwistern.

Die Vorfahren unsers Albrecht Dürers lebten in Ungarn, trieben den Landbau und einen kleinen Handel mit Pferden, Ochsen und allerley Vieh. Sein Großvater, Anton Dürer, kam auf einem Dörfchen, Eytas mit Namen, nicht fern von einem kleinen Städtchen, *) Jula (Cula oder Gyula), acht Meilen unter Großwaradein in Oberungarn, zur Welt. Als Knabe begab er sich in obgedachtes Städtchen zu einem Goldschmiede, und erlernte dessen Handwerk. Ebendaselbst verheirathete er sich auch mit einer Jungfer, Namens Elisabeth, und zeugte mit ihr eine Tochter Catharina und drey Söhne.

Der erste Sohn hieß Albrecht, wurde ein Goldschmied, und war unsers großen Albrechts Vater.

Der zweyte Sohn hatte den Taufnamen Laßle oder Ladislaus, und wurde ein Zaummacher

*) Man sagt, daß dieser Ort auf dem Kupferstiche unsers Albr. Dürers vorgestellt sey, wo eine geflügelte Weibsperson auf einer Kugel steht, in der Linken einen Zaum, in der Rechten aber einen Becher hat, in einer sehr fleißig gezeichneten Landschaft, die ganz gewiß eine wahrhafte Gegend ist.

oder Riemer. Sein Sohn, Nikolaus Dürer, erlernte das Goldschmied-Handwerk zu Nürnberg bey seines Vaters Bruder, wurde nachher zu Kölln am Rhein seßhaft, und insgemein Niklas Unger genennet.

Der dritte Sohn, Johann, studirte Theologie, und wurde nachher Pfarrer zu Waradein, welches er bey 30 Jahre lang blieb.

Der obige erste Sohn Antons, der Vater unsers Albrechts, wurde im Jahre 1427 geboren, erlernte die Kunst seines Vaters, und begab sich als Goldschmiedsgeselle auf Reisen. Nachdem er sich lange Zeit zuerst in Deutschland und hernach in den Niederlanden bey den größten Künstlern aufgehalten hatte, ging er endlich nach Nürnberg, wo er im J. 1455, am St. Lorenztage, anlangte. An eben demselben hielt Philipp Pirkheimer, den einige unrecht Wilibalds Vater nennen, auf der Vesten Hochzeit, wo unter der großen Linde ein ansehnlicher Tanz aufgeführt wurde.

Hier begab er sich in die Werkstätte des Hieronymus Hallers, eines Goldschmieds, welcher eine Tochter Oellingers von Weissenburg, mit Namen Kunigunda, zur Ehe hatte, und blieb bey ihm, bis zum J. 1467, in welchem er dessen Tochter, Barbara, ein Mädchen von 15 Jahren *), heirathete. Die eheliche Verbindung wurde acht Tage vor St. Veitstag vollzogen, und war

*) Unser Dürer nennt sie in seinem eigenhändigen Aufsatze: »eine hübsche gerade Jungfrau.«

war sehr fruchtbar, indem beyde Eheleute *) achtzehn Kinder, 11 Söhne und 7 Töchter, taufen ließen, wovon aber nur folgende drey Söhne sie überlebten:

Das dritte Kind aus dieser Ehe war unser Albrecht Dürer, und seine beyden Brüder hießen Andreas und Hanns.

Jener, Andreas, ward geboren 1484, am Tage vor St. Marxtage, den 22sten April, eine Stunde nach Mitternacht; sein Taufpathe war Endres (Andreas) Strohmayr. Er überlebte unsern Albrecht, der ihn auf seine Kosten, nach des Vaters Tode, auf Reisen sandte, und erbte seine hinterlassene Kunstsachen, alle Holzstöcke, Gemälde und Platten, von deren Abdrücken er sich nährte. Daher kommt es, daß viele Dürerische Kupferstiche so matt abgedruckt sind. Er starb ledig.

Dieser, Johann oder Hanns, kam zur Welt 1490, an der Herren Fastnacht, zwey Stunden nach Mitternacht, wurde, nach des Vaters Tode, von unserm Albrecht Dürer in das Haus aufgenommen, und in der Malerey so gut unterrichtet, daß er endlich königlich polnischer Hofmaler ward.

Der Vater dieser drey Söhne war Genannter des größern Raths und Gassenhauptmann, und

*) Siehe »Eigenhändig geschriebene Nachricht Albrecht Dürers von seinem Vater« unter den Beylagen No. 1.

kommt als solcher in den nürnbergischen Bürgerbüchern bey dem J. 1490 vor, und zwar auf der Sebalderseite. Er wohnte in des obigen Philipp Pirkheimers Hinterhause, dem jetzigen Löffelholzischen Hause gegen dem schönen Brunnen über.

Er starb den 9ten Sept. 1502 nach Mitternacht vor St. Matthäus-Abend, in den Armen seines Sohnes, der auch, weil der Vater wenig Vermögen hinterlassen hatte, zwey Jahre nach dessen Tode, nämlich im J. 1504, seine Mutter zu sich nahm, die am 17ten May 1514 verstarb *).

Folgendes Zeugniß, welches unser Albrecht Dürer (s. Beylage No. 1.) seinem Vater giebt, macht sowohl dem Charakter des Vaters als auch dem Herzen des Sohnes Ehre.

„Er hat sein Leben," schreibt er, „mit großer Mühe und schwerer harter Arbeit zugebracht, und von

*) Dürer schreibt: „Zwey Jahre nach meines Vaters Tode nahm ich meine Mutter zu mir; denn sie hatte nichts mehr; und da sie bey mir wohnte, bis daß man zählte 1513 Jahre, da wurde sie an einem Erichtage (Dienstage) früh tödtlich und jählings krank und lag ein ganzes Jahr lang. Und von dem ersten Tag an über ein Jahr, als sie krank worden, war an einem Erichtag, am 17ten May im 1514. Jahr, nach Empfahung des heil. Sakraments, ist sie christlich verschieden, zwey Stunden vor Nachts; der ich selbst vorgebetet habe. Der allmächtige Gott sey ihr gnädig!" S. die Beylage No. 2.

von nichts anders Nahrung gehabt, denn was er für sich, sein Weib und Kind, mit seiner Hand gewonnen hat; darum hat er gar wenig gehabt; er hat auch mancherley Betrübung, Anfechtung und Widerwärtigkeit gehabt. Er hat aber auch von Männiglichen, die ihn gekannt haben, ein gutes Lob gehabt; denn er hielt ein ehrbares christliches Leben, war ein geduldiger Mann und sanftmüthig, gegen jedermann friedsam, er hat sich auch nicht viel Gesellschaft und weltlicher Freude bedient, er war auch weniger Wort und ein gottesfürchtiger Mann.

„Dieser mein lieber Vater hat großen Fleiß auf seine Kinder gewandt, sie zur Ehre Gottes zu erziehen; denn sein höchstes Begehren war, daß er seine Kinder mit Zucht wohl aufbrächte, damit sie vor Gott und den Menschen angenehm würden. Darum war seine tägliche Sprache zu uns: daß wir Gott sollten lieb haben und treulich gegen unsern Nächsten handeln. — —

„Darnach begab sichs aus Zufall, daß mein Vater krank wurde an der Ruhr, also, daß ihm diese niemand stillen mochte. Da er nun den Tod vor seinen Augen sahe, gab er sich willig drein, mit großer Geduld; befahl mir meine Mutter, und befahl uns göttlich zu leben. Er empfing auch die h. Sakramente und verschied christlich — dem Gott gnädig und barmherzig sey.“

Es ist ein einseitiges Schaustück auf ihn vorhanden, welches sein dankbarer Sohn, unser Albrecht, bossirt hat:

Ein

Ein Mann mit einer breiten Stulpkappe bedeckt, in umgeschlagenen Pelzschlafrocke, rechtsschauend, oder die linke Gesichtsseite zeigend. Zur Rechten ist im leeren Raume das in einander gesetzte A. D. als das bekannte dürerische Zeichen zu sehen, mit der Jahrzahl 1514. Idem, ohne Namen. Das Zeichen seines Vaters und darunter 1514. *)

Hr. Schaffer Panzer in seinem Verzeichnisse Nürnbergischer Portraite S. 44 und 45 führt folgende Bildnisse an:

„O. 1497. Albrecht *Thürer*, der elter. *VI. ID.* alt. 70. Jor. U. Nobili — Iohanni Maximiliano zum Iungen — Henricus van der Borcht — dedicat, Anno 1644. *Albertus Durerus pinxit. W. Hollar fecit.* fol.

U. *Idem.* Schau Albrecht Dürer hier etc. O. Obiit. 1502. Aet. 75. Albr. Dür. Zeichen. 4.

U. *Ead. tab.* ohne Albr. Dürers Zeichen. 4.

O. *Idem.* Albrecht *Durer* Senior. 8. *Sandr.* P. I. Tab. BB.

O. *Ead. tabula*, Albrecht *Durer* der Aelter. 8. *Sandr.*

U. *Idem.* Albrecht *Durer* der Aeltere, ov. Knorrs Kunst-Hist. Tab. 3.

Zwey-

*) S. Hrn. Prof. Wills Nürnberg. Münzbelust. I. 321.

Zweytes Kapitel.

Albr. Dürers Jugendgeschichte.

Albrecht Dürer, der Vater der deutschen Maler, erblickte das Licht der Welt im J. 1471, in der sechsten Stunde am St. Prudentientage, an dem Dienstage der Kreuzwoche oder den 20sten May. Sein Taufpathe war der berühmte nürnbergische Buchdrucker Anton Koburger (Koberger); er bekam seines Vaters Taufnamen, Albrecht.

Er war der Liebling seines Vaters, wie er es selbst (s. Beylage No. 1.) bezeuget: „Sonderlich hatte mein Vater an mir einen Gefallen, da er sahe, daß ich fleißig in der Uebung zu lernen war; darum ließ er mich in die Schule gehen; und da ich schreiben und lesen gelernt, nahm er mich wieder aus der Schule und lehrte mich das Goldschmieds-Handwerk."

Schon als Kind wählte er sich das Zeichnen zu seinem Spiele. Oft zeichnete er tändelnd Theile des menschlichen Körpers und ganze Figuren mit erstaunungswürdiger Richtigkeit; und mit einer eben so flüchtigen Leichtigkeit führte er damals schon aus freyer Hand einen so sichern Strich, daß auch Kenner keinen Anstand nahmen, zu glauben, er sey mit Hülfe der Regel oder des Zirkels gezogen.

Dürer brachte es bey seinem Vater im Zeichnen und in der Goldschmiedskunst bald soweit, daß er schon vor dem 16ten Jahre seines Alters ein

schönes

ſchönes von Silber getriebenes Werk, das die ſieben Fälle Chriſti vorſtellte, zur großen Freude ſeines Vaters, zu Stande brachte.

Dennoch wollte Dürer lieber die Malerkunſt erlernen, worein aber ſein Vater ungern willigte, wie er am angeführten Orte ſchreibt: „Da ich nun ſäuberlich arbeiten konnte, trug mich meine Luſt mehr zu der Malerey, denn zu dem Goldſchmieds-Handwerk. Dieß hielt ich meinem Vater vor; aber er war nicht wohl zufrieden; denn es reute ihn die verlorne Zeit, die ich mit der Goldſchmiedslehre zugebracht hatte. Doch ließ er mirs nach.“

Der Vater empfahl unſern Albrecht einem berühmten Maler zu Colmar, Martin Schön *), ſeinem alten Freunde, in einem Briefe. Als er aber im Begrif war, ſeine Reiſe dorthin anzutreten, lief die unvermuthete, für ihn traurige Nachricht

*) In den Opp. Pirkheimeri p. 352 ſchreibt Scheurl in Ant. Kreſſens Leben: »Ceterum *Albertus* ad me hoc ſignificantem ſcribit, ſaepe etiam coram teſtatur, patrem *Albertum* — deſtinaſſe quidem, ſe adoleſcentulum, *tertium decimum annum* natum, *Martino Schön*, ob celebrem famam, in diſciplinam traditurum fuiſſe, et ad eum, eius rei gratia dediſſe etiam literas, qui tamen ſub id tempus exceſſerit, unde ipſe in Gymnaſio utriusque noſtrum vicini et municipis *Michaelis Wolgemuts*, triennio profecerit.« Dieſer Martin Schön wurde gemeiniglich der hübſche Märten genannt.

richt ein, daß dieser vortrefliche Künstler mit Tode abgegangen sey.

Deswegen übergab ihn sein Vater im Jahr 1486, am St. Andreastage, dem Michael Wohlgemuth, einem der besten damaligen Maler in Nürnberg, zur Unterweisung im Zeichnen und Malen, und zwar auf drey Jahre. „In der Zeit," schreibt er, „verlieh mir Gott Fleiß, daß ich wohl lernte, ob ich schon viel von seinen Knechten (Schülern) leiden mußte." Bey diesem übte sich Dürer sowohl im Zeichnen und Malen, obgleich Wohlgemuths Art zu malen noch sehr altgothisch war, als auch im Kupferstechen und Holzschneiden, indem von ihm gerühmt wird, daß er einer der besten Formschneider gewesen sey *). Unser Dürer schätzte wenigstens seinen Lehrmeister sehr, und bezeigte ihm seine Hochachtung bis in sein höchstes Alter, indem er im J. 1519 den 19ten Nov. in seinem 84sten Jahre starb, wie Dürer auf dem Portraite, das er ihm zu Ehren verfertigte, berichtet. Es ist auch eine Gedächtnißmünze auf Wohlgemuth im J. 1508 geprägt worden, welche in Hrn. Prof. Wills Nürnb. Münzbelust. III. Th. 18. St., in Knorrs Künstler-Hist. S. 221, und in Hrn. Senators von Im Hof Nürnbergschen Münz-Cabinette ist beschrieben worden.

Im

*) Nach Hrn. C. G. v. Murr Journal der Kunstgeschichte II. Th. S. 157, soll im Formschneiden vielmehr Wilhelm Pleydenwurf Dürers Lehrmeister gewesen seyn.

Im J. 1490 nach Ostern sandte ihn sein Vater auf Reisen, welche er durch Deutschland und die Niederlande bis in den Venetianischen Freystaat machte. Im J. 1492 begab er sich ins Elsaß und nach Colmar, wo er bey zwey Goldschmieden, Casper und Paul, wie auch bey Ludewig, einem Maler, einige Zeit zubrachte. Von da begab er sich nach Basel, wo er von einem Goldschmied Georg, und den Gebrüdern Martini liebreich aufgenommen und sehr wohl gehalten wurde, wie solches aus Christoph Scheurls Leben Anton Kressens erhellet *).

Dürer blieb vier Jahre auf Reisen, und kam endlich, auf Verlangen seines Vaters, im J. 1494 nach Pfingsten wieder nach Hause.

Dürer soll schon auf dieser ersten Reise mit dem bekannten Lukas von Leyden, seinem nachmaligen freundschaftlichen Wetteiferer, Bekanntschaft gemacht haben, welches aber ungegründet ist, weil dieser damals noch ein Knabe war. Die nachherige innigste Freundschaft zwischen beyden Künstlern wurde erst auf seiner Reise nach den Nieder-

*) S. Pirkheimeri Opp. p. 352: Peragrata Germania, quum anno nonagesimo secundo Colmariam venisset, a *Caspare* et *Paulo* Aurifabris et *Ludouico* pictore, item etiam Basileae a *Georgio* Aurifabro, *Martini* fratribus susceptus sit, benigne atque humane tractatus: ceterum *Martini* discipulum minime fuisse, immo ne vidisse quidem, attamen videre desideraste vehementer.

Niederlanden in den J. 1520 und 1521 gestiftet, nachdem Dürer zuvor schon den Lukas von Leyden durch seine Arbeiten hatte kennen und schätzen gelernt, und dessen Kupferstiche allezeit der Gegenstand seiner Bewunderung und seines Lobes waren. Das Denkmal ihrer Freundschaft sind ihre Abbildungen, welche jeder Künstler von dem andern machte.

Drittes Kapitel.

Dürers Verheirathung und unglückliche Ehe.

Dürer war 23 Jahre alt, als er im J. 1494 von seinen Reisen wieder nach Hause kam. Noch in dem nämlichen Jahre, am Montage vor St. Margarethentage, verheirathete er sich mit Jungfer Agnes Freyin, einer Tochter des berühmten Mechanikers Hanns Frey, welcher zugleich auch ein guter Harfenist und Sänger zu Nürnberg war. Diese Heirath scheint keine Folge gegenseitiger Zuneigung gewesen zu seyn; denn Schöber in Dürers Leben S. 14 sagt von ihr: „Sie war mürrisch, zänkisch, geizig, herrschend, unverständig, und doch hochmüthig; und mit einem Wort: ein böses Weib.“ Allem Vermuthen nach wurde sie nur von den Vätern beyder Theile, ohne auf die Herzen ihrer Kinder Rücksicht zu nehmen, gestiftet; denn der gute Dürer sagt am angeführten Orte sehr naiv: „Als ich anheim kommen war, han-

delte Hanns Frey mit meinem Vater, und gab mir seine Tochter mit Namen Jungfrau *) Agnes, gab mir zu ihr 200 Fl." Ach! du armer Dürer, wie viele traurige Stunden erhandelte dir dein Vater mit diesen zweyhundert Gulden!

Damit das schöne Geschlecht — wenn vielleicht einer von demselben diese Schrift von ungefähr in die Hände fallen sollte — nicht argwöhne, als ob mein Urtheil von dieser Frau Agnes zu unbillig wäre, so will ich ihre Zeitgenossen selbst reden lassen. Diese mögen ihre Aussage verantworten — ich wasche meine Hände.

Der bekannte Mathematiker, Georg Hartmann, giebt in einem Schreiben an Büchlern von Dürers frühzeitigem Tode dieß zur Ursache an, daß seine zanksüchtige und geitzige Frau ihn, ob er gleich ohnehin ein fleißiger Mann war, und ein nach den damaligen Zeiten ansehnliches Vermögen erwarb, indem er ungefähr 6000 Gulden hinterließ, zu noch mehrerer Arbeit antrieb. Dadurch

*) Hier heißt es nicht, wie oben bey seiner Mutter, in seinem eigenhändigen Aufsatze: »eine hübsche gerade Jungfrau!« Er nennt sie schlechtweg Jungfrau — ohne alles Beywort. Wenn er nachher von dem Tode ihres Vaters und ihrer Mutter spricht, so nennt er jenen »seinen lieben Schweher« und diese »seine liebe Schwieger.« So billig denkend war unser guter Dürer! Er verkannte den Werth der Aeltern nicht, wenn er gleich an deren Tochter keinen Werth auffinden konnte.

durch habe ſie eine ſo groſse Bekümmerniß in ihm erweckt, daß er immer mehr an Kräften abnahm, und zuletzt ausdorrte.

Joachim Camerar *) ſchreibt: „Wenn an Dürer irgend etwas war, das einem Fehler gleich ſehen könnte, ſo war es blos ſein unendlicher Fleiß; dennoch ſpornte ihn ſeine, gewiß unbillige Ehefrau immer zu Arbeiten an. — Er wurde uns entriſſen durch einen ſanften Tod, der für ihn war wünſchenswürdig, aber für uns in der That, nach meinem Urtheile, allzufrühzeitig war.“

Von Albrecht Dürers Tod und deſſen Urſache ſchrieb Wilib. Pirkheimer an Joh. Tſcherte, K. Karls V. Bau- und Brückenmeiſter in Wien, im Jahr 1528 alſo **):

„Ich hab warlich an Albrechten der peſten freundt eynen, ſo ich auf erdtreych gehabt hab, ver-

 loren,

*) »Erat ſiquid omnium in *Durero* quod vitio ſimile videretur, unica infinita diligentia et in ſe quoque *inquiſitrix* (uxor) *parum aequa*. — Ereptus eſt *Durerus* morte placida, illa quidem et *optabili*, ſed profecto, noſtro iudicio, praematura.« S. *Joach. Camerarii* Praef. Symmetriae part. corp. hum. a *Durero* editae.

**) Dieſer ganze Pirkheimeriſche Brief, wovon das Bisherige den Anfang ausmacht, iſt abgedruckt in Hrn. v. Murrs Kunſtjournal Th. X. S. 36. f. Ein kleines Fragment davon ſteht in Hrn. Paſt. Strobels Beyträgen zur Geſchichte der Litteratur. S. 107.

loren, vnnd dauert mich nichts hoher, dann das er so eynes hartseligen todes verstorben ist, welchen ich nach der verhengnus Gottes niemandt dann seyner Haußfrauen zusachen kan, die im sein Herz eyngenagen, vnnd dermaß gepeyniget hat, das er sich desto schneller von hinnen gemacht hat, dann er was ausgedort wie eyn schaub, dorst niendert (nirgends) keynen guten muet mer suchen, oder zu den leuten geen, also het das pöß Weyb seyn sorg, das ir doch warlich nit not gethan hat, zudem hat sy ime tag vnnd nacht zu der arbeyt hertiglich gedrungen, alleyn darumb, das er gelt verdienet vnnd ir das ließ, so er starb, dann sy alweg verderben hat wollen, wy sie dann noch thuet, vnangesehen, das ir Albrecht bis in die sechs tausent Gulden wert gelassen hat. Aber da ist keyn genügen, vnnd in summa ist sy alleyn seins todes eyn vrsach. Ich hab sy selbs oft für ir argwenig streflich wesen gepeten vnnd sy gewarnet, auch ir vorgesagt, was das end hievon seyn wurd, aber damit hab ich nichts anderst dann vndank erlangt. Dann wer diesem Man wolgewolt vnnd umb in gewest, dem ist sy feynt worden, das warlich den Albrecht mit dem hochsten bekumert vnnd ine vnder die erden pracht hat. Ich hab ir seid seynes todes nie gesehen, sy auch nit zu mir wollen lassen, wiewol ich ir dannoch in vil sachen hilflich gewest bin, aber da ist keyn vertraun. Wer ir widerpart halt, vnnd nit aller sach recht gibt, der ist ir verdechtlich, dem wird sy auch alspald feynt, darumb sy mir lieber weyt von mir, dann umb mich ist. Es sind ja sy und ir

schwe-

ſchweſter nit pubin, ſonder, wie ich nit zweyfl, der eren from, vnnd ganz gotsfurchtig frauen, es ſolt aber eyner lieber eyn pubin, die ſich ſunſt freundlich hielt, haben, dann ſolch nagent argwenig vnnd kiſend from frauen, pey der er weder tag noch nacht rue oder frid haben kont, aber wie dem, wir müſen die ſach Gott befelhen, der woll dem frommen Albrecht gnedig vnnd parmherzig ſeyn, dann er hat wie eyn fromer piderman gelebt, ſo iſt er auch ganz chriſtenlich vnnd ſeliglich verſtorben, darumb ſeynes Heyls nit zu fürchten iſt. Got verleyh vns ſeyn gnad, das wir ime zu ſeiner Zeyt ſeliglichs nachfolgen.“

Die Anekdote, daß Dürer aus Ueberdruß ſeine Agnes verlaſſen, ſich auf Reiſen begeben habe, erſt nach vielen Jahren wieder zurückgekommen ſey, und bey ſeiner Zurückkunft ſeine Frau, vor dem Thore, bey dem St. Johanniskirchhofe, bettelnd angetroffen habe — iſt ſchon längſt ein — Mährchen.

Jedoch muß ich ihr zur Ehre eine gutſcheinende Handlung von ihr anführen, dieſe nämlich, daß ſie, weil ihre Ehe kinderlos war, ein Legat nach Wittenberg für Studirende gemacht hat *).

*) Melanchthon ſchreibt an V. Dietrich: „De *Durerianae viduae* legato ago gratias Deo, quod ſtudia reſpicit. Praedicaui id καταθημα apud Lutherum et alios. S. Epp. Melanchth. L. IV. cura Io. Sauberti p. 78.

Sie überlebte ihren Mann und starb den 28sten Dec. 1539.

Es ist ein gegossenes Schaustück auf diese Agnes zänkischen Andenkens vorhanden. Es ist einseitig und zeigt ihr Brustbild mit bloßem Kopfe und Halse. Das Haupt ist Rechts zurückgebogen, und das Gesicht sieht unschuldig und liebreich in die Höhe. Von den langen Haaren liegt eine nachläßige Locke auf der rechten Schulter. Im leeren Raume steht Rechts die Jahrzahl 1508, und links das dürerische in einander gesetzte A. D. *)

Hr. Schaffer Panzer führt ihr Portrait an:

U. Agnes Alberti *Düreri* Conjux. Dürers Zeichen mit 1508. I. F. L. 8. Schw. K. — **)

Viertes Kapitel.

Dürers Reisen nach Venedig 1506, und nach den Niederlanden 1520.

Dürer reisete zu Ende des J. 1505 nach Venedig, wo er fast das ganze Jahr 1506 zubrachte, und schrieb einige Briefe an den berühmten Wilibald Pirkheimer, welche Hr. von Murr in seinem Kunstjournale Th. X. S. 3 f. hat abdrucken lassen.

*) S. Hrn. Prof. Wills Nürnb. Münzbelust. Th. I. S. 369.

**) S. Dessen Verzeichniß Nürnbergischer Portraite, S. 44.

lassen. Die Originale sind in der vortreflichen Bibliothek des Herrn Geheimen-Raths und Scholarchen, Christoph Joachim Haller von Hallerstein. Wir wollen daraus einiges anführen.

Er malte daselbst eine Tafel, welche die Marter des h. Bartholomäus vorstellt, nach einem Gemälde in der Beckerkapelle der St. Bartholomäuskirche zu Venedig, im Sestier von St. Marco, nicht weit vom Frondaco de' Tedeschi. Kaiser Rudolf II. bekam sie in seine Gallerie nach Prag. Dürer erhielt dafür hundert und zehn Gulden rhnl. Es wurde gut eingeballt durch starke Männer zu Fuß, an Stangen, von Venedig bis nach Prag getragen.

Ueber die dasigen Maler beschwert er sich in verschiedenen Briefen. In einem derselben schreibt er: „Wist daz mir dy Moler fast (sehr) abholt hy sind. Sy haben mich 3 mol vür dy Heren gnüt (genöthigt), vnnd muz 4 fl. In Ir Schull geben.“

Er fing in Venedig sogar an, tanzen zu lernen; es wollte ihm aber nicht behagen. Er schreibt in einem Briefe: „Item wist auch, daz ich hett vürgenumen tanzen zw lernen, vnnd ging 2 moll awff dy schull, do must ich dem Meister 1 Dugaten geben, do kunt mich kein mer hinawf pringen, ich wolt woll alles daz ferlert habn, daz ich gewunnen hett, unnd hette deñoch awff dy lezt nix künt.“

Von Venedig aus ritt er nach Bologna „vm kunst willen in heimlicher perspectiva dy mich einer lernen will.“ Von der ausnehmend großen Ehre,

welche die daſigen Maler unſerm Künſtler erwieſen haben, redet Chriſtoph Scheurl, welcher ſich damals zu Bologna befand, in ſeinem Commentario de vita et obitu *Ant. Kreſſ.* I. V. D. Norimb. 1515. 4.

Während ſeiner Anweſenheit in Venedig entſtand eine Feuersbrunſt, in der ihm ein wollenes Tuch verbrannt, wofür er erſt Tags vorher 8 Dukaten gegeben hatte. Auch klagte er in einem ſeiner Briefe, daß ihm ein Schuldner mit 8 Dukaten entlaufen ſey.

Nun will ich aus Dürers eigenhändigem Reiſejournal, ſeine Reiſe nach den Niederlanden betreffend, einige Stellen anführen:

Am Pfingſttage nach St. Kilian 1520 trat er nebſt ſeinem Weibe und ſeiner Magd, Suſanna, ſeine Reiſe in die Niederlande an. Sie ging nach Erlang, Baiersdorf, Forchheim und Bamberg, wo ihn der Biſchof zu Gaſte lud, in der Herberge auslöſete, und ihm drey Empfehlungsſchreiben mitgab, dafür Dürer dem Biſchof ein vortreffliches Bild, St. Anna mit Maria und dem Chriſtuskinde vorſtellend, verehrte. Dieſes Original iſt nicht mehr dort vorhanden, wohl aber eine Copie in der Schloßkapelle. Von Bamberg aus fuhr er nach Eltenau, Haßfurth, Theres, Schweinfurth, Volkach, Schwarzach, Frankfurt und Mainz. Von da gings nach Popart, Lohnſtein, Engers, Andernach, Bonn, Cölln und Antorff. Hier wurde ihm große Ehre erwieſen, indem er ſelbſt ſagt;

„Am

„Am Sontag, was Sanct Oswaldttag, da luden mich die Mahler auff ihr Stuben, mit meinem Weib und Magd, und hetten alle Ding mit Silbergeschirr, und andern köstlichen Geziehr, und über köstlich Essen. Es waren auch ihre Weiber alle do, und do ich zu Tisch, geführet ward, do stund das Volck auf beeden Seiten, als führet man einen großen Herrn. Es waren auch unter ihnen gar trefflich Personen, von mannen, die sich all mit tiefen Naigen auf das allerdemüthigste gegen mir erzeigten, und sie sagten, sie wollten alles das thun, als viel möglich, was sie wüsten, das mir lieb wäre, und als ich also sas, da kam der Herren von Antorff Rathspoth mit zweyen Knechten, und schenket mir von der Herren von Antorff wegen 4 Kannen Wein, und liessen mir sagen, Ich soll hiemit von ihnen verehret seyn, und ihren guten Willen haben. Des sagte ich Ihnen Unterthänigen Dank, und erboth meine unterthänige Dienste. Darnach kam Meister Peter der Stadt Zimmermann, und schenket mir zwey Kannen Wein, mit erbietung seinen willigen Dienst. Also do wir lang frölich bey einander waren, und spatt in die Nacht; da belaithen sie uns mit Windlichtern gar ehrlich heim, und baten mich Ich soll Ihren guten Willen haben, und annehmen, und solt machen, was ich wolt, darzu wollen sie mir Albehülflich seyn. Also danke ich Ihnen, und legt mich schlaffen.“

Am Sonntage nach Bartholomäi, den 2ten September, fuhr er von Antorff nach Mecheln, wo er übernachtete, und von da durch das Städtchen

Wilswort nach Brüſſel, wo er dem Marggrafen Hanns das Empfehlungsſchreiben des Biſchofs überreichte. Die Frau Margaretha, Karls V. Schweſter, ließ ihn holen und ſicherte ihm zu, daß ſie ihn bey König Karl empfehlen wolle. Am Sonntage nach Egidi fuhr er wieder nach Mecheln, und von da nach Antorff zurück.

Am Donnerstage nach Michaelis reiſete er nach Aachen, und ſah daſelbſt am 23ſten October die Krönung K. Karls V. Am Freytage vor Simon und Juda verließ er Aachen, und kam nach Löwen, und von da nach Kölln, wo er am Sonntage nach Allerheiligentage Kaiſer Karls Fürſtentanz (wovon er eine Zeichnung machte, die in Holz geſchnitten iſt,) und Banket ſah. Am Montage nach Martini erhielt er von K. Karln die Beſtätigung als kaiſerlicher Hofmaler. Mittwochs darauf fuhr er auf dem Rheine von Kölln nach Neuß ꝛc. endlich nach Nimwegen und Herzogenbuſch, wo ihm die Goldſchmiede viele Ehre erwieſen. Am Donnerstage nach Mariä Himmelfahrt kam er, nach ſieben Wochen, wieder zurück nach Antwerpen, wo er ſein Weib und ſeine Magd gelaſſen hatte, und ritt am St. Barbara-Abend nach Berghem.

An unſerer Frauen Abend reiſete er nach Seeland und kam nach Middelburg. Zu Armyud, da er eben ausſteigen wollte, zerriß das Seil, und ein ſtarker Sturmwind trieb das Schiff hinter ſich in die See. Endlich half man ihm wieder an das Land. Am Freytage nach Luciä kam er wieder nach Antwerpen zurück.

Im

Im J. 1521, an der Herren Faſtnacht früh, luden ihn und ſeine Frau die Goldſchmiede zu Gaſt, und thaten ihm große Ehre an. Auf die Nacht lud ihn der alte Ammann von der Stadt, und bewirthete ihn köſtlich; es waren viele ſeltſame Masken da.

Montag zu Nacht wurde er zum großen Banquet geladen, das bis zwey Uhr dauerte; es waren köſtliche Masken da. „Ich gewann," ſchreibt er, „zwey Gulden im Spiel von Bernhart von Caſtell, deſſen Bildniß ich mit der Kohle zeichnete, und ihm verehrte." Am Samſtage vor Judica „gab ich meinem Beichtvater zehn Stüber."

Am Samſtage nach Oſtern fuhr er nach Brügge, wo ihn Jan Plos, ein guter Maler, beherbergte, und ihn des Nachts prächtig tractirte, wozu er mehr Perſonen lud. Eben ſo that des andern Tags Marx Goldſchmidt. Die Maler gaben ihm auch ein großes Banquet auf ihrer Stube zu Nacht, und beſchenkten ihn. Jakob und Peter Moſtaert, die Rathsherren, ſchenkten ihm zwölf Kannen Wein, und die ganze Geſellſchaft von 60 Perſonen begleitete ihn mit Windlichtern heim.

Von da kam er nach Gent. Der Dechant von den Malern und die Vorderſten empfingen ihn herrlich, und aßen mit ihm zu Nacht. Die Maler mit ihrem Dechant verließen ihn nicht, ſo lange er daſelbſt war, aßen zu Morgens und Abends mit ihm und bezahlten alles.

Von hier ging er wieder nach Antwerpen, wo ihn in der dritten Woche nach Ostern ein Fieber befiel. Er sagt: „Es stieß mich ein Fristfieber an, mit einer großen Ohnmacht, Unlust und Hauptwehe. Und do ich vormals in Seeland war, do überkam ich eine wunderliche Krankheit, von der ich nie keinen Mann gehört, und diese Krankheit hab ich noch. — Gab nach und nach dem Doctor in allem 3 Gulden, 20 Stüber dem Apotheker.“

Am Sonntage nach Himmelfahrt lud ihn Meister Dietrich, Glasmaler, zu Gaste, und viele andere, z. E. Alexander Goldschmidt, einen sehr reichen Mann. Es war ein sehr köstliches Mahl.

„Meister Gerhard, Illuminist,“ schreibt Dürer hier, „hat ein Töchterlein bey 18 Jar alt, die haist Susanna, die hatt ein Blättlein illuminirt, einen Saluator, dafür hab ich geben 1 fl. Ist ein groß Wunder, daß ein Weibsbild also viel machen soll.“

Auch seine Frau wurde krank auf dieser Reise. Er sagt: „Meine Frau ward krank, der Apothekerin fürs Klystiren gegeben 14 Stüber; dem Mönch, der sie besuchte, 8 Stüber.“

Am achten Tage nach Fronleichnam fuhr er mit seiner Frau und Magd nach Mecheln zur Frau Margareth, ließ ihr seinen Kaiser sehen, und wollte ihr denselbigen verehren; sie nahm ihn aber durchaus nicht an. Am Freytage zeigte sie ihm alle ihre schöne Sachen, darunter sah er bey 40 kleine Täfelchen von Oelfarben, so schön, daß er

dergle-

dergleichen nie gesehen hat. Er sah auch gute Sachen von Johann Jakob Walch, der kurz nach 1500 in Nürnberg starb. Er bat die Frau Margareth um Meister Jakobs (Cornelisze) Büchlein; sie sagte aber, sie habe es ihrem Maler (Bernard van Orley) zugesagt.

Die Maler und Bildhauer luden ihn in seiner Herberge zu Gaste, und thaten ihm große Ehre an in ihrer Versammlung.

Hierauf begab er sich wieder am Samstag von Mecheln nach Antorff.

Er portraitirte den König von Dännemark, Christian II. zweymal. Wir wollen hiervon Dürers eigene Worte anführen:

„An unser Frawen Heimsuchung, do ich gleich weg von Antorff wollt, do schiket der König von Dennemark zu mir, daß ich eylend zu ihm käm, und ihn conterfeyet, das thet ich mit der Kohlen. Und ich conterfeyt auch sein Diener Antony, und ich must mit dem König essen, erzeuget sich gnädiglich gegen mich.

Am Tage nach unsrer Frawen Heimsuchung nach Brüssel gefahren auf dem Schiffe des Königes von Dennemark, dem ich die besten Stüke meines Kunstdruks verehrte.

Item hab gesehen, wie das Volck zu Antorff sich sehr wundert hat, do sie den König von Dennemark sahen, daß er so ein mannlich schön Mann war, und nur selb dritt durch seiner Feind Land kommen. Ich hab auch gesehen, wie ihm der Kaiser von Brüssel entgegen geritten, und ihn empfangen,

pfangen, ehrlich mit großer Pompa. Darnach hab ich gesehen das ehrlich köstlich Panket, das ihm der Kaiser und Fraw Margareth gehalten hat am andern Tag.

Item am Sontag vor Margaretha hielt der König von Dennemark ein groß Panquett dem Kaiser, Frau Margaretten und Künigin von Spanien, und lud mich, und ich aß auch darauf. Ich hab 12 Stüber für des Königes Futtral gegeben, und ich hab den König von Oelfarben conterfett, der hat mir 30 fl. geschenkt."

Am Freytage Morgens fuhr Dürer endlich von Brüssel ab nach Aachen, und von da nach Altenburg, sechs Stunden lang, denn der Fuhrmann wußte den Weg nicht und fuhr irre. Er übernachtete also daselbst, und fuhr am Montag früh durch Jülich, eine Stadt, nach Perkau, und von da nach Kölln, u. s. w.

Zuletzt will ich noch das Klaglied beysetzen, welches Albrecht Dürer anstimmt:

„Ich machte viel Sachen den Leuten zu gefallen; aber das wenigste wurde mir bezahlt. — Ich hab in all' meinen Machen, Zehrungen, Verkaufen, und anderer Handlung Nachtheil gehabt im Niederland, in all mein Sachen, gegen grossen und niedern Ständen, und sonderlich hat mir Fraw Margareth für das ich ihr geschenkt und gemacht hab, nichts geben." Doch rühmt er die Freygebigkeit der nürnbergischen Krongesandten: „In Brüssel, Aachen und Kölln hatte ich freyes Quartier und Tafel bey den drey Nürnbergischen Herren Kron-

Krongesandten, Leonhart Groland, Hanns Ebner, und Nikolaus Haller.“

Es erhellet aus dieser Erzählung, die aus Dürers eignem Reisejournal ausgezogen ist, daß er seine Frau mit sich genommen, und nicht in Nürnberg zurückgelassen habe, wie bisher alle, die Dürers Leben beschrieben haben, behauptet hatten. Wenn es ja richtig seyn soll, daß Dürer sich von seiner Frau aus Verdruß entfernt habe, und nach den Niederlanden gereiset sey, so muß es abermals etwa 1523 oder 1524 geschehen seyn.

Das eigenhändige Reisejournal Dürers, woraus obige Stellen genommen sind, befindet sich in Nürnberg auf der Ebnerischen Bibliothek. Hr. von Murr hat in sein Kunstjournal Th. VII. S. 55 f. einen Auszug daraus eingerückt.

Fünftes Kapitel.

Allgemeine Schilderung seines Kunstfleißes, seiner Kunstkenntnisse und Kunstfertigkeiten.

Wir wollen zeigen, daß Dürer als Erfinder zu betrachten ist, und daß er sich als Maler, als Zeichner, als Kupferstecher, als Formschneider, als Bildhauer ausgezeichnet hat.

Dürer war ein Mann von großem Genie, und zu allen Künsten aufgelegt.

Er ist als Erfinder zu betrachten, indem er der erste war, welcher die Regeln der Perspectiv

in

in Deutschland nach den Regeln der Mathematik lehrte; er entdeckte im J. 1512 die Kunst, mit Scheidewasser auf Eisenplatten und Metall zu ätzen, oder den harten Aetzgrund; er erfand das Mittel, die Holzschnitte mit zweyerley Farben zu drucken. Weil er eine gründliche Kenntniß der Mathematik besaß, so brachte er vermittelst derselben am ersten die Zeichen- und Malerkunst in ein ordentliches System. Ihm gehört auch die erste Erfindung der gläsernen Kopirscheibe *).

Die erste Schrift vom Festungsbau in Deutschland hat unser Dürer geliefert, und zwar 1521 (27). Er gab auch mit Hülfe der Geometrie am ersten in Deutschland eine Anweisung, wie man die Schreibkunst und die Buchstaben, vornemlich die lateinischen Versalien, nach Regeln und nach der Proportion entwerfen müsse; und da er hierin einen italiänischen Minoriten, Lukas Paciolo, zum Vorgänger gehabt, so war dieß vermuthlich die Veranlassung, daß ihm, wiewohl mit Unrecht, Almeloveen in das Register der Plagiarien setzte.

In der Malerey brachte er es nach und nach gleichfalls so weit, daß er Portraite, Historien u. s. w. der Natur ganz gemäß, sowohl mit Wasser- als Oelfarben, auf Holz, Tuch, Gemäuer, Pergament und Papier auf das richtigste und herrlichste darstellte. „Man bewundert," sagt Füeßli in

*) S. Götting. Anz. von gelehrten Sachen vom J. 1786. St. V. S. 45.

in seinem Künstlerlexikon S. 167, der Ausgabe vom J. 1763, an den Werken dieses vortreflichen Künstlers eine lebhafte und fruchtbare Einbildungskraft, ein erhabenes Genie, meisterhafte Pinselstriche, eine bewunderungswürdige Ausarbeitung und eine korrekte Zeichnung, daher zu wünschen wäre, daß er eine bessere Wahl in den Gegenständen, welche ihm die Natur zeigte, getroffen hätte; daß seine Ausdrücke edler, sein Geschmack in der Zeichnung weniger steif, seine Manier etwas angenehmer, und daß er endlich die Luftperspectiv in Brechung der Farben besser beobachtet hätte. Seine Landschaften sind wegen ihrer angenehmen und sonderbaren Lagen beliebt." Bullart, ein gelehrter und kunstverständiger Franzose, sagt: „Nur durch sich selbst erwarb sich Dürer eine so große Geschicklichkeit in allem demjenigen, was Zeichenstift, Grabstichel und Pinsel vortrefliches hervorbringen können: den Römern kam er nicht nur gleich; er übertraf sie auch in manchen Stücken." *)

Er war sehr glücklich im Portraitiren und traf die Aehnlichkeit sehr genau. Das Auszeichnende in seinen Stellungen, Kleidungen und Gewändern, machten seine Kunst schätzbar und seine Arbeiten sehr

*) Il a aquis de soi-même une connoissance de tout ce, qui peut illustrer le craion, le burin, et le pinceau, qui n'a pas seulement egalé les Romains, mais même les a surpassé en aucunes de ces choses. *Isa. Bullart Academie des Sciences et des Arts.* T. II. L. 6. p. 383.

sehr kennbar. Die schweren Gegenstände der Malerey, als Schein, Glanz, Feuer, Blitz, Hagel, Nebel, Finsterniß und Licht, wurden von seiner Meisterhand leicht hingeworfen. Die Leidenschaften, Liebe, Freude, Vergnügen, Geduld, Mitleiden, Andacht, Verwunderung, Entsetzen, Zorn, Traurigkeit, Neid, Haß, wußte er mit ihren eigenthümlichen Zügen und Aeußerungen so meisterhaft zu charakterisiren, daß jedes Kennerauge sogleich den Gegenstand bestimmt erkennen kann.

In seinen jüngern Jahren liebte er die bunte Malerey, da viele Gegenstände auf einer einzigen Tafel vorgestellt werden; in reiferm Alter aber verschmähete er diese Manier, und suchte mehr das Einfache und Natürliche hervor. Melanchthon schreibt davon: „Ich erinnere mich, daß der vortrefliche Maler, Albr. Dürer, zu sagen pflegte: er habe in seiner Jugend die bunten und schäckichten Gemälde geliebt, und als Bewunderer seiner Werke sich sehr gefreuet, als er diese Manier in einem seiner Gemälde wahrgenommen hätte. Als er aber älter geworden, habe er angefangen, die Statüe zu betrachten, und seine Blicke auf ihre Schönheiten zu heften, welches ihn dann belehrt hätte, daß die Simplicität die höchste Zierde der Kunst sey: da er sie aber nicht ganz erreichen konnte, so sey er nicht mehr der Bewunderer seiner Werke, der er sonst gewesen, sondern seufze oft, wenn er sie ansäh, und erinnere sich seiner Schwachheit.“ *)

Wie

*) S. *Phil. Melanchth.* Ep. 47. L. I. welche den Epistolis Erasmi in der Londner Ausgabe beyge-

Wie sehr manche der Dürerischen Gemälde geschätzt worden sind, beweiset folgende Anekdote, welche Vincenz Steinmayr in der Vorrede seines zu Frankfurt 1622 von Holzschnitten herausgegebenen Werkes bekannt machte.

Nachdem nämlich Dürer im J. 1509 nach Frankfurt in das dasige Predigerkloster eine herrliche Tafel, welche die Himmelfahrt der h. Maria vorstellet, verfertigt hatte, so hatte dieses Kloster deswegen nicht allein von vielen Künstlern und andern Personen, sondern auch von großen Herren häufige Besuche bekommen. Manche von den letztern boten für diese Tafel eine große Summe Geldes; mancher von den Künstlern aber bot für eine Hand, mancher für einen Fuß, eine ansehnliche Summe. Blos wegen dieser Tafel reiseten Künstler aus Italien nach Frankfurt. Es ist daselbst nur noch die Copie davon vorhanden; das Original wurde einem Churfürsten von Bayern überlassen, bey dem es unglücklicherweise verbrannte.

Dürer war ein desto größerer Maler, je größer er als Zeichner fast über alle seine Zeitgenossen hervorragte.

Er konnte von freyer Hand, entweder mit der Feder oder dem Pinsel eine gerade Linie und einen Zirkel so accurat ziehen, welches andere nur mit Beyhülfe eines Lineals und Zirkels thun konnten. Als K. Maximilian I. etwas, das Dürer malen

fügt worden; ingleichen Hrn. Hofr. Meusels Miscell. Hefft III. S. 62.

ſollte, mit einer Reißkohle entwarf, und dieſe dabey zum öftern brach, Dürer aber doch damit zurecht kommen konnte; ſo fragte der Kaiſer den Dürer: „warum ihm dergleichen nicht begegne?“ Dürer antwortete lächelnd: „ich wünſchte nicht, daß Ew. Majeſtät ſo künſtlich malen könnten, wie ich.“ *)

Er erwarb ſich im Zeichnen eine ſolche Fertigkeit und zeigte eine ſolche Geſchicklichkeit, daß er ſogleich alles, was ihm einfiel, ohne etwas zu verbeſſern, auf das Papier hinzeichnete, ſogar auch, daß er das, was er, ohne den geringſten Entwurf mit der Kreide, malte, immer auf das richtigſte darſtellte. Er wußte faſt jeden Pinſelſtrich ſo geſchickt zu traktiren, daß er die feinſten Linien und Haare damit hinwarf, welches ihm kein damaliger Maler, ſelbſt die berühmteſten in Italien nicht, gleichthun konnten. Dürer beſuchte einſtmals den Bellino, einen ſehr bekannten und geſchätzten Maler zu Venedig. Dieſer begehrte von Dürer einen Pinſel, mit dem er die Haare, und zwar viele auf einmal, auf das ſubtilſte machte, zum Geſchenke und anſtatt eines Andenkens. Dürer reichte ihm alle ſeine Pinſel, die er hatte, hin, und ſprach: „er dürfe nicht nur einen, ſondern alle nehmen, weil er mit einem jeden ſolches leiſten könne.“ Und wirklich bewerkſtelligte er ſolches, indem er einen willkührlichen herausnahm. Bellino

*) S Phil. Melanchthons Erzählung dieſer Anekdote in *Iob. Manlii* Loc. Commun. p. 204.

lino verwunderte sich hierüber außerordentlich, und sagte: „er würde dieses wohl niemahl, wenn er es nicht selbst mit Augen gesehen hätte, geglaubt haben, weil kein Künstler in der Welt anzutreffen seyn würde, der das nämliche so herrlich bewerkstelligen könnte *).

Dabey nahm er die rechte Proportion in allen Figuren, welche die Seele in den Kunstwerken ist, auf das accurateste in Acht. Er war darin so geübt, daß, als ihm einst ein großer Maler die Größe eines Gliedes zu einem Crucifixe, das jener aus Holz geschnitzt hatte, dieser aber gemalt in seiner gehörigen Größe nach selbigem vorstellen wollte, angab, seine Arbeit mit dem Andern, als man beyde Stücke auf einander gelegt hatte, auf das genaueste übereinkam **).

Als er sich einst in einer Gesellschaft von Malern befand, beredeten sie sich, daß jeder eine Probe seiner Kunst ablegen sollte. Dürer zeichnete mit Kreide einen Kreis auf den Tisch und sagte: „man möchte den Zirkel anschlagen, ob dieser „Kreis auch rund wäre;“ und siehe! es traf auf ein Haar zu.

*) S. *Ioach. Camerarii* Praef. ad Opus *Dureri* de Symmetria corp. hum. — *Freheri* Theatrum Viror. Eruditor. p. 1439. — D. *Io. Val. Andreae* Seleniana August. p. 310.

**) S. M. Dan. Schwenters III. Th. der Mathem. und Physic. Erquickst. S. 220.

Er konnte von freyer Hand sowohl eine gerade Linie ziehen, als einen runden Kreis machen, so, daß man in dessen Mitte das Centrum sehen konnte; welches beydes die Probe, jene mit dem Lineal, dieser mit dem Zirkel, ausgehalten hat. Der bekannte Jesuit Baldus machte auf diese Geschicklichkeit Dürers folgendes Distichon:

Circulus *Alberti* solo carbone notatus
Annulus est digitis, Norica Virgo, tuis.

Seine Kupferstiche sind in großer Achtung. Sie verdienen auch, sagt Füeßli, die Bewunderung der Kenner wegen der Feinheit des Grabstichels, zumal da sie als die ersten Arbeiten einer neuen Kunst anzusehen sind.

Die Italiäner eignen zwar die Erfindung des Aetzens oder Radirens dem Parmeggiano zu, welcher erst 1530 in Kupfer ätzte; aber Sandrart vermuthet, daß Dürer schon vor dem J. 1515 diese Kunst erfunden habe, und Hr. von Murr glaubt, man habe von Dürern geätzte Blätter vom J. 1502; allein von diesem Jahre ist kein geätztes Blatt von ihm vorhanden, wohl aber eines vom Jeronimus von 1512. Diese beweisen wenigstens, daß das Kupferstechen mit Scheidewasser schon zu Anfange des 16ten Jahrhunderts, also vor dem Parmeggiano, erfunden sey.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Dürer auf seinen Reisen, im J. 1493 oder 1494, Israel von Mecheln kennen gelernt habe. Seine Copie des Israelischen Zauberblattes vom J. 1497 giebt man

man als sein erstes Blatt an; allein Hr. v. Murr in seinem Kunstjournal II. Th. S. 240 hält das Blatt für noch älter, welches Juda und Thamar vorstellt, das man irrig auf Berthold Tucher und Anna Pfinzingin deutet *).

Hr. H. S. Hüsgen in seinem Verzeichnisse aller Kupfer- und Eisenstiche Albr. Dürers (Frf. und Leipz. 1778. in 8.) beschreibt 100 Originalblätter, welche Dürer unwidersprechlich selbst in Kupfer und Eisen gestochen hat. Sie bestehen aus zwey Blättern alten Testaments, aus 27 Bl. neuen Testaments, worunter 16 Bl. Passion, 16 Bl. Marienbilder, 5 Bl. Apostel, 12 Bl. Heilige, 6 Bl. Portraite, und aus 32 Bl. Phantasiestücke.

Hr. von Murr führt in dem obenangezogenen II. Th. seines Kunstjournals acht in Eisenplatten geätzte Dürerische Blätter an.

Man sehe auch (Knorrs) historische Künstlerbelustigung oder Gespräche im Reiche der Todten zwischen Albr. Dürer und Raphael Urbino. Erstes Stück. Nürnb. 1738. 4to. — . Ingl. (von Heinekens) neue Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen, 1. Th. S. 287—299.

Dürers Holzschnitte sind nicht minder in hoher Achtung. „Man muß sich in Ansehung derselben," sagt der öfter angeführte Füeßli, „wundern, daß dieser alte Meister so viel Ausdruck und Haltung, auch so viel Charakter in den Köpfen hat

*) S. Knorr S. 48 N. 17. Hüsgen S. 2 N. 2.

anbringen können, und daß alles so gut ausgeführt ist. Einige derselben sind im Helldunkeln gearbeitet, und geben an Schönheit der Arbeit des Hugo da Carpi nichts nach.“

Dürer erlernte das Formschneiden entweder bey Wohlgemuth, oder vielmehr bey Wilhelm Pleydenwurf. Er trat 1490 seine Reise durch Deutschland an, und lernte deutsche und niederländische Formschneider kennen. Im J. 1492 kam er nach Colmar, zu Martin Schöns Brüdern, und im J. 1494 kam er wieder nach Hause.

Ob man gleich vom J. 1498 an bis zum J. 1509 keinen Holzschnitt mehr von ihm, mit einer Jahrzahl bezeichnet, aufzuweisen hat; so ist doch ganz zuverläßig, daß er während dieser Zeit zwar mehr Kupferstiche, doch aber auch manche Holzschnitte verfertigt habe, blos mit seinem beygefügten Zeichen.

Im Jahr 1509 fing er an, häufiger, als zuvor, in Holz zu schneiden. Er fand, daß ihm, als einem fertigen Zeichner, Holzschnitte fast eben so geschwind von Statten gingen, als Kupferstiche, wiewohl ihm manche Holzschnitte mehr Zeit kosten mochten. Im Jahr 1522 schnitt er das Bildniß Farnbuhlers, Kanzlers des Kaisers Ferdinand des I. in Holz. Es ist dieses eines seiner schönsten Blätter, wovon man auch Abdrücke mit Farben hat.

Man zählt 262 Holzschnitte, die mit seinem Namen bezeichnet sind. In des Hrn. v. Heineke neuen Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen

(Leipz.

(Leipz. 1786. 8.) steht Th. I. S. 161 f. ein Verzeichniß von Albrecht Dürers Holzschnitten. Wenn man aber die Menge seiner Gemälde und Kupferstiche in Erwägung zieht, so ist kaum zu vermuthen, daß er nur den vierten Theil dieser Holzschnitte selbst verfertigt habe. Er hat sie vielmehr theils auf die Holzstöcke gezeichnet, theils die besten Formschneider nach seinen Handrissen, deren viele in dem hiesigen von Praunischen Museum vorhanden sind, arbeiten lassen. Er bediente sich Hanns Burgmayrs, seines Schülers, den andere auch Birkmair nennen, Hanns Güldenmunds, Hieronymus Röschens, Wolfgang Reschens, und vieler andern unbekannten Formschneider. Unter diesen ist Hanns Schäufelein, welcher die Figuren zu dem Theuerdank verfertigte, der auch selbst zeichnete und malte, am bekanntesten.

Er bediente sich meist des Birnbaumholzes zu seinen Stöcken, deren noch viele in Deutschland, Frankreich, Holland und Italien existiren, aber meist wurmstichig sind, weil dieses Holz nicht so dauerhaft ist, als das von Buchs- und Sperr- oder Arlesbaum (Sorbus).

Meister Sebald, Rädleinmacher bey dem Sonnenbade, und Hanns Frank in der Fröschau, richteten unserm Dürer seine Holzstöcke zu.

Hr. Unger der ältere, der künstlichste Formschneider neuerer Zeiten, zu Berlin, zweifelt *),

*) S. Fünf in Holz geschnittene Figuren nach der Zeichnung J. W. Meil, wobey zugleich eine Un-

ob Dürer Holzschnitte verfertigt habe. Man geht hierin eben so sehr zu weit, als wenn man ihm alle Holzschnitte zueignen wollte, die nach seinen Handrissen gemacht worden sind, oder sein Zeichen führen. Hr. v. Murr lieferte in seinem Kunstjournal Th. IX. S. 52 und 53 dießfalls einen eigenhändigen Beweis.

In dem hiesigen v. Behaimischen Familienarchive nämlich ist noch die Dürerische Holzplatte, auf welche er das Behaimische Wappen für Hrn. Michael Behaim († 1511.) geschnitten hat. Sie ist 11 Zoll hoch und 7½ breit.

Hinter dem Stocke steht mit Albrecht Dürers Hand geschrieben:

„Liber her Michell Beheim. Ich schick ewch „dis Wapen wider, bit lats also beleiben, es wirt „ewchs so keiner verbesseren, dan Ich habs mit „Fleiß künstlich gemacht, dorum dys sehen vnd ver„stend, dy werden ewch woll bescheid sagen, soll „man die lewie (Löwen) auf dem helm vber sich „werffen, so verdeken sy die pinden.“

Ew. Vndertan,
Albrecht Dürer.

Als Dürers Blätter nach Italien kamen, wurden sie begierig aufgekauft. Dürer war schon lange daselbst bekannt, sowohl durch sein im J. 1498 nach

tersuchung der Frage: Ob Albrecht Dürer jemals Bilder in Holz geschnitten? von Unger dem ältern, Formschneider. Berlin, 1779. gr. 4.

nach Florenz gesandtes Bildniß, als durch seine Malereyen und Kupferstiche. Raphael schätzte ihn sehr hoch, besonders aber die Florentiner, Giacomo da Puntormo, und Andrea del Sarto.

Der erstere brachte fast eine ganze Landschaft aus einem Dürerischen Blatte in eines seiner Gemälde; ja er machte sich nicht nur die Erfindungen unsers Künstlers zu Nutzen, sondern ahmte sogar dessen bisweilen steife Manier nach, insonderheit in seinen Gemälden des großen Karthäuserklosters, drey Stunden von Florenz, welche er im J. 1523 verfertigte, und die Vasari in seinem Leben (Tomo 4. p. 181 etc.) ausführlich beschrieben hat. Er hatte nachher Mühe, seine vorige freye, und blos der Natur getreue Manier wieder in seine Gemälde zu bringen.

Andrea del Sarto hingegen brachte zwar viele von Dürers Ideen in seine Stücke, aber er stellte sie völlig nach seinem eignen Geschmacke dar.

Obgleich K. Maximilian unserm Dürer für seine kleine Passion ein Privilegium ertheilt hatte; so kopirte sie dennoch Marcantonio Raimondi, ein Bologneser und Schüler des Raphaelo, in der Zeichnung des Francesco Francia, daher er de' Franci genannt wurde *). Dieses letztere gab

*) Schöber in Dürers Leben S. 17 beschreibt diese zwar unerlaubte, aber doch künstliche Nachahmung des Marcantonio Raimondi, indem er sagt: „Er brauchte hierzu den Vortheil, daß er Dürers beliebte Holzschnitte und Kupferstiche,

gab zu dem Irrthume Gelegenheit, daß Felibien, und aus ihm das allgemeine historische Lexikon einen andern Marcantonio erschaffen, wodurch sich auch Arend in seinem Gedächtniß der Ehren Albr. Dürers §. 9 verführen ließ, dem es Schöber nachschrieb.

Es ist kaum zu begreifen, wie die Wälschen sich konnten hintergehen lassen, den gezwungenen und magern Nachstich des Marcantonio für die kräftigen Dürerischen Holzschnitte anzunehmen. Diese kamen doch noch nach Venedig, da beyde schon lange todt waren, und wurden mit einem italiänischen Texte 1612 bey Daniel Bisucco abgedruckt. Die Nachstiche des Marcantonio mit dem Dürerischen Zeichen haben sich überaus selten gemacht.

Dieser Kupferstecher, der sich damals in Venedig aufhielt, ließ es nicht dabey bewenden. Er hatte

durch Hülfe eines mit Baumöl getränkten Papiers aufs genaueste nachmachte, und solches hernach auf Kupfer brachte; weil er nun durch seine Geschicklichkeit alle Striche wohl in Obacht genommen, und sonderlich das gewöhnliche Zeichen des Dürers nicht vergessen, so war es ihm leicht, die Copien für Originalien auszugeben, und sich damit einen guten Verdienst zu verschaffen. Gewiß ist es, daß nunmehr ein großer Kenner erfordert wird, wenn er richtig unterscheiden will, welche unter dergleichen Stücken von Dürers Arbeit oder für Copien zu schätzen sind.“

hatte die Frechheit sogar, auch Dürers Leben der heil. Maria nachzustechen, und zwar nur 20 Blätter. Denn die drey Könige, die in diesem Werke zweymal sind, kopirte Marcantonio nur einmal.

Es ist bekannt, daß Dürer selbst wegen dieser Nachstiche nach Venedig ging, und den Marcantonio bey der Republik belangte. Allein, alles, was er erhielt, bestund darin, daß sich derselbe des Dürerischen Zeichens enthalten sollte. *) Andere aber zweifeln sehr an Dürers spätern zweyten Reise, wegen des Marcantonio. Seine Reise nach Rom ist ohnehin ein bloßes Mährchen.

Selbst nach Nürnberg, und zwar noch zu Dürers Lebzeiten, wurden jene Nachstiche zum Verkauf gebracht. Vermuthlich hat Dürer auch in Nürnberg darüber Klage geführt, denn es erging von dem dasigen Magistrate folgender Befehl, der in dem Rathsbuche von 1508 — 1512 Fol. 260 verzeichnet stehet, und der in seiner Art als das erste Verbot des Nachdrucks, wenigstens des Nachstichs, angesehen werden kann. Er ist in des Hrn. Prof. Waldau's Beyträgen 1 B. Heft I. No. VI. S. 67 f. abgedruckt und lautet also:

Anno 1508.

„Item einem fremden Mann so undter dem „Rathhauß Kunstprief seyl hat, vnnd vndter den„selben etliche, so Albrecht Dürers Handtzaichen „haben, die Jme betrüglich nachgedrukt seyndt, Soll

*) S. *Vasari* Vite de' Pittori. P. III. Vol. I. p. 302.

„Soll man in Pflicht nehmen, dieſelben Zaichen „alle abzuthun, vnnd deren kains hir fayl zu ha„ben. Oder wo er ſich des widern würd, Soll „man Jme dieſelben Brief alle als ain Falſch auff„heben, vnnd ains Raths hanndten nemen. Actum „Sabaths poſt Circumciſionis Dominy, 1508.“

Dürer verfertigte ſowohl große als kleine ganz und halb erhabene Bilder aus Holz und Stein, wie man es verlangte, meiſterhaft. Er ſchnitt z. E. das Bruſtbild Hrn. Friedrich Behaims, Michael Behaims Sohns, (geb. 1491.), welcher als Kriegsrath im J. 1533 ſtarb, vortreflich in Stein. Die Schrift iſt: FRIDERICH. PEHAIM. ALT. XXXV. JAR. Hinten ſteht die Jahrzahl 1526. mit dem in einander geſetzten Dürerischen Zeichen A. D. — *)

Viele, unter andern Doppelmair S. 187 zählen unſern Dürer auch unter die Eiſenſchneider; aber ohne Grund. Denn die Dürerischen Schauſtücke ſind nicht von einem geſchnittenen Eiſen geprägt, ſondern er boſſirte ſie entweder, oder ſchnitt ſie in Speckſtein. Es ſind nur nach ſeiner Boſſirung der Bilder abgeformte und gegoſſene Goldſchmiedsarbeiten, wie alle ſogenannte Contrafait-Münzen ſelbiger Zeit, indem es unmöglich war, daß ein ſo tief in Stahl geſchnittenes Bild durch den Hammerſchlag hätte ſo erhaben geprägt werden können. Man wußte damals noch nichts von

*) Hrn. von Murrs Kunſtjournal Th. IX. S. 53.

von einem Druckwerke, durch dessen starken Rost die auf Medaillen hervorragenden Bilder zum Vorschein gebracht werden.

Die Dürerischen Schaustücke findet man beschrieben in Borchmanns Numophylacio P. IV. c. 22. n. 10. p. 432; — in Christi. Junkers güldenem und silbernen Ehrengedächtniß D. M. Luthers A. 1706. §. 26. S. 96, und im Anhang S. 532; — in Köhlers Münzbelust. Th. XX. St. 7. J. 1748. S. 49 f.

Daß Dürer ein Kenner der Architektur war, beweisen seine Schriften, besonders sein Werk von der Befestigung der Städte und Schlösser, wovon das folgende Kapitel handeln soll.

Man sehe nach: P. J. Marpergers Historie und Leben der berühmtesten Europäischen Baumeister — durch Mr. Felibien angefangen. Hamburg 1711. in Duod. und (Scheibel) in seiner Einleitung zur mathematischen Bücherkenntniß, besonders im zehenten Stücke.

Unser Dürer scheint auch eine Stelle unter den ältern nürnbergischen Druckern zu verdienen, da zu Ende des Textes, der sich bey den vortreflichen von ihm verfertigten Holzschnitten befindet, zur Offenb. Johannis die Anzeige stehet: Gedrukt zu Nürnbergk durch Albrecht Dürer Maler ꝛc. Allein er hat schwerlich eine eigne Druckerey gehabt, und jene Anzeige wird nur so verstanden werden müssen, daß dieses Werk auf seine Rechnung

nung oder als ein Verlag für ihn gedruckt worden sey. *)

Sechstes Kapitel.

Von Dürers Schriften, deren verschiedenen Ausgaben und Uebersetzungen.

Dürer gehört auch zu den Schriftstellern, wie das folgende Verzeichniß beweiset; doch ist bekannt, daß ihm der berühmte und gelehrte Wilib. Pirkheimer zu seinen schriftstellerischen Arbeiten hülfreichen Beystand geleistet habe. Dürers Handschrift ist gestochen zu finden in des Herrn von Murr Journal Th. XVII. S. 287 f.

Hier ist das Verzeichniß Dürerischer Schriften:

1. „Unterweisung der Messung mit dem Zirkel „und Richtscheyt in Linien, Ebnen und ganzen „Corporen, durch Albrecht Dürer zusammen„gezogen, und zu Nutz aller Kunstliebhabenden „mit zugehörigen Figuren in Truk gebracht, im „Jar 1525. in Folio, ein Alphabeth und 20½ „Bogen. (Die Dedication ist an seinen Gön„ner und Freund, Wilib. Pirkheimer, ge„richtet.)“

Dieses

*) S. Hrn. Schaffer Panzers älteste Buchdruckergeschichte Nürnbergs. (Nürnb. 1789. gr. 4to.) Vorbericht.

Dieſes Werk wurde durch Joach. Camerar in das lateiniſche überſetzt, und iſt zu Paris 1532 in Fol. gedrukt worden.

Im J. 1603 erſchien zu Arnheim ein Nachdruck des deutſchen Exemplars.

Dürer brachte in dieſem Werke verſchiedene Verbeſſerungen an, und wollte eine zweyte Auflage veranſtalten, aber der Tod übereilte ihn über dieſer Arbeit. Doch erſchien bey Hieronym. Formſchneider, im J. 1538, durch Hülfe ſeiner Freunde, eine zweyte Auflage, deren Vermehrung in 2½ Bogen und einigen Figuren beſtund.

Bey Chriſtian Wechel zu Paris erſchien im J. 1535 ein Nachdruck der lateiniſchen Ueberſetzung unter folgendem Titel:

„Albertus Durerus, Norimbergenſis, pictor huius aetatis celeberrimus, verſus e germanica lingua in latinam, pictoribus, fabris, aerariis ac lignariis, lapicidis, ſtatuariis et vniuerſis demum, qui circino, gnomone, libella aut alioqui certa menſura, opera ſua examinant, prope neceſſariis etc. in Folio.“ Schöber, in Dürers Leben S. 49, beſtimmte nicht, ob der Druck in Paris oder zu Frankfurt am Mayn veranſtaltet worden ſey. Daß aber die zweyte Ausgabe dieſer Ueberſetzung eher zu Paris als zu Frankfurt von Wechel ſey beſorgt worden, möchte deswegen ſchon wahrſcheinlich ſeyn, weil eben dieſer Buchdrucker das folgende Buch Dürers in eben dieſem Jahre zu Paris lieferte. Im Originale, ſagt er, ſollen die

Figuren viel schöner, als in der Uebersetzung seyn. Im deutschen Exemplar findet man 63, hier aber nur 60 Figuren.

Der berühmte Erasmus von Rotterdam urtheilt von diesem Dürerischen Werke: „Ist gleich dieses Buch deutsch geschrieben, so ist es dennoch gründlich gelehrt.“ *)

Es ist in vier Bücher abgetheilt, davon das erste von den Linien handelt; das zweyte von den Flächen; das dritte von den Körpern, wo er sich sogar bemühte, die großen lateinischen sogenannten Fractur-Buchstaben durch mathematische Berechnung und Austheilung mit Hülfe der Vierecke in eine richtige und schöne Form zu bringen. Das vierte von Ausmessung der Körper, wobey seine faßliche Erklärungen überall durch beygefügte Bildnisse anschaulich gemacht werden.

2. „Etliche vnderricht, zu befestigung der Stett, „Schloß, vnd Flecken.“

Dieses seltene Buch, im Monat October 1527 zu Nürnberg gedruckt, hat 26 Folioblätter, mit 19 Holzschnitten, welche zuverläßig von Dürern selbst verfertigt sind. Die Schrift auf denselben ist so schön geschnitten, daß sie gewöhnlich gedruckt zu seyn scheint. Das Werk ist ganz an König Ferdi-

*) Liber germanice quidem, sed eruditissime scriptus, in quo priscos huius artis heroas imitatus multa praeclare tradidit de mysteriis graphicis. *Erasm. Ros.* in Dialogo de recta lat. et graec. sermonis pronunciatione.

Ferdinand gerichtet, den Dürer auch wieder bey dem Schlusse anredet. Den Aufsatz dieser Zueignungsschrift, welche Schöber in Dürers Leben S. 50 und 51 wieder hat abdrucken lassen, hat Wilib. Pirkheimer gemacht; das eigenhändige Original davon befindet sich in der Bibliothek des Hrn. geh. Raths und Scholarchen, Christoph Joachim Haller von Hallerstein.

Sodann folgen auf einem besondern Blatte die Irthumb durch die setzer vbersehen. Man hält dafür, daß dieses Buch das erste ist, wo die Druckfehler besonders angezeigt sind.

Auf dem Titelblatte ist das gekrönte kaiserliche Wappen sehr schön in Holz geschnitten. Es hat vier Abtheilungen und ein Mittelschild, ringsherum gehet das goldne Vließ. Schöber setzet dieses Wappen, im Leben Albr. Dürers S. 82, irrig unter die Kupferstiche und in das J. 1504.

Dieses Werk ist in das Lateinische übersetzt, zu Paris 1535 gedruckt, und mit einigen Figuren vermehrt worden. Der Titel lautet also:

„Alberti Dureri, pictoris et architecti praestantissimi, de urbibus, arcibus, castellisque condendis ac muniendis rationes aliquot, praesenti bellorum necessitati accommodatissime, nunc recens e germanica in latinam traductae, cum praefatione Christiani Wechelii ad Guilielmum Langaeum.“ Parisiis 1335. in Folio.

Dieses Buch enthält vier Abtheilungen; die erste handelt von Anlegung der Wälle und Grä-

ben; die zweyte vom Schloßbau; die dritte vom Festungsbau nach der damaligen Befestigungsart; die vierte von der alten Art Festungen zu bauen. Vorzügliche Zierden dieses Werkes sind zwölf Holzschnitte von Dürers Hand, welche theils orthographische, theils ichnographische, theils perspektivische Profile sind.

Der obenangeführte Hr. Bullart wünscht, daß dieses Werk in den Händen jedes Fürsten und Feldherrn seyn möchte *).

3. „Hierinnen sind begriffen vier Bücher von „menschlicher Proportion durch Albrecht Dü„rer von Nürnberg erfunden vnd beschrieben, „zu Nuz allen denen, so zu dieser Kunst lieb „tragen.“ Nürnb. bey Jeron. Formschneider. 1528. Fol.

Dieses Werk ist das vorzüglichste unter Dürers Schriften; es besteht in vier Theilen, und ist seinem Gönner und Freunde, Wilib. Pirkheimer, zugeeignet. Das erste Buch hat er selbst noch bey seinem Leben im J. 1528 durchgesehen, verbessert und zum Drucke befördert; die übrigen drey Bücher, welche er im Manuscripte fertig hinterlassen hatte, ließ seine Wittwe dazu drucken. Das ganze Werk besteht aus zwey Alphabeten und 19 Bogen, und kam

*) Son livre de la milice est digne de curiosité des Princes et de Généraux d'armée. *Bullart Academie des Sciences et des Arts.* T. II. L. 6. p. 384.

kam nach seinem Tode im Jahr 1528 im Monat October zum Vorschein.

Dürer verbreitete darin ein ganz neues Licht über die Behandlung der Kunst, und lehrte, Gemälde aus Grundsätzen der Natur zu entwickeln und nach der Perspektive zu bilden.

Joachim Camerar hat im J. 1532 die ersten zwey Bücher in die lateinische Sprache übersetzt, und unter folgendem Titel zu Nürnberg herausgegeben:

„Alb. Dureri, clarissimi Pictoris et Geometrae, de Symmetria partium in rectis formis humanorum corporum L. II. in latinum conuersi, c. fgg. in Folio.“

Die zwey letztern Bücher erschienen im Jahr 1534 unter dem Titel;

„Alberti Dureri de varietate figurarum et flexuris partium ac gestibus imaginum L. II. in latinum conuersi. c. fgg. Norimb. Ieron. Formschneider. in Folio.“

Christian Wechel legte dieß ganze Werk zu Paris 1537, und abermals im J. 1557 wieder auf. Bey der letztern Auflage kam noch ein fünftes Buch hinzu, worin von der Verschiedenheit des männlichen Geschlechts und von den Leidenschaften beyder Geschlechter gehandelt wird.

In französischer Sprache erschien dieß Werk im J. 1614 zu Arnheim; in der holländischen ebendaselbst, und zwar im J. 1622; in die italiänische Sprache wurde es schon im J. 1591

von Giovanni Paulo Gallucci, dem gelehrten Aſtronomen, überſetzt, und bey Dominico Nicolini zu Venedig gedruckt. Im J. 1594 iſt dieſes italiäniſche Werk auch mit dem fünften Theile vermehrt herausgegeben worden.

4. Im J. 1603 hat endlich Johann Janſen zu Arnheim alle Schriften unſers Dürers zuſammendrucken laſſen, und unter folgendem Titel bekannt gemacht:

„Alberti Dureri opera, das iſt: alle Bücher des „weitberühmten und kunſtreichen Mathematici „und Malers, Albrecht Dürers von Nürnberg, „ſoviel deren von ihm ſelbſt, in annis 1525 „und 1528 kurz vor und gleich nach ſeinem To„de in Druck gegeben. Arnheim, bey Johann „Janſen 1603. Fol.“

5. Dürer ſchrieb ein Buch von der Stellung und mancherley Veränderung der Pferde, welches aber den Druck nicht erblickte, weil es ein Freund von ihm entlehnt, aber wieder zu geben — vergeſſen hat. Dieſen Verluſt erſetzte einigermaßen folgende Schrift eines ſeiner Schüler, welche in dem Sterbejahre Dürers unter dem Titel herauskam:

„Dieſes Buchlein zeyget an vnd lernet ein maß „oder proporcion der Roſs, nuzlich iungen ge„ſellen, malern vnd goltſchmiedē Sebaldus Be„ham Pictor noricus faciebat. ISP.

Am Ende ſteht: „Gedrukt zu nurnberg, jm „1528 jar.“ in 4. $4\frac{3}{4}$ Bogen.

Es

Es sind aber nur dreyerley Stellungen der Pferde, vom ersten Entwurfe bis zur völligen Ausarbeitung, in seinen Holzschnitten abgebildet.

6. Die große Passion erschien im J. 1510 und besteht mit dem Titel aus 13 halben Bogen.

Von dieser großen Passion Dürers glaubt Vasari (Vite de' Pittori etc, Firenze, 1772. T. 4. p. 268.) nicht ohne Grund, daß er nur vier Stücke selbst geschnitten habe, nämlich das Abendmahl, die Gefangennehmung im Garten, wie er die Gefangenen aus der Hölle erlöset, und die Auferstehung. Die acht übrigen wurden zwar nicht nach Dürers Tod, wie Vasari vermuthete, sondern nur von andern Formschneidern verfertigt.

7. Passio Iesu Christi. Nor. 1511. 8.

Dieß wird die kleine Passion Dürers genannt, und besteht mit Inbegrif des Titels aus 37 Stücken. Von dieser Passion hat Dürer die meisten, wo nicht alle, Platten geschnitten. Es war sein Lieblingswerk. Kaiser Maximilian ließ ihm darüber einen Freyheitsbrief ausfertigen.

In dem hiesigen v. Praunischen Museum ist unter den Gemälden, Num. 90. Dürers Skizze zu dem mit Dornen gekrönten Christus auf dem Titelblatte, und unter Dürers Zeichnungen ein Studium mit rother Kreide zu dem Blatte, wo der Heiland zu den Hohenpriestern gebracht wird.

Die kleine Dürerische Passion soll auch zu Antwerpen 1603 in 4to. herausgekommen seyn. Gewiß

wiß ist es wenigstens, daß die kleine Dürerische Passion zweymal in Kupferstichen kopirt ist, ohne die von M. Anton. Einmal gleichseitig und gleiche Größe; das andere mal von der Gegenseite und in kleinerem Format. Beyde Copien sind von unbekannten niederländischen Meistern, aber gut gestochen.

8. Die Offenbahrung Johannis. 15 Blätter mit dem Titel. Nürnb. 1511.

Diese 15 Blätter sind eigentlich im J. 1498 in gr. Folio, ohne den Text, der erst bey der andern Ausgabe vom J. 1511 dazu kam, gedruckt. Der Titel; „die heimlich Offenbahrung Johannis“ ist in Holz geschnitten. Röder vermuthete irrig, daß die Vorrede auch in Holz geschnitten sey. Auf der Rückseite dieser Blätter ist der Text der Offenbahrung aus Anton Kobergers deutscher Bibel vom J. 1483 zu lesen. Zu Ende des Textes stehet:

„Ein Ende hat das Buch der heimlichen Offenbarung sant Johansen des zwölf boten vnnd evangelisten. Gedrukt zu Nürnbergk durch Albrecht Dürer maler nach Christi geburt. M. CCCC vnnd darnach im xcviij Jar.“ Ein Exemplar von dieser Ausgabe befindet sich in der hiesigen v. Scheuerlschen Familienbibliothek.

Hieronymus Graff, ein Briefmaler aus Frankfurt am Mayn, ließ sie im Jahr 1502 in Strasburg auf das accurateste kopiren.

Die zweyte, oder, wenn man diese dazu rechnet, die dritte Ausgabe, hat den Titel:

„Apoca-

„Apocalypsis cum Figuris.“ Hinten steht: „Impressa denuo Nurnberge per Albertum Durer, pictorem Anno MDXI.“ Die meisten Stöcke davon sind jetzt zu Paris.

9. Das Leben der Maria; 21 Blätter mit dem Titel. 1511.

Von diesem Leben der h. Maria hat Dürer alle Platten selbst geschnitten. Insonderheit ist die Himmelfahrt der h. Jungfrau ein vortrefliches Stück, sowohl in Ansehung der Figuren, als des Holzschnittes selbst, worüber er, wie Papillon vermuthet, wenigstens ein paar Monate zubrachte. Es ist ein Meisterstück in Kreuzschnitten und Schraffirungen, zumal so häufig, herzhaft und so rein.

10. Figurae asterismorum in zweyen Hemisphaeriis disponirt und in Holzschnitten dargestellt 1515.

Joh. Heumans Documenta litteraria enthalten S. 278 f. zwey Briefe des Tscherte oder Tzerte an Wil. Pirkheimer vom J. 1525 und 1526, in denen von Albr. Dürers Hemisphaeriis oder Globis coelestibus Meldung geschieht. In der diesen Documentis vorgesetzten Commentatione isagogica p. 104 steht eine Stelle aus einem deutschen Briefe vom J. 1524.

Siebentes Kapitel.

Von seinem unermüdeten Fleiße, seinen Schülern, und seinem moralischen und religiösen Charakter.

Sein Fleiß und seine Geschwindigkeit im Arbeiten beweiset die große Anzahl von Holzschnitten, Kupferstichen, Zeichnungen, Gemälden, poussirten Sachen und Bildhauerarbeiten, (welche die seltensten seiner Arbeiten sind), die er in einem kurzen Alter von 57 Jahren verfertigt hat. Ueberdieses war er auch noch Schriftsteller.

Seine Kupferstiche belaufen sich ungefähr auf 104 Stücke; viere davon stach er in Zinn, und sechse sind geätzt. Ueberdieses sind 262 Holzschnitte bekannt, die mit seinem Namen bezeichnet sind. Einige andere wurden von verschiedenen Meistern in Kupfer gebracht. Die Copien nach seinen Kupferstichen, Zeichnungen und Gemälden bestehen in mehr als 200 Stücken *).

Das complette Dürerische Werk, sowohl Originale als Copien, mit denen, welche nach seinen Gemälden gestochen wurden, beläuft sich auf 1254 Blätter.

Er hat mehrere Künstler nachgezogen und verschiedene Schüler gebildet. Folgende Männer sind als solche bekannt:

1. Ausländer: Adam Altdörfer, von Regenspurg; Heinrich Altegraf, aus Soest in Westphalen;

*) S. Christ S. 80 und 395.

phalen; Hanns Birckenmayr, von Augspurg; Matthäus Grünewald, von Aschaffenburg; Hanns von Kalenbach oder Kulmbach; Johann Schorel, aus Holland, des Pabsts Hadrian VI. Maler und Architekt; Hanns Schäufelein, von Nördlingen.

2. Nürnberger: Jakob Binck; Sebald Beham, Böhm, Böheim; Georg Pentz.

Dürer entweihete die Kunst und seine Talente nicht durch unzüchtige Bilder; seine Arbeiten sind Ausdrücke seiner keuschen, reinen Seele. Gabriel Palaeotus in seiner Abhandlung de imaginibus sacris et profanis. Ingolst. 1594. gr. 4. S. 45. schreibt:

„De Alberto Durero pictore et Geometra Teutonico, non obscurum in illius vita testimonium habemus, vt dubitare nemo possit, quam diligens in pictura fuerit, vt sanctitatis et honesti cultor; cum scriptum sit: Fuisse illum sanctimoniae et pudoris diligentissimum custodem et nullam spurcitiem, nullum dedecus in ipsius operibus extitisse, refugientibus scilicet talia omnia castissimis animi cogitationibus.“

Dürer war ein großer Freund Luthers und seiner Lehre, und war sehr gerührt bey der Nachricht von dessen Gefangennehmung, wie es aus seinem eigenhändigen Reisejournal erhellet, das Hr. von Murr in seinem Kunstjournal hat abdrucken lassen.

Aber

Aber mit dem Lebenswandel mancher Evangelischen war er sehr unzufrieden, daß es zuletzt schien, als wäre er der Lehre Luthers nicht mehr hold, da diese doch darin unschuldig war. Denn viele mißbrauchten die evangelische Freyheit zum Deckmantel ihrer Bosheit und ihres lasterhaften Herzens. Von den geänderten Gesinnungen Dürers schrieb Wilib. Pirkheimer nach dessen Absterben an den Johann Tscherte im J. 1528;

„Ich bekenn das ich anfenglich auch gut Lutherisch gewesen bin, wie auch unser Albrecht seliger. Dann wir hofften die Romisch buberei, deßgleichen der Münch und Pfaffen schalkheyt solt gepessert werden, aber so man zusicht, hat sich die sach also geergert (verschlimmert), das die Evangelischen puben yene puben fromm machen.“ *)

Dürer und sein Freund, Wilib. Pirkheimer, stritten oft sehr lebhaft wegen der Lehre vom heil. Abendmahl **), besonders als Melanchthon 1526 zum drittenmal in Nürnberg war, und das Gymnasium bey St. Egydien am 23sten May eingeweihet wurde. Melanchthon besuchte auch Wilib. Pirkheimer, wo mehrentheils unser Künstler mit zugegen war. Caspar Peucer in seinem Tract. hist. de Phil. Melanchthonis sententia de Con-

*) S. v. Murrs Kunstjournal Th. X. S. 40. 41.

**) Ob Dürer in geheim mehr die Parthey des Zwingels als des Luthers verfochten habe, mag man aus D. Seltners Schwobach. Artikeln. S. 33. beurtheilen.

Controuersia Coenae Domini. Ambergae 1596. 4. pag. 11. ſagt:

„Cum hoc Birckeimero cum ſaepe et multum eſſet Melanchthon eo tempore, quo Noriberg. de Eccleſiis et ſcholis conſuluit, et ad eadem conuiuia adhiberetur *Albertus Durerus*, pictor, vir ſapiens, in quo Melanchthon narrabat, pictoriam artem, quae fuit excellentiſſima, minimam fuiſſe, ſaepe inciderunt inter *Birkeimerum* et Durerum de illo recenti certamine diſputationes, in quibus cum *Durerus*, ut ualuit ingenio plurimum, acriter aduerſaretur Birkeimero, et quae proferebat ille, refutaret, tanquam ad certamen paratus acceſſiſſet; incanduit Birkeimerus, fuit enim iracundus admodum, ac propterea ſaeuiſſimae arthritidi obnoxius, ſaepeque erupit in has uoces: *Non*, inquiens, *pingi iſta poſſunt. At iſta*, inquit Durerus, *quae tu adfers, nec dici quidem, nec animo concipi poſſunt.*“

Doch iſt nicht zu läugnen, daß der Aberglaube, welcher damals die meiſten Menſchenköpfe beherrſchte, auch unſers Dürers Verſtand umnebelt und verdüſtert habe. Einen hinlänglichen Beweis davon liefert Dürers eigenhändiger Aufſatz, welcher in der zweyten Beylage am Ende geliefert werden ſoll.

Achtes Kapitel.

Einige Anekdoten, Dürern betreffend.

Ich will hier auch einige Anekdoten, welche Dürern betreffen, anführen, ohne jedoch für deren Aechtheit Bürgschaft zu leisten. Ich erzähle sie, wie ich sie — fand.

Zu Bononien machten die Maler unserm Dürer, bey seiner Anwesenheit, das übertriebene Compliment, daß sie nun lieber sterben wollten, weil sie diesen großen Mann endlich zu sehen das Glück hätten, welches schon lange ihr sehnlichster Wunsch gewesen wäre. Dr. Chph. Scheurl in seinem Leben Anton Kressens sagt von Dürer:

„Anton. Kressius in magno pretio habuit *Albertum Durer* Nurembergen. quem ego Germanum Apellem per excellentiam appellare soleo. Testes mihi sunt, ut reliquos taceam, Bononienses pictores, qui illi in faciem, *me audiente*, *publice*, principatum picturae in vniverso orbe detulerunt, affirmantes, iucundius se morituros, viso tam diu desiderato *Alberto*.“ *)

Dürers Reise nach Rom ist sehr wahrscheinlich ein Mährchen; folgende Anekdote wird es also nicht weniger seyn:

Et

*) S. *Pirkheimeri* Opp. p. 352. — S. auch *Freheri* Theatr. Viror. Eruditor. p. 1439. — *M. D. Omeisii* de claris Norimberg. p. 27.

Er besuchte den berühmten Angelo zu Rom, und ließ sich von ihm als Farbenreiber annehmen. Dieser malte eben an einem englischen Gruße. Dürer setzte in dessen Abwesenheit eine Fliege auf die Stirne einer Figur, und ging weg. Als Angelo nach Hause kam, und die Fliege auf seinem Gemälde sah, wollte er sie wegjagen, fand aber, daß diese ein Produkt eines großen Künstlers sey. Er ließ ihn aufsuchen, Dürer war aber nicht mehr zu finden. Diese nämliche Anekdote erzählt Johann Dauer in seinem Werke von kunsterfahrnen Schilderern und Malern (Koppenhagen 1721. 8.) S. 171 von einem unbekannten Maler aus Elsaß.

Der Kaiser Maximilian hat unserm Albrecht Dürer das Wappen für die Maler gegeben, nämlich in einem assurblauen Felde drey silberne oder weiße Schilde, zwey und eins gestellt. Die Gelegenheit, bey welcher der Kaiser den Malern das Wappen ertheilte, soll folgende gewesen seyn:

Albrecht Dürer mußte dem Kaiser etwas Großes auf eine Mauer zeichnen; und als er auf dem erbaueten Gerüste die Höhe des Ortes nicht völlig erreichen konnte, hatte der Kaiser einem dabey stehenden Edelmanne befohlen, daß er dem Künstler eine Leiter halten und ihn aufsteigen lassen sollte, damit er seine angefangene Zeichnung vollenden könnte. Der Edelmann glaubte, es wäre solches seinem Adel nachtheilig, und verbat sich den kaiserlichen Befehl demüthigst. Der Kaiser aber

antwor-

antwortete: „Albrecht ist wegen Fürtreflichkeit seiner Kunst mehr, als ein Edelmann; und ich kann wohl aus einem jeden Bauern einen Edelmann, aber nicht gleich aus einem Edelmann einen Künstler machen.“ Und hierauf nun soll der Kaiser Dürern das Wappen für die Maler zuerkannt haben.

Eben dieser Kaiser soll für Dürern selbst bey dieser Gelegenheit nicht nur ein Wappen gegeben, sondern ihn sogar geadelt haben. Letzteres ist wohl nicht wahrscheinlich; ersteres könnte zwar geschehen seyn, aber erwiesen ist es noch nicht. Unter den unten anzuführenden Schaustücken, welche auf Dürern erschienen sind, wird man eines finden, dessen Revers ein Wappen vorstellt. Die offene Thüre auf demselben zielt auf Dürers Name, welcher ehemals häufig mit Th geschrieben wurde, wie solches einige unten anzuführende Portraite von Dürern bezeugen.

Mich. Angelo Buonarotti soll alle Dürerische Gemälde und Kupferstiche aus Neid zerrissen oder verbrannt haben; allein man bezweifelt die Wahrheit dieser Anekdote, und, wie mich dünkt, mit Grunde: sie wird auch von J. C. Wagenseil in seiner Comment. de Ciuitate Norimbergensi angeführt, wo er schreibt: „*Angelum Bonarotam Dureri* siue pictas siue aeri incisas imagines, quot quot nanciscì poterat, cremasse aut comminuisse in frusta.“

Neuntes Kapitel.

Von seinem Ansehen bey Großen, bey Künstlern, Gelehrten, und in seiner Geburtsstadt.

Dürer war bey vielen Großen, bey Kaisern, Königen und Fürsten in hohem Ansehen.

Er arbeitete für den Kaiser Maximilian I. welcher ihn auf einer Reise in die Niederlande kennen lernte, und zu seinem Hofmaler, oder — wie er in dem lateinischen heißt — Ministro ernannte. In Wilib. Pirkheimers Opp. p. 175 wird Dürer nämlich Caesareae Majestatis Minister genennet.

Der damalige Fürstbischof zu Bamberg zog ihn bey seiner Anwesenheit zur Tafel, hielt ihn in dem Gasthofe frey, und gab ihm drey Empfehlungsschreiben zu seiner Reise nach den Niederlanden mit.

Er wurde zu Brüssel von dem Markgrafen Hanns und von Kaiser Karls des V. Schwester, Margaretha, sehr gnädig aufgenommen. Am Montage nach Martini, im J. 1520, erhielt er zu Kölln von dem Kaiser Karl dem V. die Bestätigung als kaiserlicher Hofmaler.

Zu Antorf mußte er im J. 1521 den König von Dänemark Christian II. zweymal portraitiren, welcher ihn zu dem großen Panquet, das er dem Kaiser, seiner Schwester und der Königinn

von Spanien zu Ehren in Brüssel hielt, einlud, welche Einladung Dürer auch annahm.

Ferdinand, König von Ungarn und Böhmen, Heinrich der VIII. König von England, verschiedene Churfürsten, z. E. Churfürst Friedrich der Weise, und Fürsten, z. E. Herzog Georg zu Meissen, in Deutschland schätzten ihn nicht nur hoch, sondern ertheilten ihm auch ansehnliche Belohnungen, und einige derselben gaben ihm jährliche Pensionen.

Pirkheimer berichtet in seinen Opp. p. 45. daß Dürer von obigen Kaisern jährlich einhundert Gulden damaliger Währung Pension erhalten.

Die berühmten Künstler Giovano Bellini, Andreas Martegna, Giacomo da Puntormo, Andrea del Sarto, Lukas von Leyden, u.a. m. schätzten seine Kunsttalente, und bewiesen ihm häufig ihre Hochachtung. Wir haben oben, als wir seine beyden Reisen erzählten, gesehen, welche Ehre ihm überall von den Malern erwiesen wurde.

Obiger Andreas Martegna zu Padua hörte, daß Dürer in Venedig sey, sogleich ließ er ihn, weil er sehr krank war, schriftlich bitten, ihn zu besuchen; Dürer reisete dahin, traf ihn aber nicht mehr lebendig an, indem er kurz vor seiner Ankunft verschieden war.

Der groß: Raphael von Urbino schickte Dürern zum Zeichen seiner Hochachtung sein Bildniß und eigenhändige Zeichnungen, nachdem ihm Dürer schon zuvor das Seinige nebst einigen Kupferstichen von seiner Hand gesendet hatte. Das Portrait

trait Dürers war in Wasserfarben, und wurde vielleicht bald nach dem J. 1506 verfertigt.

Die größten Gelehrten seiner Zeit weheten ihm ihre Achtung und Freundschaft. Wilib. Pirkheimer, Huldrich Varenphuler, Dr. Luther, Phil. Melanchthon, Erasmus von Rotterdam, den er zu Brüssel kennen gelernt, auch abgezeichnet hat, Laz. Spengler, Joach. Camerar, Melch. Adami, Gabriel Balaeotus u. a. m. gedenken seiner in ihren Schriften und Briefen immer mit Ruhm und Lob.

Wilib. Pirkheimer dedicirte ihm seine lateinische Uebersetzung des Theophrasts — ob amicitiam mutuam. Kuspinian nennt ihn Pirkheimers Achat.

Huldrich Varenphuler, Kanzler des Kaisers, war gleichfalls ein Freund Dürers, wie man aus Pirkheimers Dedication seines Lucianischen Dialogs: Das Schiff oder die Winde, an jenen Kanzler ersieht, worin Pirkheimer Dürern — nobis communem amicum nennt.

Erasmus Michael Laetus, Professor zu Koppenhagen, urtheilt von Dürers Arbeiten also:

— — — „Theoremata certa libellis intulit; ac quo se proferrent grammata ducta quoque modo, qua mensura, quoue ordine tum qua lege geometricis constarent corpora formis edocuit: monstrans adeo, quibus artubus et cur

conueniant manifeſta loco: qua ualle locanda
ſint quaedam, ut oculis ueluti ſubducta rece-
dant
quae curuo, quaeue obliquo, quae denique
recto
transverſove ſitu tendantur: ubi integer auras
Muſculus opplerit: quibus ille deinde lacunis
tanquam abſorptus, et inductis langueſcat ab
umbris,
et nusquam carnes, ſed membra exangula
pandat."

Johann Valentin Andreae ſagt in einem Briefe an Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig von Dürern:

„Ex rudi et barbaro ſeculo primum Germanorum non tantum artis ſuae perfectione ad naturae imitationem emerſiſſe, ſed nec ſecundum poſt ſe reliquiſſe, omnibus eius partibus ſcalptura, ſculptura, ſtatuaria, architectonica, optica, ſymmetria et ſimilibus ita abſolutis, ut niſi *Mich. Angelum Bonarotam*, Italum coaeuum et aemulum ſuum, parem non habuerit iis operibus, poſt ſe relictis quae unius hominis aetatem facile ſuperent etc." *)

Joh. Chriſtoph Wagenſeil in Commentatione de Ciuitate Norimbergenſi p. 151 fällt folgendes Urtheil von Dürern:

„Nullius

*) S. Seleniana Auguſtalia P. I. p. 308.

„Nullius inter Pictores clarius nomen, quam *Alberti Dureri* noſtri, qui, quod uir ortu generis doctrinaque nobiliſſimus, *Bilib. Pirkheimerus* in uita eius commemorat, Italorum inuidiam compeſcens, ipſos adegit, et ad ueritatis confeſſionem et ad falſi commentum, cum *Durero* quidem herbam porrigerent, ſed, ut opera ſua facerent uendibiliora, fraudulenta *Dureriani* nominis inſcriptione ea proponerent.“

Erasmus von Rotterdam war Dürern herzlich gut und ſagte: er verdiene wegen ſeiner Kunſt über die Gewalt der Parzen und das allgemeine Schickſal der Sterblichen erhaben zu ſeyn.*)

Daß Dürer von ſeinen Mitbürgern und ſelbſt von Rathsgliedern geſchätzt worden ſey, beweiſt ſchon die innigſte Freundſchaft, welche ihn und Wilib. Pirkheimern verband. Dr. Chriſtoph Scheurl, ein gelehrter Mann und Rathsconſulent zu Nürnberg, hielt im Jahr 1508 zu Wittenberg, bey einer Doctorpromotion, eine im folgenden Jahre zu Leipzig gedruckte Rede **), und erhebt unſern Dürer darin ungemein.

*) *Dürero* bene uolo ex animo; cum tali polleat arte, ut Parcarum effugere mereatur rigorem. *Eraſm. Roterd. Ep. ad Birkheim.*

**) Der Titel dieſer Rede iſt: Oratio Doctoris *Scheurlii* attingens litterarum praeſtantiam, nec non laudem Eccleſiae collegiatae Vitembergenſis. Die Dürern betreffende Stelle fängt ſich al-

Der Magiſtrat ſelbſt legte dadurch ſeine Achtung gegen ihn an den Tag, daß er ihn zu einem Genannten des größern Raths ernannte.

Zehentes Kapitel.

Von ſeiner Leibesgeſtalt, Geiſtesbeſchaffenheit, Wohnung, Tod und Begräbniß.

Seine Leibesgeſtalt hat Melchior Adami in Vitis Germanor. Philoſoph. p. 66 edit. in 8. ſehr genau beſchrieben: „Dederat huic natura corpus compoſitione et ſtatura conſpicuum aptumque animo ſpecioſo, quem contineret, ut iuſtitiae ſuae, quam ſolet extollere Hippocrates, etiam in hoc non oblita fuerit, quae et ridicule animato ſimiae ridiculum quoque corpus texuit, ita praeclaris mentibus conuenientia corpora circumdare conſueuit. Erat caput argutum, oculi minantes, naſus honeſtus, et quem Graeci τετραγωνον vocant, proceriuſculum collum, pectus amplum, caſtigatus uenter, femora neruoſa, crura ſtabilia, ſed digitis nihil dixiſſes uidiſſe elegantius.“

Schöber

ſo an: Mehercule, ſi unum *Albertum Durerum*, municipem meum, extra omnem ingenii aleam poſitam, excipies etc, — — — Eſt nempe nobiliſſimus artifex, neque Amphioni cedens de diſpoſitione, nec Aſclepiodoro de menſuris etc.

Schöber in Dürers Leben S. 12 beschreibt seine äußerliche Gestalt also: „Dürer war wohl gebaut, und etwas freundliches, angenehmes und aufrichtiges sah ihm aus den Augen. Die Stirn war heiter, die Nase ein wenig gebogen, der Hals nicht zu stark und etwas länglich, die Haare schwarzbraun über die Schultern hangend, und natürlich etwas lockigt und gerollt, die Brust männlich und etwas breit, der Leib nicht zu stark, die Füße stammhaftig, die Hände und Finger leicht, und seine ganze Statur von einer wohlgeordneten Größe mit festen Nerven versehen. In seiner Jugend findet man seine Abbildung ohne Bart; bey seinen höhern Jahren aber richtete er sich nach der Gewohnheit, und ließ denselben ansehnlich, doch nicht unförmlich wachsen, nahm auch im angehenden Alter wieder an der guten Gestalt ab, zehrete vom Fleisch, und wurde, ohne Zweifel durch den täglichen Verdruß, den er im Alter nicht wohl vertragen konnte, immer mehr abgemattet."

Ob hier gleich Dürer vom Kopfe bis auf die Beine beschrieben wird, so wird doch nichts von der Beschaffenheit seines Haupthaares dabey gemeldet. Es sind Schaustücke vorhanden, welche ihn mit sehr langen Haaren vorstellen, da er hingegen auf andern mit kurz abgeschnittenen erscheint. Vermuthlich wird er in seinen jüngern Jahren lange Haare getragen haben; nachdem aber aufgekommen seyn mag, dieselben abgeschnitten zu führen, wollte er sich auch nach der neuen Mode richten, daher man sie auf den Medaillen selbiger Zeit

vielfältig antrift. Es hat ſich das eigene Haartragen eben ſo oft auf mancherley Weiſe verändert, als wie es ehemals und jetzt mit den Perüquen zu geſchehen pflegt.

Sein Zeitgenoſſe, Joach. Camerar, beſchreibt auf die nämliche Weiſe ſeine körperliche Geſtalt und ſetzt hinzu: Sermonis tanta in eo ſuauitas et lepor erat, ut nihil eſſet audientibus magis contrarium, quam finis. Schöber a. a. O. ſchreibt: „Der Geiſt in Dürern war aufmerkſam, lebhaft, doch ohne Ausſchweifung, bedächtig, von ſtarker Einſicht und Einbildungskraft. — Er hatte auch in ſeinen Reden etwas ſo angenehmes, daß man ihm gerne und aufmerkſam zuhörte. — Er war geduldig in Ertragung widriger Schickſale, und konnte ſich öfter in der Tugend der Gelaſſenheit üben, weil ihm ſeine Frau Agnes immer neue Veranlaſſung dazu gab.“ — Auf die Arbeiten anderer Künſtler warf er keinen verachtenden Blick. Schöber ſagt: „Sollte er von eines andern Arbeit, die nicht zum Beſten gerathen, ein Urtheil fällen, ſo war dieſes ſein gewöhnlicher Ausſpruch: Der Meiſter hat wirklich ſein Beſtes daran gethan; und war das Stück ſchön, ſo unterließ er nicht, es zu loben, und deſſen Vorzüge anzuzeigen.“

Er wohnte in dem Eckhauſe gegen dem Thiergärtnerthore über, linker Hand, wenn man durch die Ziſſelgaſſe hinauf nach dieſem Thore gehet, worin jetzt ein Tiſchler wohnet.

Ehe

Ehe wir noch von seinem Tode reden, wollen wir noch einen Blick auf seine nächsten Anverwandten werfen.

Im J. 1521, am Sonntage vor St. Bartholomäustag, nämlich den 18. Aug. im Zwilling, wie Dürer schreibt, wurde seine liebe Schwieger, die Hanns Freyin, krank, und am 29sten Tag des Herbstmonats, nach Empfahung der Sacramente, verschied sie, in der Nacht zu der 9ten Stunde nach der Nürnberger Uhr.

Im J. 1523 an unsrer lieben Frauen Tag, als sie in dem Tempel geopfert ward, frühe vor dem Garaus (bey Anbruch des Tages) verschied Hanns Frey, sein lieber Schwager, „der bey sechs Jahren," setzt er hinzu, „krank war, der auch in der Welt gleich unmögliche (außerordentliche) Widerwärtigkeiten erduldet hat, der auch mit den Sacramenten verschieden ist. Der allmächtige Gott sey ihm gnädig!"

Endlich kam auch für unsern Dürer das Stündchen der Erlösung von allem Erdenübel und — von seinem bösen Weibe. Er starb an einer auszehrenden Krankheit im J. 1528, den 6ten April in der Marterwoche. Seine ganze ruhmvolle Lebenszeit dauerte 56 Jahre, 10 Monate und 17 Tage. Er hinterließ 6000 Fl., welches in damaligen Zeiten ein ansehnliches Vermögen war, und einen großen Schatz von Kunstsachen, welche nachher an seinen Bruder, Andreas, durch Erbschaft kamen.

Dürers Grab ist auf dem St. Johannskirchhofe, in der XXII Zeile der sechs und zwanzigste, und mit Num. 649 bezeichnet.

Auf dem Grabesteine sieht man oben zu den Häupten ein aus Stein gehauenes Pult, auf welchem eine messingene Tafel mit dieser Aufschrift befestigt ist:

Me, Al. Du, (Memoriae Alberti Dureri.)
QVICQVID ALBERTI DVRERI MORTALE FVIT, SVB HOC CONDITVR TVMVLO,
EMIGRAVIT VIII IDVS APRILIS.
M. D. XXVIII.

mit seinem gewöhnlichen Zeichen, einem lateingothischen A, darin der Buchstabe D befindlich ist.

Auf dem Leichensteine liegen ferner zwey Schilde; das zur Rechten ist in vier Theile getheilt, davon das erste und vierte Quartier leer, das zweyte und dritte aber mit Pelzwerk von Veh ausgeziert ist. Der zweyte Schild zur Linken führt zwey mit den Rücken gegen einander gekehrte kämpfende Hähne.

Ueber zween Schilden lieset man in einem kleinen Täfelchen:

MCCCCCXXI der Freyen Begrebtnus.

Die darunter liegende große messingene Tafel ließ 1681 Joachim von Sandrart verfertigen. Zur Rechten stehet:

Vixit Germaniae suae Decus ALBERTVS DVRERVS, Artium Lumen, Sol Artificum,

Vrbis

Vrbis Patr. Nor. Ornamentum, Pictor, Chalcographus, Sculptor ſine Exemplo, qui omniſcius, Dignus inventus Exteris, quem imitandum cenſerent. Magnes Magnatum, Cos Ingeniorum, poſt ſeſqui Seculi requiem, qui parem non habuit, Solus heic cubare iubetur. Tu flores ſparge, Viator.

A. R. S. MDCLXXXI.

I. de S.

Zur Linken lieſet man dieſe Verſe:

Hier ruhe, Künſtler-Fürſt! Du mehr als groſſer Mann!
In Viel-Kunſt hat es Dir noch keiner gleich gethan.
Die Erd ward ausgemalt, der Himmel Dich jetzt hat;
Du maleſt heilig nun dort an der Gottes-Stadt,
Die Bau- Bild- Malerkunſt die nennen Dich Patron,
Und ſetzen Dir nun auf im Tod die Lorbeerkron. *)

Wilibald Pirkheimer beklagte ſeinen Tod in einem Briefe an Ulrich von Hutten in opp. append. epiſtolar. familiar. n. 10. p. 399. Seine ſchöne Elegie auf Dürers Tod ſteht in *Conr. Rittershu-*

*) S. D. Joh. Mart. Trechſel Gedächtniß des Kirchhofs St. Johannis mit M. Georg Jacob Schwindels Vorrede. Nürnbg. 1735. 4to.

tershusii Comment. de uita Pirkheim. inter opp. eiusd. p. 26.

Eobani Hessi Elegia auf Dürers Tod in Farrag. prioris opp. p. 150.

Conrad Celtes, Thomas Venatorius u. a. m. schrieben Elegien auf seinen Tod.

Wil. Pirkheimers Grabschrift, welche er zum Denkmal seiner Freundschaft mit Dürern verfertigte, will ich hier, wegen ihrer edlen Simplicität, anführen:

M. B. S.

Memoriae *Alberti Dureri*, viri optimi ac aetate sua pictoris absolutissimi, qui non solum primus e germanis picturam auxit, illustrauit, ad severiorem legem restrinxit, sed et literis posteritati commendare coepit, ob quam rem, praecipueque mores compositos, prudentiam et modestiam singularem Norimbergensibus suis imo ceteris omnibus fuit carissimus; Divo uero Maximiliano ac Nepoti ejus Carolo, Caesaribus, nec non Ferdinando Hungariae ac Bohemiae Regi acceptissimus, qui illum annuo largoque stipendio foverunt, ac summo prosecuti sunt favore. Obiit autem non sine magno amicorum desiderio VIII Idus Aprilis anno MDXXVIII. aetatis uero suae LVII. Bilibald Birkheimerus amico integerrimo.

M. P.

In

In der Kleinischen Sammlung: „Leben und Bildnisse der großen Deutschen, steht S. 19. B. II. nach der Octavausgabe folgende Uebersetzung dieser Grabschrift:

Ruhe
der
abgeschiedenen Seele.

Dem Andenken Albrecht Dürers, des besten Mannes und vollkommensten Malers seiner Zeit, der nicht nur der erste unter den Deutschen war, welcher die Malerkunst erhöhte, veredelte und in strengere Gesetze einschränkte; sondern auch durch seine Schriften der Nachwelt schätzbarer machte. Er war deswegen, und vorzüglich auch wegen seiner feinen Sitten, seiner Klugheit und besondern Bescheidenheit von seinen Nürnbergischen Mitbürgern, ja auch von allen Auswärtigen höchst geschätzet; und bey weiland Maximilian, und seinem Enkel Karl, beyden Kaisern, auch bey Ferdinand, König in Ungarn und Böhmen, sehr beliebt, welche ihn mit einem reichlichen Jahrgehalt begünstigten, und in höchster Gnade gewogen waren. Er starb, nicht ohne großes Leidwesen seiner Freunde, den sechsten Ostermonat in dem Jahre eintausend fünfhundert acht und zwanzig, in dem Alter von sieben und funfzig Jahren. Bilibald Birkheimer hat seinem aufrichtigen Freunde dieses Denkmal gestiftet.

Eilftes Kapitel.

Alphabetisches Verzeichniß der Orte, an welchen Dürerische Kunstwerke aufbewahret werden.

Anspach.

In der dasigen fürstlichen Bibliothek befindet sich eine beträchtliche Sammlung alter Kupferstiche und Holzschnitte in zehen großen Foliobänden von Albrecht Dürer, worunter die vornehmsten seiner Blätter, nämlich der verlorne Sohn, Adam und Eva, der h. Hubertus, der h. Hieronymus, und sein eigenes Portrait anzutreffen sind. *)

Augspurg.

Auf dem dasigen Rathhause, in dem Zimmer der Stadtbaumeister, ist von Dürern: ein Bildniß K. Maximilians I. nach dem Leben abgemalt.

Basel.

Affentanz, gezeichnet. Dies Blatt enthält 12 Affen. Oberhalb dem Affentanz steht geschrieben: 1523. noch andree zw Nürnberg. Mit diesem Blatte schickte er folgenden Brief an Frey in Zürich:

„† 1523 am Sundag nach Andree zw Nürnberg.

Mein günstiger liber her Frey myr ist das püchlein so ihr hern farnpuhlr vnnd mir zwschicket, worden,

*) S. Hrn. Hofr. Meusels Museum 1. St. S. 55.

worden, so ers gelesen hat, so will ichs dornoch auch lesen. aber des Affen danz halben so ihr begert ewch zw machn hab ich den hymit ungeschickt auffgerissn, dan ich hab lang kein Affn gesehen wolt allso vergut habn vnnd wöllt mir meine willige dinst sagn hern Zwingle hans Lowen hans Vriche vnnd den andern meinen günstign herrn

Albrecht Dürer

teillent dis füff stückle vnter vch jch hab sunst nix newes."

Das Original dieses Briefes befindet sich in der Universitätsbibliothek zu Basel. Er ist abgedruckt in Hrn. v. Murrs Kunstjournal Th. X. S. 47.

Bisanz.

In dem dasigen Palaste des Kardinals Gravellani sind von Dürern: zwey Tafeln.

Del Bosco.

Zu del Bosco, einer Benedictiner-Abtey in dem Piemontesischen, zwischen Turin und Genua, in dem Zimmer des Priors: Ein ganzer Lebenslauf Christi mit so kleinen Figuren, daß man eines Vergrößerungsglases benöthigt ist, um alles genau zu erkennen. Für dieses Dürerische Stück sollen dem Kloster 11000 Zechinen geboten worden seyn. Einige zweifeln, ob Dürer dieß Stück verfertigt habe. *)

Dres-

*) S. Keyßler S. 305.

Dresden.

Die Bilderſammlung zu Dresden enthält folgende Gemälde von unſerm Künſtler:

Die Anbetung der Könige; Chriſtus mit der Dornenkrone; eine Kreuzigung mit dem Simon von Cyrene; ein kleiner Altar, worauf Maria mit dem Kinde ſitzt; und zu den Seiten der Erzengel Michael und die h. Katharina vorgeſtellet ſind; die ſterbende Maria von Apoſteln umgeben; ein Eremit mit einem Todtenkopfe; ein Mann mit aufgeſetztem Hute und einem Briefe in der Hand; ein kleiner Haaſe mit Waſſerfarben.

In der Churfürſtlichen Bibliothek daſelbſt befindet ſich das Original-Manuſcript ſeiner Werke über die Proportion des Menſchen.

Düſſeldorf.

In der Bildergallerie zu Düſſeldorf ſind von Dürern:

Die zehentauſend Märtyrer, 3 Schuhe, 5 Zoll hoch, 3 Schuhe, 1 Zoll breit. Franc. v. d. Steen hat dieſes Gemälde auf vier Folioplatten vortreflich geſtochen; es iſt aber höchſt ſelten. Eine h. Familie 2 Schuh 7 Zoll hoch, 2 Schuh 1 Zoll breit. Des Heilandes Haupt mit Dornen gekrönet.

Florenz.

In der daſigen großherzoglichen Gallerie befinden ſich von Dürern:

Adam

Adam und Eva; Dürers Bildniß von ihm selbst 1498 gemalt, darunter mit subtilen Buchstaben geschrieben ist:

Das macht ich nach meiner Gestalt
Ich was sechs vnd zwanzig Jar alt.

Es ist durch Hollar in Kupfer gestochen worden. Mouke in seinem Museo Fiorentino T. I. p. 22 hat es beschrieben und in Kupfer gestochen geliefert.

Zwey Apostelköpfe, St. Philipp und St. Jacob, vom J. 1516.

Sie wurden vom Kaiser Ferdinand dem III. dem Großherzoge Ferdinand dem II. verehrt. Baldinucci (Vol. II. p. 328.) beschreibt sie ausführlich. *)

Gotha.

Adam und Eva unter dem Baume, von Albr. Dürer, in Holz geschnitten, befindet sich in Gotha. Dieses Stück soll, wie Keyßler versichert, tausend Dukaten gekostet haben.

Hubertsburg.

In der dasigen Schloßkapelle, auf dem Altare, ist eine Copie nach Dürers Original, welches ein Herr von Schönberg besessen hatte. Es stellt den h. Hubert vor, wie er auf der Jagd einen Hirsch mit dem Crucifixe zwischen dem Gewehe zu Gesichte bekommt.

Mai-

*) S. auch *Giuſ. Pelli* Saggio istorico della Real Galleria di Firenze. Vol. 2. Firenze 1779. 8. p. 223.

Mailand.

In den Zimmern der dasigen Akademie befinden sich einige schöne, aber trockene Köpfe von Dürern.

Mannheim.

In der Churpfälzischen Bildersammlung zu Mannheim befinden sich Gemälde von Dürern: Eine sterbende Maria; ein Ecce Homo.

Modena.

Daselbst befindet sich: der h. Hieronymus, wie Francesco Scanelli in seinem Microcosmo della Pittura, p. 142 sagt.

München.

In der Gallerie zu München befinden sich folgende Dürerische Gemälde:

Zwey Apostel in Lebensgröße; eine Kreuzigung Christi; die Himmelfahrt Mariens mit den zwölf Aposteln; Lukretia in Lebensgröße; die vier Evangelisten, in Form der vier Complexionen, Johannes in 15 Jahren, Paulus in 30, Marcus in 45, Petrus in 60.

In derjenigen Bildergallerie zu München, die der jetzige Churfürst von Schleisheim aus dahin bringen, und in einem am Schloßgarten neuerbauten Pavillon aufhängen ließ, befindet sich von Dürern: Eine Kreuztragung Christi.

So stark das Gefolge ist, so zeichnet sich doch die Hauptfigur sehr gut aus. Dürer scheint bey diesem Gemälde, besonders in Absicht der Drapperie,

rie, ganz seine eigene Manier verläugnet zu haben. Man rechnet es unter seine besten Stücke. *)

In eben dieser Gallerie befindet sich von ihm: Alexanders des Großen erste Schlacht wider den Darius, im J. 1519 mit unglaublicher Arbeit gemalt.

Man sieht auf diesem Stücke viele tausend Menschen, an denen man die Haare am Kopfe und Barte, die kleinste Figur der Harnische und andere Kleinigkeiten auf das deutlichste und zarteste ausgedrückt siehet. Hr. von Murr aber hält dieses Gemälde für eine Arbeit des Martin Zesele.

Neapel.

In der dasigen Karthause, St. Martino, sind von Dürern verschiedene Zeichnungen vorhanden.

Nördlingen.

Am untern Altare der Hauptkirche zu Nördlingen befindet sich ein herrliches Blatt von unserm Dürer: Die Grablegung Christi.

Es ist zuverläßig eines seiner besten Stücke, und sehr gut erhalten. Dürer hat sich hier, in Absicht des Ausdrucks und des Colorits, selbst übertroffen. Man weiß dieses Gemälde auch zu schätzen, denn es ist beständig verhüllt. **)

Nürnberg.

In dem kaiserlichen Schlosse auf der Vesten, in dem kaiserlichen Schlafzimmer ist von Dürern

*) S. Hrn. Hofr. Meusels Museum 1. St. S. 31.
**) S. Ebendes. Museum 1. St. S. 22. f.

gemalt: Petrus und Johannes, auf Holz. In dem Schlafzimmer der Kaiserin: Maximilianus Imperator.

Auf dem kleinen Saale (Söllerlein) daselbst ist Dürers große Ehrenpforte auf K. Maximilian I. 1517. von Hieronymus Resch, der auch Andreae hieß, in Holz geschnitten.

Auf dem Rathhause, den Saalfenstern gegen über, hat Dürer den schönen Triumpfwagen, welchen Wilib. Pirkheimer 1518 Kais. Maximilian dem I. zu Ehren erfunden hat, gezeichnet und gemalt.

In dem schönen Saale, in der obern Gallerie daselbst, zur Linken gegen die Fenster, ist: St. Marcus und Paulus, auf Holz. Dürer hat dieses Gemälde selbst auf das Rathhaus verehrt.

Neben dem marmornen Portale der Hauptthüre dieses Saals ist von ihm: Adam und Eva, und zwischen ihnen der Baum der Erkenntniß mit der Schlange; auf Holz. In der Mitte steht nebst seinem Zeichen:

Albertus Dürer almanus
Faciebat post virginis
Partum 1507.

Die Figuren sind in Lebensgröße. Dieses Stück hat 1200 Rthlr. gekostet, bis es an Ort und Stelle kam. Kaspar Velius machte folgendes Epigramm darauf:

Angelus hos cernens, miratus dixit: ab Horto
Non ita formosos vos ego depuleram.

In

In der Silberstube, über der Thüre nach der Gallerie daselbst, befindet sich: Das Brustbild Albrecht Dürers; auf Holz. Zur Rechten ist sein Zeichen mit der Jahrzahl 1500. Zur Linken steht mit goldenen Buchstaben:

Albertus Durerus Noricus ipsum me propriis sic effingebam coloribus aetatis anno XXVIII.

In dem Zimmer neben der Silberstube daselbst, gegen dem Ofen zu: Karl der Große, in Lebensgröße, mit dieser Aufschrift:

Karolus magnus imperavit annis 14.

Diß ist die Gestalt und Bildnuß gleich
Kaiser Carl der das Römisch Reich
Den Deutschen unterthänig macht,
Sein Kron und Kleidung hochgeacht
Zeigt man zu Nürnberg alle Jahr
Mit andern Heilthum offenbahr.

Ebendaselbst ist: Kaiser Siegmund, gleichfalls in Lebensgröße, mit dieser Aufschrift:

Sigismundus imperavit annis 28.

Diß Bild ist Kaiser Sigmunds Gestalt
Der dieser Stadt so mannigfalt
Mit sondern Gnaden was geneigt,
Viel Heilthums, das man jährlich zeigt,
Das bracht er her gar offenbahr,
Die Kleinzahl vier und zwanzig Jar MCCCC.

Beyde Monarchen sind in dem kaiserlichen Ornate auf Holz gemalt, und hangen neben einander.

Der Kaiser Maximilian gab im J. 1512 selbst einen Triumpf, oder sogenannten Triumpfwagen, an, den Albrecht Dürer zeichnen, und Hanns Birkmayer u. a. m. in Holz schneiden mußte. Dürer bekam vom Kaiser jährlich hundert Gulden, die ihm aber nicht schnell bezahlet wurden. Es erhellet solches aus Dürers eigenhändigem Schreiben, welches Hr. v. Murr in seinem Kunstjournal Th. IX. S. 3. hat abdrucken lassen.

Dieser Triumpf K. Maximilians muß nicht mit Dürers Triumpfwagen verwechselt werden, der auf dem nürnbergischen Rathhaussaale gemalt ist. Es sind siebenfache Vorstellungen davon heraus:

1. Mit deutscher Schrift, von Dürern selbst herausgegeben. In Holz geschnitten, 14 Zoll hoch, 87 breit. Das meiste davon hat Hieronymus Rösch, der auch Andreae hieß, geschnitten.

2. Mit lateinischen Aufschriften. Am Ende lieset man: Excogitatus et depictus est currus iste Nurembergae. Impressus uero per *Albertum Durer.* Anno M. D. XXIII.

3. Mit eben dieser lateinischen Aufschrift; Anno M. D. LXXXVIIII. *Jacobus Chinig* Germanus, tabulas hasce ab haeredibus *Alberti Dureri* aere proprio emptas iterum Venetiis diuulgandas curauit *Kinig* Germanus.

4. Impressus est Currus iste Amstelreodami per Harmannum Allardi Koster, et Dauidem de Meyne.

Meyne. Anno 1609. Der Druck ist fast reiner, als der erste Nürnbergische, von Dürern selbst besorgte.

5. Eben dieser Triumpfwagen mit neueter deutschen Schrift, als derjenige ist, der von Dürern selbst herausgegeben ist. Unten steht: Dieser Wagen ist zu Nürnberg erfunden, gerissen, und gedrukt durch Albrecht Thürer im Jahr M. D. xxij. Cum Gratia et Privilegio Cesaree Majestatis.

6. Kleiner, von Jacob Bink in Kupfer gestochen. Ist in Wilibald Pirkheimers Theatro Virtutis et Honoris, Nürnb. 1606. 8. zu finden, wo auch dessen Beschreibung davon, die er im Jahr 1518 an den Kaiser sandte, S. 163. — 176 lateinisch und deutsch stehet.

7. In kl. 4. oder 8. mit einer Einfassung und mit der Ueberschrift:

Quod in Coelis Sol hoc in Terra
Caesar est.

Diesen schönen Triumpfwagen, den Saalfenstern des Rathhauses gegen über, hat Wilibald Pirkheimer 1518 zu Ehren K. Maximilians I. erfunden, und Albrecht Dürer gezeichnet und gemalt. Der prächtige Wagen, auf welchem der Kayser im Reichsornate sitzet, wird von zwölf Pferden gezogen, dessen vier Räder *Magnificentia*, *Honor*, *Dignitas* und *Gloria* heißen. Ueber dem Triumpfwagen stehet: *Quod. In. Celis. Sol. Hoc. In. Terra. Caesar. Est.*

An dem Wagenhimmel lieſet man: *Veri Principis Imago.* An dieſem hänget eine Zierrath herab, in welcher ein Herz in einem Lorbeerkranze iſt, mit den Worten: *In. Manu. Dei.* (cor) *Regis. Eſt.*

Victoria hält einen Lorbeerkranz über den Kaiſer. Auf ihren Fittigen ſteht: *Gallis. Vngaris. Elvetiis. Bohemis. Germanis. Venetis.* Zu beyden Seiten des Kaiſers und vorne ſtehen die drey Tugenden: *Temperantia. Fortitudo.* und *Prudentia.* Jede hält in beyden Händen Kränze, welche bezeichnet ſind: *Clementia. Veritas. Aequitas. Bonitas. Conſtantia. Liberalitas. Manſuetudo. Intelligentia.*

Neben dem Wagen treten vier andere Tugenden einher: *Grauitas. Perſeuerantia. Securitas. Fidentia.*

Die Pferde regieret Ratio an den Leitſeilen *Nobilitas* und *Potentia.*

Das erſte Paar Pferde zunächſt am Triumpfwagen wird geleitet durch *Moderatio* und *Prouidentia.*

Das zweyte Paar leitet *Oportunitas* und *Alacritas.*

Das dritte *Velocitas* und *Firmitudo.*

Das vierte *Acrimonia* und *Virilitas.*

Das fünfte Paar *Audacia* und *Magnanimitas.*

Das ſechſte *Solertia* und *Experientia.* Alle dieſe Tugenden halten Kränze.

Hinter dem Triumpfwagen iſt ein Balcon mit Muſikanten gemalet. Sodann ſitzet über der

Haupt-

Hauptthüre, bey dem messingenen Gitter, ein Richter zwischen *Ignorantia* und *Suspicio*. Zur rechten Hand stehet:

Nemo Vnquam Sententiam Ferat Priusquam
Cuncta Ad Amussim Perpenderit.

Zur linken lieset man:

Ein Richter soll kein Urthel geben
Er soll die Sach erforschen eben.

Vor dem Richter kniet *Insons* (der Unschuldige), hinter diesem kommen die häßlichen Laster, welche die Gerechtigkeit hindern: *Calumnia. Fraus. Inuidia. Insidiae. Festinatio. Error;* sodann *Poena. Penitentia.* und *Veritas.* welche den Beschluß macht. Die Figuren sind fast drey Schuh hoch.

Die Pirkheimerische Beschreibung dieses Triumpfwagens findet man in W. Pirkheimeri Opp. p. 172 — 173 (Fcf. 1610. fol.) Pirkheimer rühmt in seinem Schreiben an den Kaiser die Arbeit des Dürers.

In der Kirche zu St. Sebald, an der Säule, wo die Kanzel ist, hänget eine länglichte Holzschuherische Tafel, worauf die Abnehmung Christi vom Kreutze vortreflich von Albr. Dürer gemalt ist.

In der Predigerkirche, an der dritten Säule vom Chore an, sieht man: Die Mutter der Kinder Zebedaei; mit der Jahrzahl 1496.

Man hält dieses Gemälde für eines der ersten von Dürern.

In der Kirche zu St. Lorenzen, hinter der Kanzel, vor dem St. Kilians-Altare, ist: Christus am Kreuze; mit der Jahrzahl 1494.

Dieses Gemälde ist mittelmäßig und wohl eines der ersten von Albr. Dürer.

In der Katharinenkirche, auf dem Seitenaltare, zur rechten Hand, wenn man nach dem Chore gehet, sieht man: Die Geburt des Heilandes der Welt.

Das Original war von Albr. Dürer, und von Paumgärtner gestiftet, wurde aber von dem Magistrate dem Churfürsten von Baiern, Maximilian, verehrt, nachdem er es genau hatte copiren lassen.

Stephan Paumgärtner ist als St. Georg, und sein Bruder Lukas als Eustachius oder Hubertus, auf den Flügeln abgebildet. In dem Gemälde selbst sind drey Weiber zu sehen. Die älteste ist eine Volkamerin, die in der Mitte ist eine Paumgärtnerin, und die dritte eine Reichin. Die drey Männer sind die drey Paumgärtner, und hinter ihnen der alte Hochmüller, welcher den Löwen im Schilde hat.

Hanns Ebner kaufte Hanns Glimms, eines Silberarbeiters Sohn, die Abnehmung Christi vom Kreuze, von Dürern gemalt, ab, welche sein Vater an die Säule zur rechten Hand, in der Katharinenkirche, hatte aufhängen lassen.

Ebner-

Ebnerſches Muſeum. Man ſieht daſelbſt von Dürern: Ein Frauenzimmer 1507. auf Holz.

Bey Hanns Imhof war ein Marienbild.

Pellerisches Vorſchickungshaus bey St. Egydien. In dem Nebenzimmer des zweyten Stockwerks iſt von ihm: Die Abnehmung Chriſti vom Kreuze; auf Holz.

Ebendaſelbſt in dem daranſtoßenden Stübchen: Das Bildniß Jacob Muffels 1526; auf Holz.

Volkameriſche Kunſtſammlung. In dem Hauſe des Herrn Karl Forſters, am Fiſchbache, wird die Volkameriſche Kunſtſammlung aufbewahrt. Von Dürern iſt vorhanden: Ein vortreffliches kleines Stück in Waſſerfarben, welches eine Copie von ſeinem Gemälde bey St. Rochus iſt, welches Pirkheimer zum Andenken ſeiner Gemalin Creſcentia, einer gebornen Rieterin, hatte verfertigen laſſen.

Prauniſches Muſeum. So wie Dürers Originalkupferwerk ganz in der Prauniſchen Kupferſammlung iſt, ſo fehlen auch ſehr wenige von den Holzſchnitten. Alle ſind ausnehmend ſchön gedruckt. Der Stifter dieſes Muſeums, Paul von Praun, kaufte ſie aus der Verlaſſenſchaft Wenzel Jamizers, der ſie von Dürers Bruder erhalten hatte. Sie ſind alle in des Hrn. von Murrs Deſcription du Cabinet de feu Mſr. *Paul de Praun* ausführlich beſchrieben.

Die Düreriſchen Kupferſtiche ſind daſelbſt vollſtändig, nämlich 104 Stücke; der Holzſchnitte

ſind

sind 307, und zwar lauter sehr schöne Abdrücke. Außer diesen sind noch zwölf Handrisse von ihm vorhanden, und folgende Gemälde:

n. 81. Johannes der Täufer; eine Skizze.

n. 87. St. Onophrius, 1504; eine Skizze.

n. 88. Albr. Dürer selbst.

n. 89. Johann Dürer, sein Bruder, 1500. Diese vier Stücke sind auf Holz gemalt.

n. 90. Ein Ecce homo; eine Skizze zu seiner kleinen Passion; auf Leinwand, klein.

n. 91. Bildniß Jacob Fuggers, mit schwarzer Kreide gezeichnet.

n. 119. Johann Dorsch, Pf. zu St. Johannis, 1516; auf Pergament.

n. 120. Michael Wolgemuth; auf Holz; mit dieser Schrift Dürers:

„Dieß hat Albrecht Dürer abconterfät nach seinen Lehrmeister Michael Wolgemut, im Jor 1516. und er was 82 Jor und hat gelebt pis das man zelet 1519 Jor, do ist er ferschiden an St. Entres tog frü ee die Sun auffgieng.“

n. 150. Die h. Anna, Maria und das Kind, 1519; auf Holz.

n. 156. Dürers böses Weib, ganz nackt 1519; Skizze, auf Tuch gemalt.

St. Rochus bey Nürnberg.

Zwischen der Sakristey und dem Hauptaltare der Imhöfischen Kapelle zu St. Rochus, ist die schöne Dürerische Stiftungstafel, welche die Geburt Christi vorstellt.

Außen

Außen an der Thüre dieſes Gemäldes iſt Conſtantin, wie er den Leichnam Chriſti hält. 1624.

An der geöfneten Thüre iſt von Albrecht Dürer die auf ihrem Kind- und Sterbebette liegende Gemahlinn Wilibald Pirkheimers, Creſcentia, eine geborne Rieterin, gemalt. Eine Weibsperſon wiſcht ihr den Todesſchweiß vom Geſichte. Hinter ihrem Bette kniet ihr weinender Eheherr. Die Sterbende empfängt die letzte Oelung, hält in der rechten Hand eine brennende Wachskerze, in der linken aber ein Crucifix. Vor ihr ſitzt ein Geiſtlicher, der die Chriſambüchſe in der Hand hält. Ein Auguſtinermönch kniet vor ihrem Bette, und lieſet aus einem Buche. Um das Bette ſtehen noch etliche Weibsperſonen, darunter auch die Schweſter Pirkheimers, Nonne von St. Klaren, iſt. Ober dieſem Gemälde iſt folgendes Elogium, das Pirkheimer ſelbſt verfertigte, mit goldenen Buchſtaben geſchrieben:

Mulieri incomparabili Coniugique Clarae Creſcentiae Meae Bilibaldus Pirckhaimer Maritus quem nunquam niſi morte ſua turbauit, Monumentum poſui.

Beſſer unten ſtehet:

Migrauit ex aerumnis in Dominica XVI. Kal. Iunii. Anno Salutis noſtrae 1504.

Dieſe Tafel war vormals in St. Sebalds Kirche.

Unten iſt in einem verſperrten Gehäuſe, unter andern auch Hanns Imhofs Bildniß zu ſehen, nebſt

der

der knieenden Crescentia Pirkheimerin, unter welcher zu lesen ist:

Crescentia Birkhaimerin
Eine geborne Rieterin.

Hinter ihr stehet ihr Eheherr, und Albrecht Dürer. Sie halten beyde ein Täfelchen. Bey Pirkheimern lieset man:

Effigies Herrn Wilibald Pirkhaimerij weil. Keyser Maximiliani Primi und Caroli V. Rath.

Unter Dürern stehet:

Effigies *Alberti Durerj.* A. 1509.

Auf dem Täfelchen ist dieses zu lesen:

„Diese Gedächtnuß ist Herrn Wilibald Imhof dem ältern und dessen in Gott ruhenden lieben Voreltern von seinem Sohn Hanns Imhof zu Ehren aufgerichtet worden. Der Allmechtige Gott wolle diese Familiam, samt derselben Posteritaet in gutem Fried und Wohlstand zu Lob und Ehre seines allerheiligsten Nahmens weiter segnen und erhalten. Anno Salutis pr. Januarii, 1624."

Unten darunter ist eine Mücke gemalet, und in der Eckspize des Malers Zeichen, J. G.

Von diesem Gemälde hat Hr. Johann Gottlieb Prestel eine schöne Zeichnung verfertigt.

Paris.

Der König in Frankreich besitzt drey Stücke Tapezerien nach Dürers Zeichnungen: Das leiden

den Christi; die Geschichte des h. Johannes; die verschiedenen Stände im bürgerlichen Leben.

Der Herzog von Orleans hat von Dürers Hand folgende Schildereyen: Das Brustbild eines Mannes mit einem Papiere in der Hand; eine Geburt Christi; eine Anbetung der Könige; und die Flucht nach Egypten.

Bey den Jesuiten in Paris war ein Gemälde Dürers, welches den betenden Heiland im Oelgarten vorstellt.

Prag.

In der Kaiserlichen Gallerie: Wie Christus sein Kreuz trägt. Neben vielen andern Personen kommen auch alle damalige nürnbergische Rathsherren nach dem Leben vor. Dieses Stück hat der Magistrat dem Kaiser, vermuthlich Rudolph II. verehrt.

2. Die Marter des h. Bartholomaeus. Dürer verfertigte dieses Gemälde zu Venedig.

Rom.

Zu St. Pietro in Vincoli, an dem Altare zunächst bey der Thüre: Die drey Marien bey dem Grabe Christi. Einige zweifeln, ob Dürer der Meister sey. *)

In dem Pallaste des Kardinals Gualtieri: Maria und Christus.

In dem Pallaste der Sacchetti: Ein Kopf.

In

*) S. Keyßlers Reisen S. 502.

In dem Landhause la Villa Borgheſe: Die drey Weiſen aus Morgenland.

In Villa Ghigi: Der Leichnam Chriſti.

Seligenſtadt.

In der Abteykirche daſelbſt ſoll das große Altarblatt von Dürern ſeyn; Blainville ſcheint aber faſt daran zu zweifeln.

Venedig.

In dem herzoglichen Pallaſte daſelbſt iſt verſchiedenes von Dürers Pinſel.

In der daſigen Rüſtkammer ſind auch zwey kleine Statüen von Adam und Eva, welche Dürer mit einem bloßen Federmeſſer aus Holz geſchnitzt hat. Einige zweifeln, ob Dürer der Künſtler davon ſey. *)

Ein Ecce homo von ihm iſt in dem Zimmer des Raths der Zehner zu Venedig.

Ein Basrelief, das Aloyſius Molin zu Venedig beſaß, von welchem Boſchini in ſeiner Carta del nauigar pitoreſco, Venez. 1660. 4. Vento ſettimo, p. 519 ſagt:

Ma de baſſo relieuo *Alberto Duro*,
Vn Triton figurà ne moſtra a ponto,
Che una Dona hà rapia: ſe uoſtro conto,
Che'l ſia un diamante chiaro, neto, epure.

Verona.

*) S. Keyßlers Reiſen. S. 1109.

Verona.

In Casa de' Conti Moscardi a S. Vitale befinden sich: Vna Madonna col Bambino sedente, e S. Giuseppe inchinato a terra con paese. Vn' adorazione de' Magi.

Diese beyden Stücke werden von dem Ritter Pozzo (Vite de' Pittori Veronesi p. 288 und 291.) angeführt.

Wien.

Die Kaiserliche Bildersammlung zu Wien enthält vierzehen Stücke von Dürers Arbeiten, die keine andere Sammlung in solcher Anzahl und Schönheit vorzeigen kann:

Eine Marterung von 3000 Christen; zwey Zeichnungen auf grauem Papier: die erste Simsons Thaten, die andere die Auferstehung Christi; ein Altarblatt, vorstellend die Mutter Gottes mit dem Christkinde auf dem Schooße unter einem Baume; zwey Marienbilder mit dem Christkinde auf dem Schooße; das Bildniß Kaisers Maximilian des Ersten, in seinem Sterbjahre gemacht; die h. Jungfrau mit einem nakten Christkinde auf den Armen; eine geistliche emblematische Vorstellung der allgemeinen Verehrung der h. Dreyeinigkeit; ein männliches Bildniß auf antike Art; ein Marienbild mit dem Jesuskinde an der Brust; Bildniß eines dicken ansehnlichen Mannes. — Aus Dürers Schule, das Leben, die Wunder und das Leiden Christi auf 85 meist zu beyden Seiten gemalten

malten Täfelchen; die Anbetung der Weisen; Bildniß eines lebhaften jungen Mannes.

In der Kaiserlichen Gallerie des Belvedere ist: Mariens Krönung. Dürer hat dieses Stück in fünf Monaten gemalt.

In dem Gräfl. Friesischen Museum zu Wien befindet sich eines der merkwürdigsten Gemälde von Dürern, vom J. 1518:

Unter der Vorstellung der sterbenden Mutter Gottes stellt es eine Menge interessanter Portraite dar, nämlich Kaiser Maximilian den I., seine Gemalinn Maria von Burgund, und seinen Sohn Philipp den I. König in Spanien, nebst mehrern ihnen zugethanenen Personen, unter dem Bilde der Apostel. *)

Zwölftes Kapitel.

Medaillen, welche Dürern zu Ehren verfertigt worden sind.

Die Schaustücke, welche auf Dürern vorhanden sind, sind folgende:

1) Ein bossirtes sehr erhabenes einseitiges Schaustück mit dem rechtsschauenden bärtigen Brustbilde, mit kurzen Haaren, ganz kleinem gekräusel-

*) S. Hrn. v. Mechels Beschreibung dieses Gemäldes in Hrn. Hofr. Meusels Museum VI. St. n. 3. S. 24.

kräuselten Halskragen, und vornen etwas umgeschlagenen alten Ehrenrocke, ohne alles Zeichen und ohne Unterschrift. *)

2) A. das linksſehende Bruſtbild mit kurzen Haaren und der Umschrift: *Imago Alberti Dureri Aetatis Suae.* LVI. — R. das Dürerische Wappen, in deſſen Schild ein offenes Thor mit zwey Flügeln, wozu man über drey Treppen hinaufſteigt, auf dem Helme aber ein wachſender Mann ohne Arme mit einem ſpitzigen Hute zwiſchen zwey Flügeln zu ſehen iſt. Umschrift: *Inclita Virtus.* M. D. XXVII.

Lochner in der Sammlung merkwürdiger Medaillen A. 1740. S. 289 hat ſie beſchrieben, und Doppelmayr in den Nachrichten von nürnbergiſchen Künſtlern Tab. XIV. abſtechen laſſen. In dem Muſeo Mazzuchelliano T. I. Tab. 41. iſt ſie mit einigen Veränderungen, die aber vielleicht Fehler des Kupferſtechers ſind, zu ſehen: Nämlich, ſtatt der Röschen, die zwiſchen allen Worten des Averſes und Reverſes auf der Medaille ſich befinden, ſind im Muſ. Mazz. nur Punkte; ſtatt der Jahrzahl MDXXVII. ſteht MDXXVI. und im Schilde des Wappens iſt die Thüre nicht ausgedrückt, welches von einem ſchlechten Guſſe herrühren mag.

*) S. Hrn. Prof. Wills Nürnb. Münzbeluſt. P. I. p. 313.

3) A. wie der vorige. R. In sieben Zeilen der Spruch: *Mirabilia Opera Tua Et Anima Mea Cognoſcet Nimis. Ps.* 138. *)

4) A. wie der vorige. R. In sieben Zeilen die Aufschrift: *Be. Mia. (Ma) Obdormiuit In Xpo.* IV. *Idus Aprilis.* M. D. XXVIII. VI. C. IV. **)

5) Avers und Revers ohngefähr wie der vorige. Auf dem Revers zeigt sich der Unterschied in der Absetzung der Zeilen und in der Einfassung der Schrift mit einem Kranze, der auf dem vorigen nicht ist. ***)

6) A. abermal wie der vorige. R. das Brustbild der Pfalzgräfinn Susanna mit der Umschrift: *Susanna Co. Pala. Rhe. Duciſſ. Baio.* ZC. *Anno* XXVIII. *Na.*

Wie die Pfalzgräfinn und Dürer hier zusammen kommen, hat Köhler in dem XXI. Theile der Münzbelustigungen S. 303 bey Erklärung dieses Schaustücks untersucht. Köhler nämlich stellte sich die Möglichkeit der Vereinigung der zwey sich nicht zusammenschickenden Seiten dieses Schaustücks muthmaßlich also vor: Beyde Bilder sind Kunststücke unsers Dürers; er hatte die Bildnisse bossirt, abformen, und entweder selbst, oder von einem

*) S. Muſ. Mazzuch. Tab. 42.

**) S. Muſ. Mazzuch.

***) S. Doppelmayer Tab. XV. und Muſ. Mazz. Tab. 41. und 42.

einem Gold- und Silberarbeiter in solches Metall einseitig abgießen lassen. Beyde Stücke bekam ein Liebhaber, und ließ solche in einem neuen Gusse zusammenfügen, um dadurch auch der Nachwelt zu versichern, daß beyde Bilder Dürerische Arbeiten wären. Daß es zweyerley Stücke gewesen seyn, die nicht zusammen gehört haben, ist aus den beygesetzten Lebensjahren deutlich zu sehen. Der Pfalzgräfinn Susanna 28stes Jahr fällt in das Jahr 1530, und Albr. Dürers 56stes in das 1527ste Jahr. Hiebey ist noch dieses anzumerken, daß derjenige, welcher aus dem Bildniß der Pfalzgräfinn Susanna und dem Bildniß Dürers, als zwey besondern Stücken, ein Schaustück gemacht hat, entweder die auf dem ersten Abgusse auch mit erhaben gegossenen Buchstaben befindlichen Umschriften mit Fleiß in den neuen Abgüssen muß verdeckt, oder auch nur die zuerst bossirten Köpfe ohne Umschriften in die Hände bekommen haben, weil er dieselben eingestochen hat.

7) Ein einseitiges Stück mit dem linksschauenden Brustbilde; oben ist das Wort *Imago*, zur Rechten ein †, zur Linken das bekannte Dürerische Zeichen, unter welchem das Jahr des Alters LVI steht, und unter dem Arme ist die Jahrzahl 1528. *)

8) Ein einseitiges Stück mit dem rechtsschauenden Bildnisse in langen Haaren und pelzigtem

*) S. Doppelmayer ebendaselbst. Tab. 15.

tem Kleide. Die fehlerhafte Umschrift heißt: *Albertt Dureris Pictoris Germani Effigies.* 1561. Doppelmayr hat eben diese Medaille, aber mit verbesserter Umschrift, Tab. XIV.

9) Eben das vorige einseitige Stück, aber etwas kleiner und mit anderer Umschrift, bey der jedoch in dem Worte *Pictor* auch ein Fehler ist: *Albertus Durer Pictorts Germanicus.* *)

10) Eine ovale einseitige Medaille mit den vollen Brustbildern Wilib. Pirkheimers und Albr. Dürers, wie dieser vor der Staffeley mit dem Pinsel in der Hand sitzt und jenen abmalt. Darüber steht: H (errn) *Bilibaldi Birkeym.* (ers) *Alber* (ti) *Durer.* (s) nämlich Bildniß.

Lochner, der diese Medaille a. a. O. S. 417 beschrieben hat, merkt an, daß an dem Rücken Dürers der Name des Künstlers C. *Kold.* angezeigt sey; allein Hr. Prof. Will fand diesen Namen nicht auf seinem Exemplare, sondern nur in der Mitte des Reverses ganz alleine das Dürerische Zeichen. **)

11) Ein einseitiges Stück mit dem Brustbilde, ohne Jahrzahl und Alter, aber mit der Umschrift: *Albertus Durerus Noricus Pic. Om.*

12) Ein silberner Medaillon von Goldschmiedsarbeit. Die Hauptseite zeigt in einem vergoldeten Spiegel

*) S. Mus. Mazzuch. T. I. Tab. 42.

**) S. auch Doppelmayer Tab. XV. und Junkers Ehrengedächtniß.

Spiegel das erhabene Brustbild Dürers im Profil zur rechten Seite gekehret. Er hat nebst dem über die obern Lippen herabhangenden stärkern Bart auch einen kurzen Backenbart und lange etwas gekräuselte Haare, die auf einem Pelzschlafrocke aufliegen. Um den vertieften Spiegel geht ein erhabner breiter silberner Rand, in welchem zwischen einer Zierrath folgende Worte von einem Schriftstecher eingestochen sind: *Alberti Dureri Pictoris, Germani Apellis Effigies.* Diesen Rand umfaßt ein breiter, erhabner und vergoldeter Reif, der auf der Hauptseite, welche er mit der Nebenseite zusammenhält, beperlet, auf der andern Seite aber glatt ist.

Die Rückseite ist von schwarzgeschmolzener Arbeit, und die Buchstaben folgender Inschrift sind silbern:

D. O. M. S.

Alberti possis *Dureri* cernere vultum
Iani Bezoldi dextera docta facit.
Ingenii vero si vis cognoscere dotes,
Perlege, quos scripsit non sine laude, libros.
Ossa tegit tumulos (für tumulus); mens occupat atria coeli;
Illius at albis Fama triumphat equis.
Viuat *Dureri* et *Bezoldi* nómen honorque.
Claros nempe Viros Musa mori prohibet.

Natus Norimb. 20 Mai. 1471.
Ob. ibid. 6 Apr. 1528. aetatis 57.

C. H. N.

Diese letzten Buchstaben C. H. N. bedeuten sehr wahrscheinlich den Verfasser des Denkmals und der Verse, Christoph. Hoeflich. Norimbergensem. Das Bildniß ist getrieben, und vollkommen, wie die oben n. 8. 9. 11. angeführten Stücke. *)

13) Ein einseitiges Schaustück. Es zeigt das rechtsgekehrte Bildniß, mit ziemlichem Barte und langen gekräuselten Haupthaaren, die auf einem Pelzkleide aufliegen, zwischen dem der Brustfleck hervorsieht. Zur Linken im leeren Raume steht das Dürerische Zeichen. Es ist in der Hauptsache mit dem Num. 12. einerley. Nur ist hier das Dürerische Zeichen; hingegen fehlt die zierliche Einfassung mit Rand und Reif. Das Stück ist von getriebener Arbeit, sauber vergoldet, und die Höhlung hinten mit einem darüber gelötheten kupfernen Boden bedeckt. **)

14) Eine einseitige Medaille, welche die beyden Brustbilder Wilibald Pirkheimers und Albrecht Dürers vorstellen, mit ganzen Gesichtern. Das Pirkheimerische zur Rechten hat einen mit Pelz aufgeschlagenen Rock, und eine Kette um den Hals: das Kleid des Dürers zur Linken ist oben auch mit Pelz aufgeschlagen, sonst aber sitzt er vor dem sogenannten Staffelet, oder Malergerüste, mit dem

*) S. Hrn. Prof. Wills Nürnb. Münzbelust. Th. I. S. 385.

**) Ebendaselbst. P. IV. p. 403.

dem Pinsel in der Hand, den Pirkheimer abzumalen. Oben stehet bey jenem: H. (errn) *Bilibaldi Birkeym.* (ers); bey diesem: *Alber.* (ti) *Durer* (s); an dem Rücken des Dürers aber C. Kold. Dieses Stück ist aber kein Gepräge, sondern nur von getriebener Arbeit, oder ein Nachguß. *)

Dreyzehentes Kapitel.

Verzeichniß der Portraite, welche von Albr. Dürer vorhanden sind, **)

Q. Albrecht Dürers Conterfayt, in seinem Alter des LVI. Jares. U. Schau an — gedruckt zu Nürnberg bey Wolf Drechsel, Formschneider. fol. *Lign. incis.*

Q. Ead. tabula. Albrecht Dürers Conterfayt. Rechts ein Schild mit seinem Wappen, und darinnen sein Zeichen mit 1627. fol. *Lign. incis.*

Q. Idem. Alberti *Dureri* effigies edita ex lignea tabula ab eodem M. D. XXVII. incisa, quae Vindobonae in Aug. Bibliotheca Caes. Regia

*) S. Lochner 53 Woche 1740. S. 417. f. Hrn. Prof. Wills Nürnbg. Münzbelust. Th. I. S. 313. f. S. 369. Th. IV. S. 404. f.

**) Ist genommen aus Hrn. Schaff. Panzer Verzeichnis von Nürnb. Portraiten. Nürnb. 1790. 4. S. 45 — 47.

asseruatur M. D. CC. L. XXXI. (Ein, 1781 zu Wien wiederholter Abdruck der Tafel des vorhergehenden Portraits) fol. *Lign. inc.*

O. Idem. Albrecht Dürers Conterfayt, in seinem Alter des 56. Jahres. U. Wappen und Zeichen. U. Al mio C. L. M. Giov. Pietro Tranquilli. Poet. Rom. D. Dann Andr. Andreani Zeichen mit den Worten: Mantoano ha intagliato l'Anno M. D. LXXXVIII. *in Siena.* fol. *Lign. inc.*

O. Lebliche Contrafactur der Bildung des Hochberühmten Malers Albrecht Dürers, welcher starb zu Nürnberg — Seines Alters im Sieben und funfzigsten. U. Hie sieht man künstlich ꝛc. *M. Paulus Eberus F. Anno* 1572. fol. *Lign. inc.*

O. Idem. Pictorum et Chalcographor. Germaniae Principis, Alberti *Dureri* genuina Effigies. U. Ornatiss. Viris, Dominico Custodi — Iacobo Millero — Hanc — effigiem — offert Lucas Kilianus, ano 1608. *Ab — Iohanne Rotenhamero — depict. A. Luca Kiliano Aug. Sculpta.* fol.

U. Idem. Copie. Albertus *Durerus*, Norib. vir ingeniosissimus — meritorum testimonia. *Albert. Durerus pinxit. G. W. Knorr sculp. et excud. Norib.* Dürers Zeichen. 4. Aus Knorrs Künstlerhist.

U. Idem. Alberti *Dureri* Noribergensis — effigies genuina duplex, quas Lucas Kilianus — publicat.

blicat. etc. Viuit poſt funera virtus. D. Natus 1471, 21 Maji etc. Neben ſein Name zweymal mit 1509. und 1517. fol.

U. Idem. Effigies. *Alberte* tuae *Durere* iuvente etc. Das macht ich nach meiner geſtalt. Ich was ſex vnd zwantzig Jar alt. Albrecht Dürer. O. Dürers Zeichen mit 1498. *ipſe Albertus. Wenceslaus Hollar Bohemus fecit ex Collectione Arundeliana*, Ao. 1645. *Antverpiae.* fol.

U. Eadem tabula, mit *Ipſe Albertus pinxit.* fol.

U. Idem. Copie. Alberto Duro o Durero Pittore Intagliatore in Rame ecc. *G. Dom. Ferreti del. G. M. Preisler fe.* fol. *Ex Muſ. Florent.* T. 1. n. 5.

Eadem tabula, ohne Namen, ſeltenes und herrliches Blat. Gehört zu den 6 ſeltenen Blättern, die Preißler zu dem Muſeo Flor. verfertiget, und hier Abdrücke davon avant la lettre machen laſſen.

U. Idem. Copie, ohne Namen. Apollo, lobe du ꝛc. das macht ich ꝛc. O. Dürers Zeichen mit 1498. 4.

U. Idem. Copie. Albrecht *Durer*, Ein ſehr berühmter Mahler — in Nurnberg — Geſtorb. d. 6. Apr. A. 1528. 4. Aus Blanks Samml.

O. Idem. Albrecht *Durer.* 4.

O. Idem. Albrecht *Dürer* (links gekehrt). U. Cui ſua Phoebaeae etc. Melch. Lorchs Zeichen mit 1550. 4.

O. Idem.

O. Idem. Copie mit gleicher Schrift und Zeichen, von Preſtel. 4.

U. Idem. Albertus *Dürer* (Rechtsgekehrt) Norimbergenſis. Cui ſua Phoebaeas etc. Oben links Dürers Zeichen mit 1528. D. M. 4.

U. Idem. Albertus *Durerus*, Norebergens. Vir virtute grauis etc. O. Cum priuilegio — Pars II. Hh (Hondius) excud. Wapp. fol.

U. Idem. Albertus *Durer* Noricus, inter Pictores omnium aet. facile princeps, Aet. 46. *Hen. hondius fe. et exc. A.* 1598. 8.

U. Ead. tabula, ohne Aet. 46. *Hen. hondius fe. et ex.* 8.

U. Idem. Effigies Alberti *Dureri* Norici — delineata ad imaginem eius quam Thomas vincidor de Boloignia, ad vivum depinxit Antverpiae 1520. *And. Stock ſculpſit: H. Hondius excudit* 1679. fol.

U. Ead. tabula, mit *F. de Wit, excudit* 1629. fol. *Ex Icon. clariſſim. Medic. etc. Petri van der Aa.*

U. Idem. Albert. *Durer* G. ur. *Edelinck ſcul. Dreuet excudit.* fol.

U. Idem. Albert *Durer*, Alleman, Peintre-tres-excellent. *B. Moncornet excudit.* 4.

O. Idem. Albrecht *Durer* v. Nurmberg, Mahl. v. Kupferſtecher. 8. *Sandrart.*

O. Ead.

O. Ead. tabula, Albrecht *Durerus* Noribergenſis Iunior. 8. *Sandrart.*

U. Idem. Albertus *Durerus*, Pictor Chalcographus, Norimberg. nat. d. 20 May 1471. denat. d. 6. Apr. 1528. *Ioh. Iac. Haid excud. Aug. Vind.* 4. Schw. K. Aus Brukers Ehrent.

U. Idem. Albrecht Dürer einer derer Vollkommenſten Künſtler ꝛc. *I. W. Heckenauer ſc. Wolfenbittel.* 8. Ex Arends Gedächtniß ꝛc.

U. Idem. *Lucas van Leyden ſc.* V. Füeßli Künſtlerlexic.

Idem. *Tit. Meyer ſc.* Ibid.

U. Idem. Albertus *Durer* Noric. nat. 1470. denat. 1524. (8) 12. (G. C. *Kilian*).

U. Idem. Albertus *Dürerus* etc. Se ipſ. pinx. G. C. *Kilian* incidit. 1771. 8.

U. Idem. Albertus *Durerus* u. Michael *Wohlgemuth.* 8. G. C. *Kilian.*

R. Idem. Imago Alberti *Dureri*, aetatis ſuae LVI. 12.

U. Idem. Albertus *Durerus* Noricus inter pictores etc. obiit etc. aet. ſ. LVI. *h. Cock excu. P. ANE.* 4.

U. Idem. Albrecht *Durer* Abconterfeit. in. ſeinem. Alter. des LVI Iars etc. N. W. 4.

Idem. Albertus Dürerus. Noricus. Pictor Eminentiſſ. V. Knorrs Künſtlerh. p. 38.

R. Idem.

R. Idem. Albertus *Durerus* — Inter. Pictores — — Princeps. 1. 5. 7. 1. O. I. W. 8.

U. Idem. Albertus *Durerus* Math. Pictor et Sculpt. Nor. 12. *Ex Freh.*
Idem, ohne Namen, mit Wilib. Pirkh. und andern auf dem Titelbl. von Bartschii Planisph. M. V. *Sommr. sculpt.* 4.

U. Albert. *Durerus.* O. Dür. Zeichen (*de Mayr sc.*)
Ov. Titelvign. des Verzeichn. der N. K. Portr.
Ead. tabula, ohne Schrift.
Idem. Alber. *Durer.* D'Argenv. II. 3.
Idem. Bullart. T. 2. p. 383.
Idem. Serie etc. T. 4. p. 1.
Idem. Lavaters Physiogn. T. III.

O. Idem. Albertus *Durerus* etc. 12. *Lign. inc. ex Zeid. theatr.* p. 31.
Idem, in einer Rundung ohne alle Schrift.
Idem, in der Abbildung des verlohrnen Sohnes.
Idem, in Mechels Verzeichn. der Kaiserl. Bildergallerie in Wien S. 229.

Es ist ein Kupferstich, der manchen Sammlungen Dürerischer Arbeiten vorgesetzt ist, mit folgender Unterschrift vorhanden:

Alberti Dureri Nor. Pictorum Germ. Principis, effigies genuina duplex, quas Lucas Kilianus, Augustanus, ex archetypo autoris posteritati spectandas publicat, et primum quidem ex tabu-

la

la arae, in qua hiſtoria Aſſumptionis B. Mariae fuit depicta, quam templo Dominicanorum Francofurti ad Moenum Iac. Heller et Catharina von Möllin eius coniux dedicauit A. C. M. DIX. alterum vero ex tabula arae Sacelli omnium ſanctorum Noribergae, in qua chori ſanctorum angelorum, martyrum et confeſſorum fuerunt expreſſi, Anno C. N. MDXVII. fol.

Dürers Kopf nach einem von Rottenhammer nach Dürern copirten Gemälde von Hrn. Verhelſt 1782, in Kupfer geſtochen, befindet ſich in Hrn. Kleins Leben und Bildniſſen großer Deutſchen. B. II.

Erste Beilage.

Eigenhändig geschriebene Nachricht Albrecht Dürers von seinem Vater. *)

„A. 1524. nach Weyhnachten in Nürnberg. Ich Albrecht Dürer, der Jüngere, habe zusammengetragen aus meines Vaters Schriften, von wannen er gewesen sey, wie er herkommen, und geblieben, und geendet seeliglich. Gott sey ihm und uns gnädig. Amen.

Albrecht Dürer der Aeltere, ist aus seinem Geschlecht gebohren im Königreich zu Hungarn, nicht fern von einem kleinen Städtlein, genannt Jula, acht Meilwegs weit unter Wardein, aus einem Dörflein zunächst dabey gelegen, mit Namen Eytas, und sein Geschlecht hat sich genährt der Ochsen und Pferde; aber meines Vaters Vater, der genannt gewesen ist Anton Dürer, ist knabenweise in das obgedachte Städtlein gekommen, zu einem Goldschmid, und hat das Handwerk bey ihm gelernet. Darnach hat er sich verheurathet mit einer Jungfrau, mit Namen Elisabeth, mit der hat er eine Tochter Katharina und drey Söhne erzeuget. Der erste Sohn, Albrecht Dürer genannt, der ist mein lieber Vater gewesen und auch ein Goldschmid worden. Den andern Sohn hat er Laßlen

*) S. Hrn. Prof. Wills Münzbelust. Th. I. S. 322. f.

Laßlen genannt, der war ein Zaummacher; von dem ist gebohren mein Vetter Nikolaus Dürer, der zu Kölln sitzt, den man nennt Niklas Unger, der ist auch ein Goldschmid und hat das Handwerk hier in Nürnberg bey meinem Vater gelernet. Den dritten Sohn hat er Johannes genannt, den hat er studieren lassen, derselbe ist darnach zu Wardein Pfarrer geworden und bey 30 Jahr lang geblieben. Darnach ist Albrecht Dürer, mein lieber Vater, nach Deutschland gekommen, lang in den Niederlanden bey den grösten Künstlern gewesen und auf die letzt her gen Nürnberg gekommen, als man gezählt hat nach Christi Geburt 1455 Jahr, am St. Lorenztag. Auf denselben Tag hatte Philipp Pirkheimer Hochzeit auf der Vesten, und war ein großer Tanz unter der großen Linden. Darnach hat mein lieber Vater, Albrecht Dürer, dem alten Hieronymus Haller gedient eine lange Zeit, biß daß man nach C. G. gezählt hat 1467 Jahr: da hat ihm mein Anherr seine Tochter gegeben, eine hübsche gerade Jungfrau, Barbara genannt, 15 Jahre alt; und hat er mit ihr Hochzeit gehabt acht Tage vor Viti. Auch ist zu wissen, daß meine Anfrau, meiner Mutter Mutter, ist des Oellingers Tochter von Weissenburg gewesen, und Kunigunda geheißen hat. Mein lieber Vater hat mit seinem Gemahl, meiner lieben Mutter, diese nachfolgende Kinder gezeugt: dieß setze ich, wie er es in sein Buch geschrieben hat, von Wort zu Wort:

1) Item nach C. G. 1468 Jahr, am St. Margarethen Abend, in der sechsten Stunde, gebahr mir meine Hausfrau, Barbara, meine erste Tochter, ward mein Gevatter die alte Margareth von Weissenburg, und nannten wir das Kind Barbara, nach seiner Mutter.

2) Item nach C. G. 1470 Jahr, am St. Maria-Tag in der Fasten, zwo Stunde vor Tags, gebahr mir meine Hausfrau Barbara mein anderes Kind, einen Sohn, den hub aus der Taufe Friz Roth von Bareuth, und nennte meinen Sohn Johannes.

3) Item nach C. G. 1471 Jahr, in der sechsten Stunde am St. Prudentien-Tag, an einem Erichtag in der Kreuzwoche, gebahr mir meine Hausfrau Barbara meinen andern Sohn, zu dem war Gevatter Anton Koburger, und nennte ihn Albrecht nach mir.

4) Item nach C. G. 1472 Jahr, in der dritten Stunde am St. Felix-Tag, gebahr mir meine Hausfrau, Barbara, mein viertes Kind, dazu war Gevatter Sebald Hölzle, und nennte meinen Sohn Sebald nach ihm.

5) Item 1473 Jahr nach C. G. am St. Ruprechts-Tag in der sechsten Stunde, gebahr mir meine Hausfrau, Barbara, mein fünftes Kind, zu dem war Gevatter Hanns Schreiner, beym Tauferthor, und nennte meinen Sohn Hieronymus, nach meinem Schweher.

6) Item

6) Item nach C. G. 1474 Jahr am St. Domitz-Tag, in der 2ten Stunde, gebahr mir meine Hausfrau, Barbara, mein sechstes Kind, dazu war Gevatter, Ulrich Mark, Goldschmid, und nennte meinen Sohn Anton.

7) Item nach C. G. 1476 Jahr in der 1. Stunde am St. Sebastian-Tag, brachte mir meine Hausfrau mein siebentes Kind, dazu war Gevatter Jungfrau Agnes Bayerin, und nennte meine Tochter Agnes.

8) Item darnach über eine Stunde gebahr mir meine Hausfrau noch eine Tochter in großen Schmerzen, und das Kind wurde jachgetauft und genannt Margaretha.

9) Item nach C. G. 1477 Jahr auf dem nächsten Mittwoch nach St. Lorenzen-Tag gebahr mir meine Hausfrau, Barbara, mein 9. Kind, und war Gevatter Jungfrau N. und nennte meine Tochter Ursula.

10) Item nach C. G. 1478 Jahr gebahr mir meine Hausfrau, Barbara, mein 10. Kind, in der dritten Stund des nächsten Tages nach Petri und Pauli, und war Gevatter Hanns Stergir, des Schombachs Freund, und nennte meinen Sohn Hanns.

11) Item nach C. G. im 1479 Jahr, drey Stunden vor Tags, an einem Sonntage vor St. Arnolds-Tag, gebahr mir meine Hausfrau, Barbara, mein 11. Kind, und war Gevatter die Ag-

nes, Friz Fischerin, und nennte meine Tochter nach ihr auch Agnes.

12) Item nach C. G. 1481 Jahr in der ersten Stunde des Tags Vinculi Petri, gebahr mir meine Hausfrau mein 12. Kind, und war Gevatter Jobst Hallers Diener, mit Namen Nikolaus, und nennte meinen Sohn Peter.

13) Item nach C. G. 1482 Jahr in der vierten Stunde des nächsten Pfingsttags vor Bartholomaei, gebahr mir meine Hausfrau, Barbara mein 13. Kind, und war Gevatter des Leuntwarts Tochter, Katharina, und nennte meine Tochter auch Katharina.

14) Item nach C. G. 1484 Jahr vor St. Marx-Tag, eine Stunde nach Mitternacht, gebahr mir meine Hausfrau mein 14. Kind, und war Gevatter der Endres Strohmayr, und nennte meinen Sohn auch Endres.

15) Item nach C. G. 1486 Jahr zu Mittag am Erichtag vor Georgi, gebahr mir meine Hausfrau, Barbara, mein 15. Kind, und war Gevatter der Sebald von Lochheim, und nennte meinen Sohn auch Sebald; der ist der andere Sebald.

16) Item nach C. G. 1488 Jahr zu Mittag des nächsten Freytags vor unsers Herrn Aufarths-Tag, gebahr mir meine Hausfrau, mein 16. Kind, und war Gevatter Bernhard Walters

Haus-

Hausfrau, und nennte meine Tochter Christina nach ihr.

17) Item nach C. G. im 1490 Jahr an der Herren Fastnacht, zwey Stunden nach Mitternacht, gebahr mir meine Hausfrau mein 17. Kind, und war Gevatter Herr Georg Vicarius zu St. Sebald, und nennte meinen Sohn Hanns; das ist mein dritter Sohn, der da Hanns heist.

18) Item nach C. G. 1492 Jahr am St. Cyriacus-Tag, zwey Stunden vor Nachts, gebahr mir meine Hausfrau das 18. Kind, und war Gevatter Hanns Carl von Ochsenfurt, und nennte meinen Sohn auch Carl.

Nun sind diese meine Geschwistrige, meines lieben Vaters Kinder, alle gestorben, etliche in der Jugend, die andern da sie erwachsen; allein leben wir drey Brüder noch, so lang Gott will, nemlich: ich Albrecht; mein Bruder Andreas; desgleichen mein Bruder Hanns, der dritte des Namens, meines Vaters Kinder.

Dieser obgemeldte Albrecht Dürer, der Aeltere, hat sein Leben mit grosser Mühe und schwerer harter Arbeit zugebracht und von nichts anders Nahrung gehabt, denn was er für sich, sein Weib und Kind, mit seiner Hand gewonnen hat; darum hat er gar wenig gehabt; er hat auch mancherley Betrübung, Anfechtung und Widerwärtigkeit gehabt. Er hat aber auch von Männiglichen, die ihn gekannt haben, ein gutes Lob gehabt; denn er

hielt ein ehrbares christliches Leben, war ein geduldiger Mann und sanftmüthig, gegen Jedermann friedsam, er hat sich auch nicht viel Gesellschaft und weltlicher Freude bedienet, er war auch weniger Wort und ein gottesfürchtiger Mann.

Dieser mein lieber Vater hat großen Fleiß auf seine Kinder gewandt, sie zur Ehre Gottes zu erziehen; denn sein höchstes Begehren war, daß er seine Kinder mit Zucht wohl aufbrächte, damit sie vor Gott und den Menschen angenehm würden. Darum war seine tägliche Sprache zu uns: daß wir Gott sollten lieb haben und treulich gegen unsern Nächsten handeln. Sonderlich hatte mein Vater an mir einen Gefallen, da er sahe, daß ich fleißig in der Uebung zu lernen war; darum ließ er mich in die Schule gehen; und da ich schreiben und lesen gelernet, nahm er mich wieder aus der Schule und lehrte mich das Goldschmids-Handwerk. Da ich nun säuberlich arbeiten konnte, trug mich meine Lust mehr zu der Malerey, denn zu dem Goldschmids-Handwerk. Dieß hielte ich meinem Vater vor; aber er war nicht wohl zufrieden; denn es reute ihn die verlorne Zeit, die ich mit der Goldschmids-Lehre zugebracht hatte. Doch ließ er mirs nach, und da man zählt nach C. G. 1486 am St. Andreas-Tag, versprach mich mein Vater in die Lehrjahre zu Michael Wohlgemuth, ihm drey Jahr lang zu dienen. In der Zeit verliehe mir Gott Fleiß, daß ich wohl lernte, ob ich

schon

schon viel von seinen Knechten leiden muste. Da ich ausgedienet hatte, schickte mich mein Vater hinweg, und blieb ich vier Jahre aus, bis daß mich mein Vater wieder forderte, und als ich im 1490 Jahr nach Ostern hinweg zog, kam ich wieder, als man zählte 1494 nach Pfingsten. Als ich anheim kommen war, handelt Hanns Frey mit meinem Vater und gab mir seine Tochter, mit Namen Jungfrau Agnes, gab mir zu ihr 200 fl. und hielt die Hochzeit, war am Montag vor Margarethen im 1494 Jahr.

Darnach begab sichs aus Zufall, daß mein Vater krank wurde an der Ruhr, also, daß ihm diese niemand stillen mochte. Da er nun den Tod vor seinen Augen sahe, gab er sich willig drein, mit großer Gedult; befahl mir meine Mutter, und befahl uns göttlich zu leben. Er empfing auch die h. Sacramente und verschied christlich, wie ich das in meinem andern Buche nach der Länge beschrieben habe, im Jahr 1502 nach Mitternacht von St. Matthaeus-Abend. Dem Gott gnädig und barmherzig sey!

Darnach nahm ich meinen Bruder Hannsen zu mir; aber den Endresen schickten wir weg. Zwey Jahre nach meines Vaters Tod nahm ich meine Mutter zu mir; denn sie hatte nichts mehr; und da sie bey mir wohnte, biß daß man zählte 1513 Jahre, da wurde sie an einem Erichtage früh tödlich und jählings krank und lag ein ganzes Jahr

lang. Und von dem ersten Tag an über ein Jahr, als sie krank worden, war an einem Erichtag, am 17. May im 1514 Jahr, nach Empfahung des h. Sacraments, ist sie christlich verschieden, zwey Stunden vor Nachts, der ich selbst vorgebethet habe. Der allmächtige Gott sey ihr gnädig!

Darnach im 1521 Jahre, am Sonntag vor Bartholomaei, war der 18. August im Zwilling, war meine liebe Schwieger, die Hanns Freyin, krank, und am 29. Tag des Herbstmonats, nach Empfahung der Sacramente, verschied sie, in der Nacht zu der 9. Stunde nach der Nürnberger Uhr. Der allmächtige Gott sey ihr gnädig!

Darnach als man zählt 1523 Jahr, an unsrer lieben Frauen Tag, als sie in dem Tempel geopfert ward, frühe vor dem Garaus, ist verschieden Hanns Frey, mein lieber Schweher, der bey sechs Jahren krank war, der auch in der Welt gleich unmögliche Widerwärtigkeiten erdultet hat, der auch mit den Sacramenten verschieden ist. Der allmächtige Gott sey ihm gnädig."

Zweyte Beylage.

Fragment des Dürerischen Tagbuchs.

(Noch ungedruckt.)

Unter dem Dürerischen Zeichen stehet von einer alten fremden Hand folgendes geschrieben:

„Albrecht Dürers seligen Aigne hantschrifft, wie sein Vatter vnd Muetter gestorben, Auch wie er daß große Wunderwerk so er all sein tag gesehen, nemlich ein Crucifix, so in ein halshembt gefallen von himel herab, aigentlich aller maß vndt gestalt, wie solchs gewest, abgemalt.“

Der eigenhändige Dürerische Aufsatz selbst besteht aus einem einzelnen Folioblatte, und scheint ein Theil eines Tagebuchs zu seyn, das sich Dürer hielt, indem es oben mit der Zahl 19 numerirt ist, und sich der Text auf das Vorhergehende bezieht. Hier ist das Fragment:

— — begert also hett Im dy alt frow awff geholffn vnd dy schlofhawb awff seine hawbt was Jehling gantz nas worden vor grosse schweistropffen also hett er zw trinckn begert do hette sy Im gebn ein wenig reinfell *) des hett er gar ein wenig

*) Reinfall, ein italienischer Wein, welcher sonderlich auf dem Gebirge Proseck in Istrien wächst, daher auch dem besten der Beyname Prosecker-

eingenumen vnd hett wider In das pett begert vnd hett In gedanckt vnd do er In das pett komen hett er von stund an In dy zwg (ist in die letzten Züge gefallen) gegriffen als pald hett Im die alt frow dz licht angezünt vnd Im sant pernharth Versch (St. Bernhards Verse oder Sterbelied) vorgesprochen vnd e sy den tritten gesprach do was er verschiden gott sey Im barmherzig vnd dy Jwng magt do sy dy verentrung sach do luff sy schnell zw meiner kamer mich weckte vnd e Ich herab kam do was er verschiden den Ich thott mit grossem schmerzn ansach des Ich nit wirdig pin gewesen pey seinem end zw sein vnd In der neysten nacht for sant mathews abent ist mein vater verschiden In dem obgemelten Jor der barmherzig gott helff mir awch zw einem selligen end vnd hett mein muter eine betrübte Wittwen gelossen dy er mir albeg grosslich lobett wie sie so ein from frawwer deshalb Ich mir fürnym sy nymer mer zw lassen O Jr all mein frewnt Ich pit ewch um gotz willen so Jr meins fromen vaters verscheiden lest Jr wölt seiner sell gedencken mit einem Vatter Vnser vnd Ave Maria awch von ewer sell wegen awff dz so wir gott dienen dz wir ein selig leben ererben vnd eins guten endz willen wan es ist nit müglich der woll lebt dz er vbell abscheid von dyser welt

Reinfall gegeben wird. Er ist ganz schwarz und dick, hat aber einen sehr angenehmen Geschmack und ist gesund.

welt wan gott iſt vol barmherzikeit durch dy geb vns got noch diſem elendenn leben dy frewd der ewigen ſelickeit durch den vatter den ſun vnd den heilign geiſt on anfang vnd on end ein ewiger regirer. Amen.

Nun ſolt Jr wiſſen dz Jm Jar 1513 an einem eychtag (Dienſtag) vor der creuzwochen meine arme elende Muter dy Jch zwey Jor noch meines vaters dott zw mir nam dy do gantz arm was Jn mein Plig (Pflig, Pflege) nahm, di ſy 9 Jor was pey mir geweſt an einem morgen frw Jehling alſo töttlich kranck ward dz wir dy kamer awffprachen dan wir ſunſt ſo ſy nit awff kunten thon nit zw Jr kunten alſo trugen wir ſy herab Jn eine ſtuben vnd man gab Jr pede ſacrament dan alle welt meinte ſy ſolt ſterben dan ſy hielt in geſunde Zeit Jm noch meines vaters tot vnd Jr meinſter geprawch was vill Jn die kyrchen vnd ſtroffett mich albeg fleiſig wo Jch nit woll handlit vnd ſy het albeg meiner vnd meiner prüder gros ſorg vor ſünder vnd Jch gieng aus oder ein ſo was albeg Jr ſprichwort ge Jn dem nomen Jeſw vnd ſy tette vns mit hohem fleis ſtettiglich heilige vermanung het albeg groſſe ſorg für vnſer ſell vnd Jre gute werck vnd barmherzikelt dy ſy gegen Jedermann ertzeigt hat kan Jch nit gnugſam antzeigen

gen vnd Jr gut lob dyſe meine frume muter hat 18 kint tragen vnd erzogen hat oft dy peſtilenz gehabt vill andrer ſchwerer merklicher kranckheit hat groſſe armut gelitten verſpottung verachtung höniſche wort ſchrecken vnd groſſe widerwertigkeit noch iſt ſie ny rochſelig (rachſüchtig) geweſt von dem an an dem vor beſtymten dag als ſy krank iſt worden vber ein Jor do man zalt 1514 Jor an einem erichtag was der 17 Tag Jm Meyen zwen ſtund vor nacht Jſt mein frume Muter Barbara Dürerin verſchiden cryſtlich mit allen ſacramenten aws pepſtlichen gewalt von pein vnd ſchuld geabſolvirt. Sy hat mir och vor Jren ſel. end ſegen vnd den gotlichen frid gewünſt mit vill ſchöner ler auff das ich mich vor ſünden ſolt hüten, ſy begert awch vor zw trynckeu ſant Johans ſegen als ſy dan tett vnd ſy forcht den tot hart aber ſy ſaget, für gott zw kumen fürchtet ſy ſich nit, ſy iſt awch hart geſtorben vnd Jch merkt das ſy ettwas grawſams ſach dan ſy fordert dz weihwaſſer vnd het doch vor lang nit gerett alſo prachen Jr dy awgen Jch ſach auch wy Jr der tott zwen gros ſtos ans herz gab vnd wy ſy mund vnd awgen zw tet vnd verſchid mit ſchmerzen Jch pittett Jr vor dovon hab Jch ſolche ſchmerzen gehabt dz Jchs nit awsſprechen kan got ſey Jr genedig. Jr meinſt frewd iſt albeg geweſt von gott zu reden vnd ſach gern dy er gottes vnd ſy was Jm 63 Jor do ſy ſtarb, vnd Jch hab ſy erlich noch meinem vermügen begraben laſſen. Gott der her verleihe mir dz Jch awch ein

seligs ent nem vnd das got mit seinem himlischen her mein wart, Muter vnd frewnd zw meinem end wöllen kumen vnd dz vns der allmechtig got dz ewig leben geb. Amen. Vnd Inn Irem tot sach sy Will liblicher dan do sy noch dz leben hett.

Dz grost wunderwerck dz Ich all mein dag gesehen hab ist geschehn Im 1503 Jor als awff vil lewt krewtz gefallen sind sunderlich mer awff dy kind den ander lewt vnder den allen hab Ich eins gesehen In der gestalt wy Ichs hernach gemacht hab vnd es was gefallen awffs eyrers magt der Ins pirkamers hynderhaws saß Ins hemt Inn linnen (ist unverständlich) durch vnd sy was so betrübt trüber dz sy weinet vnd ser klackte wan sy forcht sy müst dorvon sterben.

(Nun folgt die Zeichnung des Crucifixes.)

Awch hab Ich einen komett am hymell gesehn.

Itl. dz nachfolgett ist mein hab dy Ich ererbet hab hertiglich mit meyner hant wan nie hab Ich fall gehabt zw grosser gewinung hab awch gresseu schaden erlitten dz Ich verporgt hab dorfür

mir

mir nit ist worden desgleichen mit knechten dy nit rechnung thetten awch mir einer zw rom (Rom) gestorben mit verlustigung meines gut. Deshalben do Ich Im 13 Jor In meiner e pin gewest hab Ich grosse schuld betzalt dy Ich zw Venedig gewuñen hab. Itl. ein zymlich gutes haws rott gute kleyder von Zynnen geschirr guten Werkzewg Petgewannt, Truhen vnd Behelter, mer vm 100 fl. reinisch gute farb.

Nachricht.

Hamburg auf Kosten des Verfassers und Leipzig in Commißion der Dykischen Buchhandlung ist erschienen:

Sämmtliche dramatische Schriften von Johann Christian Brandes. Acht Bände compl. 8 Rthlr.
Dieselben auf holl. Papier 10 Rthlr.

Die darin befindlichen Stücke einzeln:

Der Landesvater, Schauspiel in 5 Akten 8 Gr.
Der geadelte Kaufmann, Lustspiel in 5 Akten 8 Gr.
Ariadne auf Naxos, Duodrama 2 Gr.
Ollivie, Trauerspiel in 5 Akten 8 Gr.
Der liebreiche Ehemann, oder der Schein betrügt, Lustspiel in 5 Akten 8 Gr.
Constanzie von Detmold, oder Maaß für Maaß, Schauspiel in 5 Akten 7 Gr.
Der Graf von Olsbach, oder die Belohnung der Rechtschaffenheit, Schauspiel in 5 Akten 8 Gr.
Rahel, oder die schöne Jüdinn, Trauerspiel in 3 Akten 6 Gr.
Die Hochzeitfeyer, oder Ist's ein Mann oder ein Mädchen? Lustspiel in 5 Akten 7 Gr.
Alderson, Trauerspiel in 5 Akten 10 Gr.
Alderson, zweyter Theil, oder Miß Sara von Salisbury, Schauspiel in 4 Akten 8 Gr.
Alderson, dritter Theil, oder Fortsetzung der Miß Sara von Salisbury, Schauspiel in 5 Akten 10 Gr.

Was

Was dem Einen recht ist, ist dem andern billig, Lustspiel in 3 Akten 6 Gr.
Die Mediteer, Schauspiel in 5 Akten 6 Gr.
Die Erbschaft, oder der junge Geizige, Lustspiel in 4 Akten 8 Gr.
Der Gasthof, oder Trau' schau' wem! Lustspiel in 5 Akten 8 Gr.
Unbesonnenheit und Irrthum, Schauspiel in 5 Akten 10 Gr.
Ino, Melodrama 2 Gr.
Ottilie, Trauerspiel in 5 Akten 8 Gr.
Der Hagestolze, oder Wie man's treibt, so geht's! Lustspiel in 5 Akten 8 Gr.
Die Irrthümer, Lustspiel in 1 Akt 4 Gr.
Der Schiffbruch, Trauerspiel in 5 Akten 8 Gr.
Der Landjunker in Berlin, oder die Ueberlästigen, Lustspiel in 5 Akten 10 Gr.
Die Komödianten in Quirlequitsch, Lustspiel in 3 Akten 8 Gr.

Jedem Bande ist auch eine Abhandlung vorgesetzt, worin von der Entstehung der darin befindlichen Stücke, ihrer günstigen oder ungünstigen Aufnahme bey der Vorstellung, den darüber gefällten Urtheilen u. s. w. Nachricht ertheilt wird.

X V 90